R B

# An der Grenze.

Aus dem Nachlasse

von

Moritz Reich.

Herausgegeben

durch

Alfred Meißner.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1858.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

# Moritz Reich.

Ich glaube, es war in den ersten Monaten des Jahres 1852, als ich Moritz Reich kennen lernte. Er war in einem Kaffeehause, das ich zu besuchen pflegte, öfter mein Tischnachbar gewesen und war mir durch seine Erscheinung aufgefallen, wie er Jedem auffallen mußte, der ein für Beobachtung der Menschen etwas geschärfteres Auge besitzt.

Er war damals noch nicht einundzwanzig Jahre alt und hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde, das Raphael von sich selbst als junger Mensch hinterlassen hat. Jedermann kennt den Kopf von träumerischem Ausdruck, der sich auf den Elbogen stützt. Seine Gestalt war mittelgroß und von zartem Bau. Er trug langes, braunes Haar, seine Augen hatten ein schwärmerisches Feuer und über dem ganzen Gesicht war ein weicher, fast mädchenhafter Hauch ausgebreitet. Es war eine edle, freundlich gewinnende Physiognomie.

Ein gemeinsamer Freund führte eines Vormittags den jungen Menschen zu mir. Ich erfuhr, daß er nach Beendigung des sogenannten „philosophischen Cursus" ausgetreten sei, um, wie er sagte, ganz der Poesie zu leben. Er behauptete, ihm sei ein früher Tod bestimmt und da habe er durch Nebenliegendes wenig Zeit zu verlieren. Er hatte ein Buch mitgebracht, aus welchem er mir mehrere Gedichte vorlas und ich sollte ihm sagen, ob sie einen Werth an und für sich hätten oder doch einen für die Zukunft versprächen. Ich fand Proben eines großen Talents, einer in sich abgesperrten, vielfach durchstürmten Natur, die aber noch in den ersten Krisen ihrer Entwicklung begriffen war.

Diese Entwicklung ist rasch vor sich gegangen; sie hat wunderliche, flammenfarbige Blüthen und frühzeitige Früchte eigenthümlichster Art gezeitigt, aber der Baum hatte tiefe Axthiebe, und so hat ihn plötzlich der Sturm geknickt. Mir, der ich für das Talent wie für die Persönlichkeit des jungen Mannes die innigste Theilnahme gehegt, ist es vergönnt, einige der hinterlassenen Blätter zu einem Strauße zusammenzubinden. Ich thue es und glaube, daß Niemand dies kleine Buch aus der Hand legen wird, ohne Theilnahme für den Todten gefaßt und die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß hier eine wirkliche Poetennatur verloschen und untergegangen ist, die selbst Vollendetes hätte leisten können, wenn —

Doch ich muß hier Biographisches erzählen und die Geschichte eines Lebens aufrollen, so traurig und leidvoll, wie selten Eines.

Moritz Reich war am 20. April 1831 zu Rokitnitz, an der böhmisch-preußischen Grenze, geboren. Das Städtchen, von jeder Hauptstraße entfernt, liegt mit seinen an-

derthalbhundert Häusern auf jenem Ausläufer der Sudeten, der das Erlitzer oder Glatzer Gebirge heißt und bis an fünfhundert Klaftern über die Meeresfläche emporsteigt. Die Gegend ringsum ist waldig und rauh. Die Winter sind streng und halten lange an; die Herbstfröste beginnen bereits im September, die Frühlingsfröste dauern bis in die Mitte Mai.

Die Erlitz, ein Nebenfluß der Elbe und fast ebenso wasserreich wie sie, durchschneidet das Waldgebiet. Sie bildet sich unweit aus zwei Gebirgsbächen, die wegen ihres verschiedenen Gefälls die wilde und die stille Adler genannt werden und wälzt ihre klare, forellenreiche Fluth über ein Bett von Urgeschieben. Steigt man von Rokitnitz den Weg nach Bärenwalde hinan, so erreicht man in einer halben Stunde die Grenzbrücke, halb schwarzgelb, halb schwarzweiß bemalt. Unweit davon, bei einer kleinen Kapelle stehen drei stämmige Fichten, und bezeichnen den Punkt, von dem aus man eine großartige Aussicht genießt. Man hat die mächtige Kette der Sudeten vor sich. In der Tiefe liegt die fruchtbare Grafschaft Glatz mit ihren Wiesen und einer Herde von Dörfern.

Das kleine Städtchen Rokitnitz zählt unter seinen Einwohnern auch eine kleine jüdische Gemeinde, die ihr eigenes Bethaus hat. Aus einer dieser jüdischen Familien ward Moritz Reich geboren. Sein Vater verband die scheinbar sehr disparaten Eigenschaften eines „Schächters" und Vorsängers, die nach jüdischem Ritus vereinigt sind. Er war zu arm, um viel für sein Kind thun zu können. Er sandte wohl seinen Moritz auf das benachbarte Gymnasium nach Reichenau, wohin er bis 1847 blieb, als dieser aber nach dort beendigtem Unterricht nach Prag ging, sollte der Knabe

bereits durch Unterrichtertheilen für sich selbst sorgen. So trat der arme Bursche, der wie durch eine Ironie des Schicksals Reich hieß, schon früh in einen Kreis von Sorgen und Entbehrungen, aber zu seiner Armuth gesellte sich etwas noch weit Traurigeres. Er hatte von seiner Mutter, die er früh verloren, den Keim einer Krankheit geerbt, der auch seine Schwester erlegen. Hinter seinem blühenden Aussehen, seiner zarten und schmächtigen Hülle lauerte jenes tückische Uebel, das so oft mit einer frühzeitigen Entwicklung des Geistes Hand in Hand geht und eine Reizbarkeit bedingt, die zum Poeten eignet, ihn aber auch früh tödten hilft.

Als sich die ersten Anzeichen dieses Uebels zeigten, war Reich zu einem der ersten Aerzte Prags gegangen. Dieser untersuchte seine Brust und sagte ihm dann mit einer unverzeihlichen Offenheit: „Tuberculosis cruciata! Da ist wenig zu machen.“ Diese Eröffnung ließ in dem jungen Menschen einen Zug nachhaltiger, unausrottbarer Melancholie zurück. Er ward fortan seines Lebens nicht mehr froh. So schrecklich wirkt manchmal die Wahrheit!

So, arm und in Gedanken schon dem Tode geweiht, hatte es Reich unternommen, den Fachstudien Lebewohl zu sagen und allein der Poesie und durch die Poesie leben zu wollen. Verhängnißvoller Entschluß, der dem jungen Mann sein Grab graben half und der Dämon seines Lebens ward! Er sollte durch ihn elend werden, wie Chatterton, wie Gilbert, wie Edgar Poe elend geworden! Die Muse ward seine Parze!

Reich hatte Freunde, Alters- und ehemalige Studiengenossen. Einer derselben, der ihm von Herzen zugethan und selbst ein poetisches Gemüth war, ging mit ihm einen seltsamen Bund ein. Er beschloß, ihn gewissermaßen durch's

Leben zu tragen. Er wollte, da nach seinem Dafürhalten Reich durch seine Kränklichkeit unfähig war, durch Stundengeben für sich zu sorgen, diesen seinen Freund ernähren und mit allem Nothwendigen versehen. Er, selbst mittellos, gab fortan doppelt so viel Lektionen, die eine Hälfte für sich, die andere für den Freund, der sich inzwischen ungestört zum Schriftsteller ausbilden sollte.

Eine Weile dauerte dies Verhältniß und Reich nannte den Freund seine Amme, aber diese Beziehungen, durch den Enthusiasmus in's Leben gerufen, konnten nicht dauern. Die Bürde ward endlich der Hingebung zu schwer, der Arm erlahmte. Theils, um ökonomisch frei zu werden, theils um sich einen größeren Schauplatz anzusehen, ging Reich im Herbst 1853 nach Wien. Dort war es, wo er in seiner Dachkammer sitzend die Natur und die Bewohner seiner Heimat in einer Reihe von Novellen und Skizzen zu schildern unternahm, die, wenn sie auch nicht fehlerfrei sind, doch auf jeder Seite einen tiefpoetischen Sinn und ein verständnißvolles Auge für psychologische Conflikte beurkunden.

Seine erste Novelle: „Nur ein Schreiber" fand in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" Aufnahme; in rascher Folge erschienen hierauf „das Haus im Walde" und der „Kinderhandel" im Jahrbuch des österreichischen Lloyd, „der Jäger im Gebirge" in der Iris, zahlreiche Aufsätze, Scenen, Bilder in allerhand Wiener Blättern. Reich schrieb mit großer Leichtigkeit und seltener Ausdauer, aber trotz allen Fleißes blieb das Leben für ihn eine ununterbrochene Kette von Leiden, Entbehrungen, bitterer Noth. Mitten in einer Welt, in welcher so Viele ihr Glück machten und aus dem Redaktionsbureau den Weg in die Salons der Minister und Börsenaristokraten zu finden wußten, kam er nicht vorwärts.

Er war Poet, nicht Journalist, er blieb arm. Er schrieb ja nicht für Zeilenhonorar, er wollte mit Allem, was er lieferte, eine Schöpfung geben und Darstellungen psychologischer Kämpfe bringen, die durchgeführt und langsam mit eingehender Stimmung ausgetieft sein wollten. Reich hatte in der That, wie in seiner Erscheinung, so auch in seinem innersten Menschen nichts vom Juden; es fehlte ihm ganz und gar der praktische, erfinderische, schmiegsame Geist, der diesem Volke in so hohem Grade eigen und in unserem spekulativen Jahrhunderte jedem Einzelnen seiner Glieder so wunderbar durch's Leben hilft. Reich war naiv, träumerisch und unpraktisch, wie nur irgend ein Deutscher.

Ich blieb auch mit dem Abwesenden in dauernder Verbindung. Meine Versuche, ihn der Wiener Luft zu entreißen und nach Prag zurückzubringen, blieben leider unerfüllt. Kein christliches Haus wollte den Juden als Erzieher annehmen, und als ich endlich in einer jüdischen Familie eine passende Stelle für ihn gefunden zu haben glaubte, scheiterte das Vorhaben an dem starken Selbständigkeitsgefühl des jungen Menschen. Er wollte lieber frei sein und darben, als gebunden sein und in sorgenfreien Verhältnissen leben. Er traute seinem Muthe und seinem Fleiße.

Im Winter 1855 schrieb Reich binnen wenig Monaten eine Tragödie „Saul". Dies Drama hat eine edle Führung und überraschende Einzelheiten, ist aber in den Charakteren nicht ausgereift und überhaupt zu ungeduldig geschrieben. Es lief durch die Hände mehrerer Intendanten und kam wieder an ihn zurück.

Angestrengtes Arbeiten untergrub Reich's Gesundheit allmälig immer tiefer, er zwang sich zu einer Anstrengung, der seine zarte Natur nicht gewachsen war. Oft fanden ihn

die Freunde Morgens mit funkelnden Augen und erhitzten Wangen übernächtig vor dem Schreibtische sitzen, auf dem das Licht herabgebrannt war. Er zeigte freudig und wie berauscht auf die Bogen, die er vollgeschrieben, und machte sich in seiner Begeisterung gleich daran, das Produkt der Nacht vorzulesen.

Der Herbst 1856, Neujahr 1857 kam. Ich machte manchen Versuch, seine gesammelten Schildereien aus den Bergen seiner Heimat bei einem Verleger anzubringen; aber es zog sich damit in die Länge. Der Büchermarkt ist ja so überfüllt und die Verleger bedenken sich so lange bei unbekannten Namen. Dem unruhvoll Harrenden dauerte alles eine Ewigkeit! Glücklicherweise hatte er sein Unterkommen bei braven Leuten gefunden, die ihn wie ihr eigenes Kind liebgewonnen hatten und sich, so schwer es ihnen selbst fiel, geduldeten, wenn seine Rechnung auch hoch aufgewachsen war. Mir ging seine Lage sehr nahe. Nur seine Sachen als Buch gesammelt vor sich zu sehen, konnte dem Tödtlichkranken noch eine Freude gewähren, nur eine Freude die schwache, hinsiechende Lebensflamme noch nähren und hinhalten.

Im Februar wurde seine Krankheit bereits sehr bedenklich. Er konnte das Zimmer oft wochenlang nicht verlassen. Seine Reizbarkeit verscheuchte die Freunde, der Erwerb stockte, seine finanzielle Lage ward immer peinlicher. Von Zeit zu Zeit drang ein Nothschrei zu mir herüber, der mir das Herz doppelt zerschnitt, weil es nicht blos der Dürftige, sondern der dem Tode Verfallene, der unrettbar Verlorene war, der klagte. So schrieb er mir:

Indem ich Ihnen herzlich danke für die Verwendung bei Herrn...... muß ich leider bekennen, daß es wie Ironie klingt, von mir Correspondenzen aus Wien zu verlangen, da ich in Wien nicht lebe, sondern sterbe. Sie schreiben, daß Alles noch gut werden müßte! Ich habe leider alle Hoffnung, allen Muth verloren, denn mir fehlt schon die Kraft, das Rettungsbrett, das man mir in den Strudel gegenwärtiger Zeitverhältnisse zuwirft, zu ergreifen! K.... vertraute mir gerne seine Kinder an — ich kann sie jetzt nicht übernehmen, ebensowenig wie ich schreiben kann! Jene Novellete, von der Sie wissen, hat endlich doch Herr........ angenommen, allein erst muß eine Uebersetzung abgedruckt sein, ehe er meine Arbeit drucken kann, das dauert Alles eine Ewigkeit! kein Ereigniß, das mich stärkte! Man ruft dem, der in Gefahr ist, jeden Augenblick in Flammen umzukommen, „wart' ein wenig, wir werden Dir schon helfen! Hab' Geduld!" Der letzte Funke, fürchte ich, ist erloschen, das Herz ist ein Prophet, sein eigener Arzt, Priester — und Henker! Ich mache an mir Beobachtungen, die mir, wenn ich wieder gesund würde, wenn ich wieder schreiben könnte, freilich sehr zu Statten kämen! Ich steige gleichsam nach und nach die Stufenleiter der Menschheit herab und versetze mich nun täglich in eine andere Menschen-Seele und finde sie so am klaren Tage liegend, während sie mir, da ich noch unendlich höher war, als sie, ein Räthsel blieb; ich sehe täglich einem Andern gleich, aber nur mir selbst nicht! Ich fürchte, ich fürchte, ich werde das letzte Stadium durchmachen müssen, ehe der Tod diesem Gerädertwerden von Unten nach Oben mit einem Gnadenstoß ein Ende macht. Wir leben in einer Zeit, in der die Temperaturen unausgeglichen sind, wie nie! Man kömmt so leicht in die Zugluft und erkältet sich, wenn man zarter als Andere vom lieben Gott konstruirt ist, der es so gut mit uns gemeint und uns mit allerlei Gaben beschenkt hat, die uns und Andere hätten glücklich machen sollen! Er legte Gold auf den Grund unseres Gemüths und die unedleren Metalle darauf und ganz oben Schlacken — da kam das Leben und räumte Eins nach dem Andern ab, bis das reine Metall mit seinem Lichtblicke und Himmelsglanz zu Tage lag. Man strahlt einen Moment in einer seligen Vollendung, die Natur ruft: Siehst Du, das hatte ich mit Dir vor! Warum hast

Du Dich nicht besser bewahrt? Und plötzlich über Nacht ist all die Herrlichkeit verloren und wir sind kahl und nackt, kalt und nüchtern, mittelgut wie die Andern. Wie habe ich Angst gehabt vor dem furchtbaren Wort „zu Grunde gehen!" das man so leicht hinspricht, wie habe ich dagegen mich durch philosophische, sprachliche und andere Studien zu verbarrikadiren gesucht! Wie sparte ich, so sehr es die Verhältnisse gestatteten, den Fond anzugreifen! Und nun hat mich die Metze Delila verrathen, meine Locken liegen auf dem Boden und ich will mich erheben und kann nicht! Ja, Philister über mir! ein Schock, ein Hundert! O, noch einmal wollte ich meine Kraft wiederbekommen! Ich umfaß'te die Säule, welche das Gebäude unseres modernen Lebens trägt, und risse sie um, wenn mich auch der Fall mitbegrübe! Wenn man nicht geradezu ein Göthe ist, kann man heutzutage nichts gegen diesen Wall von Hindernissen ausrichten, die sich einem poetischen Streben entgegensetzen; können sie dem Talente nichts anhaben, hängen sie sich an den Charakter, die Thorheiten, und reißen ihn zu Boden! Das natürliche Verhalten eines poetischen Menschen, wenn es mit der Convenienz, die sich, da sie keine innere Sittlichkeit hat, mit einem Eispanzer von Regeln rüstet, sich nicht verträgt, wird als „gemein", als „charakterlos" verschrieen! Fallen werden Einem gestellt, an die man nicht im Traume gedacht hätte; man tadelt Den und Jenen, um dem Gereizten auch ein Tadelswörtchen zu entlocken und es dann gegen ihn als Dolch zu gebrauchen! Bestehe man oder nicht — das Vertrauen, das naive, nachtwandlerisch sichere Wesen ist dahin, schlangenklug muß man werden, wenn man einfältig war wie die Tauben, und dann ärgert es die Leute, daß man so klug ist wie sie! — Doch ich ermüde Sie und muß noch Praktisches berühren: Herr ..... hat noch immer keine Nachricht gegeben — wollten Sie wohl so gütig sein, ihm sagen zu lassen, daß ich ungeduldig auf Antwort warte! Von ...... ist noch immer nichts da. Ich habe unter allen diesen wüsten Stimmungen doch das zweite Buch „Friedel" beendigt — das dritte, dessen Gang mir ganz klar ist, kann ich jetzt unmöglich niederschreiben, ohne es gründlich nüchtern zu machen und zu verderben. Was soll daraus werden? Dies Buch ist schicksalvoll! — Vollende ich's, dann bin ich Etwas —

ben Sie wohl und nehmen Sie meine Jeremiade mit Ihrer erprobten — das Licht ist erloschen — guten Morgen! Soll ich den Brief abschicken, soll ich nicht? Solche Zweifel gehören mit zum Schaukelsystem zwischen Sein und Nichtsein!

Mit Vertrauen

Ihr rc.

Endlich schien die Perspektive heller zu werden. Ich konnte meinem jungen Freunde die freudige Nachricht schreiben, daß die thätige Bellmann'sche Verlagshandlung seine Novellen angenommen habe, und wie der Mensch das Hoffen nicht läßt, so trug ich mich mit der Hoffnung, daß Ruhe, Befreiung von Sorgen, vielleicht ein Erfolg diese herabgestimmten Nerven wieder anspannen und diesen zerrütteten Organismus neu beleben könnten. Aber ein Ereigniß, das ihn früher überglücklich gemacht hätte, brachte auf den Kranken kaum noch eine Wirkung hervor. Er war unfähig geworden, Freude zu empfinden und fühlte, daß alles Gute, das ihm zukam, zu spät komme. Er schrieb nach Empfang des Briefes, der ihm die Annahme berichtete:

„— — — — um Ihnen wenigstens durch meine Aufrichtigkeit zu danken, welche bisher mir so viel Unglück angerichtet, mir fast alle meine Bekannten entfremdet und mich in den Verdacht eines Menschenfeindes gebracht hat, muß ich Ihnen bekennen, daß es gerade zu den Phänomenen meiner Gemüthskrankheit gehört, daß ich überhaupt fast nichts mehr empfinde und daß die ablehnende Antwort früherer Verleger mir eben so wenig Schmerz als Ihr heutiges Schreiben eigentliche Freude verursacht hat. Ich bin schon innerlich zu sehr aufgerieben, zu tief in den Grund der Seele hinein verwundet, um noch zu empfinden — es ist möglich, daß ein sorgenfrei, ohne schriftstellerische Intentionen auf dem Lande verlebter Sommer, angenehme Beziehungen, Reisen u. s. w. mich nach und nach annäherungsweise auf meine vorige Höhe werden bringen können, daß der ganz und gar zerrissene Seelen-

boden wieder Konsistenz gewinnt und zum Resonanzboden für alles Schöne und Gute wieder taugt, wie ehedem. — Das weiß Gott, ich hatte von Natur ein sehr dankbares Herz, das die geringste Wohlthat tief empfand, ohne äußerlich danken zu können; jetzt danke ich mit dem Munde, aber es ist ein leerer Dank! — Ich habe eine entschiedene Abneigung gegen alle Bücher, mögen sie ernst oder belletristisch, philosophisch, historisch oder poetisch sein! es ist mir Alles unsäglich fade! auch Menschen wirken nicht mehr auf mich! Während ich noch vor wenigen Tagen meine Hände sehnsüchtig in die leere Luft ausstreckte nach einem freundlichen Händedruck und schon dadurch, als hätte sie ein Phantom ergriffen, eine leise Befriedigung in mich einkehrte, empfange ich jetzt fast gar keinen Eindruck von der Außenwelt — leider hat Lieblosigkeit gerade da sehr arg mit mir gewirthschaftet, als ich am dringendsten der Theilnahme bedurfte, als ich nach einem warmen Blicke wie ein Fieberkranker lechzte. Höhnend wies man mich von sich, als hätten sich Alle gegen mich verschworen; in solcher Eintracht verließen sie mich! Andere zogen sich zurück, weil mein Anblick sie schmerzte. Es ist arg, sich immer mit sich selbst beschäftigen müssen und verschlimmert den Zustand; auch fürchtete ich, mein letztes Schreiben werde Ihnen lästig fallen, da man jetzt im öffentlichen, wie im Privatverkehr Sentimentalitäten so gründlich verlacht; allein, vielleicht weiß die Seele besser, was ihr gut thut. — — — — Die Oper, das Theater überhaupt, wirkt allein noch auf mich, vorzugsweise die Komödie, ich fühle, wie die Seele durch das Lachen sich erfrischt, wie das Blut voller zu kreisen beginnt! Eigentliche Noth litt ich nicht, allein sorgen müssen, man werde kein ehrlicher Mann bleiben können, bei lebendigem Leibe sich für einen todten Mann angesehen zu wissen, mit Fußtritten traktirt zu werden, wenn man um Mitleid, nicht um Thätiges, fleht — das ist ärger als Hunger, es ist das Herz, das edelste des Herzens, das nach Futter schreit — und sehen die Menschen, daß die Agonie aus dem hohlen eingesunkenen Auge schaut, dann spotten sie noch des Gefallenen und dünken sich auf seinem Nacken was Bedeutendes! Unlängst fühlte ich in einer schlaflosen Nacht mein Herz wie eine glühende Kohle brennen. Ob da nicht auch meine Poesie zu Asche geworden ist?"

Ende Februar verließ er Wien. Es war keine Zeit, für einen so schwer Kranken, zu reisen, aber er ließ sich nicht halten; er wollte die Heimat wieder sehen, die Verwandten, ein Mädchen, das er liebte. Er wollte in seinen lieben Bergen den Roman, den er bis in die Hälfte geführt, vollenden. Er hoffte ein neues Leben, Gesundheit, Rettung. Es zog ihn, wie ein Verhängniß. Endlich sah er die schneebedeckten Häupter der Sudeten ihm entgegenleuchten, die Tannen der Heimat, die schneebelasteten Dächer, die Steige, die Wiesen, die Häuser, von denen allen er eine Geschichte wußte. Schlecht verwahrt kam er im Schlitten am ersten März in Stiebnitz, einem ganz nahe an Rokitnitz gelegenen Städtchen an und quartirte sich dort im Wirthshause ein.

Der Empfang war nicht der, den er gehofft. Das Mädchen hatte sich von ihm abgewandt, die Bekannten zürnten ihm, daß er das Dorf und Den und Jenen in seinen Novellen wie zum Greifen geschildert; direkte Beleidigungen kamen ihm zu Ohren. Der Rausch der Hoffnungen war hin, er fühlte wieder, wie tief krank er war und sank verzweifelnd auf's Lager. Der Wirth, der keinen Patienten im Hause haben wollte, trieb ihn, trotzdem er, was er forderte, baar zu zahlen pflegte, durch Vernachlässigungen fast hinaus; Niemand kam, Niemand hörte ihn, wenn er rief, er war genöthigt aufzustehen und sich das Waschwasser selbst vom Brunnen zu holen. Ein Gemeinderath des Dorfes, eine Autoritätsperson, sagte zu ihm, als er ihn matt und gebrochen an dem Wirthstische sitzen sah, laut vor allen Gästen: „Ja, ja, Sie werden kapores gehen! Hätten eben so gut in Wien bleiben können.“

Zwei Wochen hatte er so, unter fortwährenden Klagen über seine zunehmende Krankheit in Stiebnitz zugebracht,

bald das Bett hütend, bald auf den Füßen, immer unschlüssig, ob er gehen oder bleiben solle. Am 19. März kam ein Bote zu seinem Bruder, Moritz bitte um Wäsche. Er liege im Wirthshause zu Rokitnitz krank. Der Bruder eilte dahin und traf, trotzdem es Abend war, den Patienten mit einem Bekannten in der Stadt unter den „Lauben" spazierend. Er sagte, der Freund habe ihn aus dem Bette gejagt, er befinde sich außer demselben wohler. Er begleitete den Bruder auf dem Nachhauseweg und nahm unfern der Stadt Abschied.

Am 26. März verließ er plötzlich das Haus des Freundes, zu dem er gezogen, und ging den Weg, der nach Bärenwalde führt, hinan. Es war früh am Tage. Der Schnee, in den Niederungen bereits aufgethaut, lag noch zwischen den Föhren, der Nebel zog über den Wiesengründen. Ein Fleischerbursche, der dem Wandernden entgegenkam, grüßte ihn; er, in Gedanken ganz verloren, rückte nicht den Hut. Den Stock fest in der Hand, schritt er rasch vorwärts und ging an der Kapelle vorbei, seiner Lieblingsstelle, den „Schönen Fichten" zu. Dort verlor er sich im Walde.

Als es Abend ward und Reich noch immer nicht wiederkam, wurde der Freund, bei dem er wohnte, unruhig und sah auf seinem Zimmer nach. Er fand auf dem Tische den folgenden Brief:

„Mein lieber Vater und Bruder!

Da ich fühle, daß ich meinem Ende entgegengehe, fühle ich mich gezwungen, Euch wenigstens annäherungsweise die Entstehungsgeschichte meines jetzigen Zustandes mitzutheilen. Schwach und reizbar wie ich war, mußte ich meine Natur überspannen,

um von der poetischen Produktion leben zu können; da aber geistiges und körperliches Hervorbringen aus einer und derselben Quelle fließt, schwächte ich dadurch auch meinen Leib, der dann nicht im Stande war, der auflösenden Wiener Luft, der sitzenden Lebensweise und anderen Einflüssen zu widerstehen. So kam es, daß ich mit der Zeit mein Schöpfervermögen nach und nach eingehen sah, was mich traurig und ärmer machte. Unnatürliche Verhältnisse, in die ich gerieth, reizten mich zum Aeußersten, brachten eine ewige Unruhe in mein Gemüth und hinderten es, sich zu konzentriren. Dazu konnte ich keinen Freund finden, tastete stets umher und fischte im Trüben. Meine Thätigkeit war keine geregelte, wiewohl ich fleißig war. Jeder Postbrief, den ich erwartete, zehrte an meinem Leben. Die Unsicherheit meines Erwerbsmittels machte mich stets an die Zukunft denken, anstatt ruhig die Gegenwart zu genießen. Als ich meine Naturkraft schwinden sah, strengte ich mein Denkvermögen auf's Aeußerste an, um auf dem Wege der Reflexion das zu erreichen, was nur aus dem Borne der Natur lauter fließt. Dann dichtete mein Verstand in's Leben hin, was nicht darin war und die Phantasie ward überspannt. So kam ich um mein Bestes und suchte es dann in der Welt herum, natürlich vergebens, wodurch ich das Wenige verlor, was mir übrig geblieben! Das Unglück fühlt Ihr nun wohl selbst: heimzukommen als Schiffbrüchiger und vom Strande gewiesen zu werden. Doch nehmt es Euch nicht zu sehr zu Herzen, es war so nothwendig, wie es kam. Bewahrt mein Andenken treu! Macht Euch keine unnöthigen Vorwürfe und Bedenken; mir war ein früher Tod bestimmt. Lebet wohl und gedenket Eures

Sohnes
M. R.

Von diesem Augenblicke an war es nur allzugewiß, daß sich der Unglückliche den Tod gegeben, aber man konnte ihn nirgends auffinden. Lange wußte man nicht, ob er sich in die wilde Erlitz gestürzt, die eben hoch angeschwollen war,

oder im Walde die Hand gegen sich selbst erhoben. Alle Nachforschungen waren vergebens.

Erst am 6. April fand man die Leiche. Reich hatte sich bei den „Schönen Fichten", auf dem geliebten Punkte, den er in seinen Novellen und zuletzt im „Friedel" beschrieben, den Tod gegeben — denselben Tod wie Gerard de Nerval, eine Natur, die, ähnlich weich geartet, den Kampf mit der Zeit nicht zu bestehen vermocht.

Die Leiche war wohlerhalten, das Gesicht hatte den ruhigen, schönen Ausdruck, den es im Leben getragen. Um auf der Stelle, die er sich gewählt, zu sterben, hatte er den reißenden Fluß auf Steinen passirt, die kaum einen Uebergang zuließen. So fest war sein letzter Entschluß.

Der letzte Bogen Papier, den Reich's Hand beschrieb, ist merkwürdig. Er liegt vor mir. Er enthält allerlei Verse, Citate aus Dichtern, wie es scheint, halb bewußtlos hingekritzelt. Alle geben Zeugniß von seinen letzten Stimmungen. Ich lese aus Byron's Don Juan II. 39:

But with a and leak, not a stick of mast
Nor rag of cauvass, what could they expect?
But still t' is best to struggle to the last —
T' it never tow late to be wholy wrecked.

Daneben von Leopold Kompert:

„Gott hat sich gedacht: ich kann ja nicht überall sein, und da hat er dem Menschen eine Mutter gegeben."

Oder:

Alas they love not long, who love so well!

Und wieder von Byron:

The deepest ice which ever froze
Can only o'er the surface close,
The living stream lies deep below
And flows, and cannot cease to flow!

Dabei stehen zwei Sonette mit mancher Correctur, welche von den innern Kämpfen in dieser letzten Zeit sprechen:

I.

Ich lacht' einst gern, doch haſſ' ich jetzt mein Lächeln,
Das stammt aus einem wilden, kranken Herzen,
Erlegen halb dem Uebermaß der Schmerzen;
Fast lieber noch hört' ich mein Todesröcheln.
Nicht kann ich gleichen es dem leisen Fächeln
Des Zephyrs, wenn er mit dem Blatt will scherzen,
Nicht gleicht's dem ersten Sonnenstrahl des Märzen —
Ein Zeichen ist der Agonie dies Lächeln!
Zu spät will mich Natur ein Mittel lehren,
Gesund und frisch das Herz mir zu erhalten:
Mit Lachen soll ich gegen Noth mich wehren.
D'rum, da schon die Gluthen mir erkalten,
Da schon versiegt im Auge sind die Zähren,
Läßt sie auf meiner Lipp' ein Lächeln walten!

II.

Du wirst Dein lieblos Handeln einst bedauern,
Schlaflos in weichen Dunenbetten liegend,
Vergang'nes Leben innen überfliegend,
Doch nicht mehr nutzen wird mir dann Dein Trauern.
Gedenken wirst Du dann mit tiefen Schauern
In Schlaf Dein waches Herz vergebens wiegend! —
Des Lebens Lust wie lügend und wie trügend!
Die Zeit zermalmt's mit den gewalt'gen Hauern.
Ein treues Herz konnt' ich mein eigen nennen,
Mit allen Wurzeln hing es an dem meinen.

Ich ließ es kalt in eigner Gluth verbrennen,
Mich kümmerte sein Kummer nicht, sein Weinen,
Zu spät, zu spät erst sollt ich es erkennen,
Daß zu den Edeln er gehört, den Reinen.

Selbst der Todte sollte, wenn dieser Ausdruck statthaft ist, die kalte Wegwerfung noch erfahren, die dem Lebenden so vielen Kummer bereitet. Als ein Freund zur Sicherung seines literarischen Nachlasses, der für die Familie gar wohl einen Besitz darstellte, eine Anfrage an das Bezirksgericht richtete, wurde ihm die Antwort, daß der „Israelit" Moritz Reich nichts hinterlassen. Die Judengemeinde hingegen hätte ihren talentvollsten Sohn am liebsten gar nicht auf ihrem Gottesacker begraben lassen, und räumte ihm endlich nur nothgedrungen ein letztes Stückchen Erde in der Ecke des Kirchhofs ein.

* * *

Was Reich als Schriftsteller gewesen, oder eigentlich was er hätte werden können, wird der feiner fühlende Leser nach der Lektüre der folgenden Erzählungen selbst herausfinden. Eine Strömung von Poesie geht durch Alles, was er schrieb. Eine weiche, träumerische Natur, voll überquellender Empfindung, waffenlos gegen die Bosheit und die Mißgunst der Menschen, ohne andere Erfahrung als die seines Herzens, verbrannte er rasch, wie in reinem Sauerstoff, und machte in ein paar Jahren ein Unglücksleben durch, wie kaum die Unglücklichsten in Decennien. Wenn seine Gefühlswelt oft überhitzt, seine Phantastik grell und gewaltsam ist, wenn seine Menschen, in seinen späteren Erzählungen namentlich, dämonisch über ihr Maß hinauswachsen, dürfen wir nicht vergessen, welche Geier an ihm

fraßen und wie jung und erfahrungslos er war. Seine Seele war keusch und rein und lebte nur für die Kunst. Er hatte eine ideale Sehnsucht, die Höhen zu erfliegen, die nur erklommen werden können, und sein Herz brach, wie das eines jungen Adlers, aus Schmerz darüber, daß seine Schwinge durchschossen war. . . . . . .

Prag, 30. Nov. 1857.

Alfred Meißner.

# Aus der Chronik eines Dorfgeistlichen.

## I. Der Invalide.

Es gibt manchen Baum in einer Gegend, der ihr einen eigenen Charakter verleiht, weßhalb durch ein stilles Einverständniß Niemand es wagt, Hand an ihn zu legen. Auch unter den Menschen gibt es welche, deren Leben mit dem einer ganzen Gemeinde so enge verwachsen ist, daß man es eher glaubte, wenn Jemand spräche, der jüngste Tag sei hereingebrochen, als daß ein solcher gestorben sei. Der „Invalide", dessen Namen selten genannt, der aber unter jener allgemeinen Bezeichnung jeglichem Kinde des Dorfes bekannt war, ist füglich unter jene stehenden Figuren zu rechnen; der „Invalide" hieß ein Mann, der, die Woche hindurch in Lumpen gehüllt, des Sonntags im rothgestreiften Soldatenrock einherstolzirte, welch' letzterer trotz seines dreißigjährigen Alters durch die große Sorgfalt seines Inhabers noch immer daran erinnerte, daß einst ein wack'res Soldatenherz darin gepocht, und dessen Anblick noch immer den alten Reiser-Natz, welchen eigentlichen Namen des Invaliden wir hiemit der Unsterblichkeit übergeben, mit einem Stolze erfüllte, der sich durch nichts anderes als durch hochtrabend

ausgesprochenen Worte: „Innsbruck, Augsbruck, Regensbruck!“ und in einem Umdrehen auf dem linken Absatz' Luft zu machen wußte. —

Man konnte seinen Geist einen verhaltenen Soldatengeist nennen; denn vor der Beendigung des französischen Krieges durch den Verlust des linken Auges invalid gemacht, gezwungen in sein stilles, von aller Welt vergessenes und alle Welt vergessendes Dorf zurückzukehren, mußte der wack're Reiser-Natz die ganze Folge der Kriegsereignisse aus seinem Gehirn herausspinnen, denn noch hatten die leidigen Zeitungsblätter nicht den Weg gefunden zu den am äußersten Ende der Erde wohnenden Aethiopen, welche dafür von allerlei Gottheiten, als da sind: die Einfalt, die Zufriedenheit, die Arbeitsamkeit u. s. w. desto fleißiger heimgesucht wurden. Als ich ihn kennen lernte, da sagten die Leute, es sei nicht mehr der Invalide von ehedem — ein kränkliches Weib und ein Rudel von sechs Kindern hatten seinem Muthe einen Schröpfkopf aufgesetzt; sein Rücken verlernte nach und nach der Last der Jahre und der Holzbündel zu widerstehen, und immer seltener hörte man aus seinem Munde das herausfordernde: „Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!“ auch sah man ihn nicht mehr sich auf seinem Absatze herumdrehen, denn er hatte einfach keine Schuhe und bloßfüßig hätte sich das Exercitium gar zu lächerlich ausgenommen. Seine Taglöhnerdienste vermochten immer weniger ihn zu ernähren, da seine Kräfte stets abnahmen, und der Mangel an kräftiger Nahrung verursachte eben den Mangel an kräftiger Nahrung, wie geschrieben stehet: Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird genommen, auch was er hat. —

Ich fragte ihn, ob er denn keinen Pensionskreuzer bekäme. — „Nein!“ hieß es. „Warum habt Ihr Euch nicht

darum beworben?" — „Beworben? hab' ich ihnen ein Auge gegeben, oder sie mir? Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck, sie müssen sich bei mir bewerben!" — Dabei war er so stolz, keine Almosen anzunehmen. „Ein Auge hab' ich noch," sagte er, „und zwar das rechte, und da möcht' ich's doch gar zu gut sehen, wenn man mich nicht recht ansähe. Bis das eine zum andern gegangen sein wird, dann könnt Ihr mir geben, was Ihr wollt, denn ich werde dann Eure mitleidigen Gesichter nicht schauen müssen!" — Wie wäre sein Stolz gekränkt gewesen, wenn er gewußt hätte, daß sein Weib hinter seinem Rücken nehme, so viel als ihr Jemand geben wollte; er meinte, wenn er bemerkte, daß seine Kinder doch Menschen ähnlich sahen, und sein Weib am Sonntage schwarze Klöße buk, daß in seinem Hause der Witwe Oelkrüglein wäre. Aber das Krüglein und der Mehlkasten wurden leer, als das Weib starb, und der Invalide hätte sich das Eine Auge auch ausreißen mögen, um die bleichen, gespensterartigen Gesichter seiner Kinder nicht sehen zu müssen, wenn er es nicht bedurft hätte, sie vor dem Hungertode zu erretten. — Eines Morgens, es war am Sonntage Mariä Namen, ward ich von dem ältesten Mädchen des Invaliden, das ich bei einem Bauer als Gänsehüterin empfohlen hatte, zu ihrem Vater abgeholt; es war vergeblich, sie zu fragen, was es gäbe, denn ein Seelenfrost schlug ihre Zähne aneinander, so daß sie keine Sylbe hervorzubringen vermochte, aber ihre Augen, die nichts waren als zwei glühende Thränen, baten mich flehentlich, meine Schritte zu verdoppeln. Sie lief mir wie ein Hündlein voraus und kehrte wieder zu mir zurück, so daß ich fast außer Athem vor der entlegenen Hütte ankam, welche der Invalide bewohnte. Kindergejammer und ein tiefschmerzliches Stöh-

nen kam mir aus dem Innern der strohbedeckten Baracke entgegen. Ein erstickender Qualm, der aus dem engen Eingange hervorwirbelte, verhüllte mir für den ersten Augenblick den trostlosesten Anblick, den ich in meinem ganzen Seelsorgerleben haben und empfinden sollte. Auf dem Fußboden, welcher, nicht mehr als eine Klafter im Gevierte, von einem Strohlager bedeckt war, dessen Halme fast zu Staube zerrieben, lag der Invalide, aus dessen rechtem ausgeronnenen Auge Blut über sein Angechsicht strömte; die drei jüngsten Kinder, von denen nur eins ein Hemde hatte, umklammerten seine Füße, die sie mit ihren Thränen benetzten; die beiden älteren Knaben wuschen mit weißen Linnenfetzen, die den beiden nackten Kindern zur Bedeckung gedient zu haben schienen und welche sie abwechselnd in das Wässerlein tauchten, das vom Berge herab an der Hütte vorbei floß, dem alten Vater die Wunde aus, aus welcher, nachdem die Gabe des Sehens daraus geflohen, auch das Leben selber zu entweichen drohte. Ich entfernte vor allem Andern das grüne Holz vom Herde, das einen erstickenden Rauch in der Hütte erzeugte, und half sodann den Knaben in ihrer heilsamen Beschäftigung, wobei ich den Vorgang des Unglücks nach und nach erfuhr.

Die Noth hatte ihn gezwungen, sich mit dem Kleinholzklauben nicht zu begnügen, sondern er machte sich auch an diejenigen Aeste, welche leicht vom Boden aus zu erreichen waren. Gleich beim ersten Male, als der Mann, welcher doch zu stolz war ein Geschenk anzunehmen, sich so weit vergessen wollte, zu nehmen was ihm nicht gehörte noch gebührte, sollte ihm das Handwerk gelegt werden. Als er schon mehrere Zweige abgelöst hatte, lockte ihn ein etwas höher entsprossener Ast unwiderstehlich an, er um-

faßte den Baum und schwang sich, die kleine Säge in der Hand, in die Höhe, wiewohl er sich anfangs gelobt hatte, nur dasjenige Gezweige, welches so recht handlich herabhinge, sich zuzueignen. Mit dem einen Arme den Stamm fest umklammernd, durchsägte er mit dem andern hitzig genug von unten nach oben die Stelle, wo besagter Ast am Baume saß; er fiel, aber stieß im Fallen dem Holzmacher einen Widerhaken in's rechte Auge; dieser fiel mit hinab, sein Fuß stemmte sich auf den Ast, der Widerhaken riß heraus, aber zugleich mit ihm das rechte Auge — das rechte war nun zum linken gegangen. — Da lag er nun mitten im Walde allein, hilflos, blutend — selbst Gott um Hilfe anzuflehen, ihm einen seiner Engel als Führer zu geben, wagte er nicht, denn hatte er ihn nicht soeben durch eine sündhafte Handlung beleidigt? Der alte Stolz flammte in ihm empor, seine Fäuste ballten sich, auch ohne Augen wollte er auf eigenen Füßen nach Hause gehen; er raffte sich empor, und that einige Schritte vorwärts, aber, wie? sollte er umsonst sein Auge hingeopfert haben? das Holz, sollte er es im Walde zurücklassen? sollte ein Anderer unterdessen es auflesen und sich damit gütlich thun? nein! Er kehrte um; ein Holz bringt ihn zu Falle, also an dieser Stelle liegt auch das Uebrige. So viel er mit seinen Armen umspannen kann, nimmt er auf, und trippelt die längst gewohnten Pfade nach Hause, wie ein angeschossenes Wild rothe Spuren hinter sich lassend. Vor seiner Hütte bricht er zusammen; sein Stöhnen ruft die Kinder herbei, ein sechsstimmiges Jammergeschrei schlägt an die Wölbung des Himmels, als sie ihren Vater erkennen; sie tragen ihn mit ihren kraftlosen Aermlein wie eine lebendige Leiche in die Hütte wie in einen Sarg. — Man verzeihe mir die genaue Schilderung aller dieser

Vorgänge, wie ich sie aus dem Munde der unglücklichen Familie entnahm und wie meine Phantasie sie ergänzte — sie ist nothwendig, um den schwierigen Stand zu bezeichnen, den der Seelsorger in einem derartigen Falle einnimmt — wie soll er andere trösten, wenn er selber des Trostes entbehrt, wenn der Mensch in seinem vollen Elende vor ihm liegt und ihm den geistlichen Mund stopft? — In meiner Verlegenheit erinnerte ich den Mann an seine Hoffart, ihm Ergebung in sein Schicksal einzuflößen; — aber bald sah ich, wie sehr ich gefehlt — der Invalide hob sich halb in die Höhe und rief grimmig: „Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!" und seine Fersen regten sich unwillkürlich zum Kehrt euch! —

Ich verließ den Armen, nachdem ich das Blut gestillt und Verband angelegt hatte, um von dem einen verlassenen Schäfchen zu meiner Herde zurückzukehren, die ich schon in der Kirche versammelt fand, um das Wort Gottes zu hören. Ich bestieg die Kanzel und sprach: „Es steht geschrieben: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken!" — Und wieder steht geschrieben: „Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage Euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben." Nun, meine Brüder im Herrn, wißt Ihr, wer des Arztes bedarf? ich will ihn Euch zeigen! Wollt Ihr tränken den Geringsten unter Euch? ich will Euch den Weg zu ihm zeigen!" — Und ich stieg herab von der Kanzel im Ornate, das goldene Crucifix in der Rechten, und die ganze Gemeinde folgte mir aus dem Portale der Kirche unter heiligen Gesängen zu der Hütte des blinden Invaliden. Ich trat ein und die Gemeinde harrte vor dem Eingang. Der Blinde schluchzte leise; ich bückte mich zu ihm nieder und sprach: „Wie viele Augen verlorest Du?"

— „Beide, beide“, — antwortete er. — „Wie viele Kinder hast Du? — „Ach, sechs unversorgte Kindlein!“ — „Nun denn, mein Lieber, so wurden Dir zwölf Augen für zwei!“ — Der Blinde faltete die Hände zum Gebete. „Mit wie vielen Armen ernährtest Du die Kleinen, sprich!“ — „Mit zwei wackern Armen!“ antwortete er und erhob sie gen Himmel. — „Nun denn, was ist besser: von zwei Armen Hunger, oder von hundert Armen die Fülle? Wisse, vor Deiner niedern Thür' steht die ganze Gemeinde Gottes wie ein Mann! all' ihre Herzen schlagen einmüthiglich für Deine Noth! all' ihre Augen weinen um Deine Augen, all ihre Arme erheben sich gen Himmel und schwören: Seine Kinder sind uns're Kinder!“ und ich trat hinaus und rief: „Erhebet Eure Arme gen Himmel und schwöret: „Seine Kinder sind unsre Kinder! und wer sie verläßet, der soll von Gott verlassen sein!“ — und es war ein erhebender Anblick, die Hunderte von Armen zum heiligen Schwure gehoben, die Hunderte von Stimmen einmüthiglich rufen zu hören: „Seine Kinder sind uns're Kinder! und wer sie verläßet, der soll von Gott verlassen sein!“ — Und ich ging umher zu den frommen Weibern und jegliche brachte ein Gewand oder ein Säcklein mit Lebensmitteln, für den Augenblick die Blöße und den Hunger der Kleinen zu bedenken; aber die sechs reichsten Bauern, von denen zwei kinderlos, gelobten mir am Sterbelager (denn es stellte sich ein lebensgefährliches Wundfieber ein) des Invaliden mit Handschlag, jeglicher eines von den Kindern zu sich zu nehmen und als eigenes zu erziehen. Der Sterbende empfing mit beruhigter Seele die heiligen Sakramente, er bat mir noch seinen Ungestüm ab und ich verzieh ihm um so leichter, als ich ihm gar nicht gegrollt, er mich dadurch vielmehr belehrt hatte, wie

man mit Unglücklichen zu gebahren habe. Des andern Tages starb er; seine letzten Worte waren: „Augsbruck, Innsbruck, Regensbruck!" — Die ganze Gemeinde folgte gerührt seinem Sarge, auf sein Grabmahl schrieb unser berühmte Epitaphendichter, der Sommer-Tischler:

„Hier ruht ein wackerer Soldat,
Der niemals nicht gebettelt hat!
Hätt' ihn Gott nicht in den Himmel genommen,
Von selbsten wär' er nimmer kommen!"

Seine Kinder sind nun theils auch Soldaten, theils wohlhabende Bauern geworden.

## II. Die Wiedergeburt.

Denke Dir, guter Leser, eine kalte Winternacht im hohen Riesengebirge — das will sagen: eine Nacht, wo Rübezahl alle Winde aus ihren finstern Höhlen und tiefen Schluchten entkoppelt — daß sie von allen Ecken und Enden hervorbrechen, wie die wilde Jagd, und mit dem beizenden Schnee, der ohne sie phlegmatisch in die Thäler hinabgefallen wäre, Fangball spielen, und wehe dem Wanderer, der diesem tollen Spiel der Elemente als Zielscheibe dient! Da heult es von oben, von unten, von überall her, es ist finster wie in der Hölle, nur wenn Lawinen in donnerndem Sturze von den jähesten Gipfeln schießen, da zuckt es wie ein Blitz durch die Lüfte — dann fährt der im Frieden seiner Hütte schlafende Mensch erschreckt empor, schlägt ein Kreuz, ruft: „Jesus, Maria, Josef! der Polake ist los!" und schläft wieder geruhig ein, seine Seele Gott empfehlend. Eben hatte ich so gethan, mein Hund, der immer draußen spürte, ob ich wache oder schlafe, hatte zartfühlend zu

winseln aufgehört und das Gestöber nur noch einzelne Flocken in meinen Traum hereingeschneiet — da pocht es an meine Thür — ich muß „abschütteln den weichen Flaum des Schlafes", aus meinem warmen Bette steigen und hinaus treten in die unheimliche Nacht, nur, weil etwa ein Mensch die Unart hat, jetzt, in so einem Unwetter, zu sterben u. dergl. Doch es ist ein Glück, daß die Gewohnheit selber Gift unschädlich und Sibiriens Temperatur erträglich macht: ich machte Licht, nahm meinen Mantel um und, da unterdessen das Klopfen sich mehrmals stürmisch wiederholte, ging ich zu fragen und zu öffnen. Ich erhielt nur einige unartikulirte Töne zur Antwort, und als ich im Kampfe mit dem Sturme, der sich gegen die Thür stemmte, geöffnet hatte, fiel eine weiße Gestalt herein mir in die Arme; sie war nämlich völlig in Schnee gehüllt wie in einen Mantel, der dann im Zimmer in einen völligen Bach zerfloß. Es war ein Jüngling mit blondem Haar, an dem nun Eiszapfen hingen; seine Wimpern waren an einander gefroren, sein Leib erstarrt, seine Seele in Banden der Ohnmacht! Ich entkleidete ihn mit großer Mühe, legte ihn in mein noch von meinem Leben erwärmtes Bett und warf ein Scheit Holz auf die noch glimmenden Kohlen im Ofen. Bald wehte eine wohlthätige Wärme durch die Stube; ich nahm einen Becher Wein, rieb dem unglücklichen Gaste die Schläfe ein und als er große blaue Augen aufschlug, und ein „Zahl's Gott!" zu stammeln versuchte, nöthigte ich ihn, ein wenig Wein zu trinken, wodurch er alsbald gestärkt wieder auf seinen Beinen zu stehen vermochte. Jetzt erst erkannte ich meinen alten Schützling, in der Gegend genannt seiner Mutter Sohn, weil er, unehelich geboren, von seinem Vater, dem Raubschützen „Hans

vom grünen Walde", lange Zeit nicht anerkannt, erst durch mein Hinzuthun vom Gerichte dem Rabenvater aufgedrängt worden war. Hans hatte noch einen in der Ehe erzeugten Sohn, Matthäus, der mit dem sogenannten „Sohn seiner Mutter" Josef, auf dem Felde, wo sie beide ihr Vieh hüteten, jener das seines Vaters, aber dieser fremdes als Miethling, ein sehr inniges Freundschaftsverhältniß pflog, ohne zu ahnen, daß es der Bruder sei. Die Leute, welche an ihnen vorbeigingen und nicht blind waren für das Paar, das mit verschlungenen Armen singend unter den Herden wandelte, murmelten lächelnd: „Blut ist kein Wasser!" oder: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit!" aber niemand rührte es tiefer, daß die Stimme der Natur in den jungen Herzen so laut sprach — hat ja jeder seinen Geschäften nachzugehen und ist ja für das Seelenheil der Pfarrer da! Und wirklich war ich es, der diesen schönen Knabenbund für die Einsetzung Josefs in seine Rechte auszubeuten beschloß, als ich eines Tages sie überraschte, da sie ihre Hirtenscepter mit einander austauschten und somit das Commando über ihre Herden, so daß jeder die des andern hütete. Ich wollte auf das Herz des verstockten Vaters einen Hauptangriff versuchen; ich holte ihn, brachte ihn glücklich auf das Feld herzu und siehe da! die Knaben lagen eben Brust an Brust und Mund an Mund, ihre Herden in eine aufgelöst, nur durch das verschiedene Geläute zu unterscheiden; der wilde Hans stand da wie eine Säule, starr und bleich, sein glühendes Auge bald auf mich, bald auf das Brüderpaar gerichtet, das noch immer nicht bemerkt zu sein glaubte und forttändelte; — der Alte fand bald ein Mittel, sich aus der Klemme zu helfen; er ergriff die Peitsche, welche unbenützt vor ihm lag, und

knallte das Vieh auseinander, das brüllend und bestürzt sich sonderte, sodann peitschte er den Jungen, welche erschrocken auseinander gefahren waren, um die Ohren, daß sie schrien und, mich verdutzt stehen lassend, ging er auf und davon. Ich machte also, wie gesagt, die Sprache bei Gerichte anhängig; Hans mußte, da er eingestand, es sei sein Sohn, die Waise in sein Haus nehmen; und, merkwürdigerweise, lagen die Buben, nachdem sie erfahren, sie seien Brüder, einander öfter in den Haaren, als in den Armen, was freilich der Vater dadurch zu bewerkstelligen wußte, daß er dem Matthäus einblies, er verlöre durch den Balg Josef sein Hab und Gut. Während der satthabende Matthäus früher dem armen Josef manche Butterschnitte auf's Feld gebracht, mißgönnte er ihm nun nach und nach jeden Bissen, denn es ist der menschlichen Natur eigen, lieber Gnaden als Rechte zu bewilligen. — Nachdem wir nun den Leser in mediàs res zu versetzen suchten, dürfen wir nicht vergessen, daß der halb erfrorene Josef seine Sprache wiedergewonnen hat. „Um's Himmels willen! sag mir, Bursch, was willst Du hier um Mitternacht, in dem Wetter?" — „Der Vater hat mich hergeschickt, der geistliche Herr möcht' zu ihm kommen, weil er sich in Seelennoth befinde!" — „Nun," sagte ich, „möge er so bereit sein, zu kommen, dahin Gott ihn ruft, als ich es bin, ihm beizuspringen!" Und somit machte ich mich fertig, die nächtliche Wanderung voll Gefahr und Mühseligkeit zu bestehen. Allerlei Zweifel stiegen freilich in mir auf: „Gerade jetzt sollte er in sich gehen? macht er nicht den Wolf im Schafspelz? könnte nicht — doch es ist nicht recht, so böse Dinge selbst vom Bösen zu denken." — Ich zündete meine Blendlaterne an und hatte vollauf zu thun, den Bur-

schen zu bereden, daß er die Nacht dableibe und sich nicht neuerdings Gefahren aussetze, denen man nicht zweimal zu entrinnen pflegt. Ich ging nicht früher, als bis ich ihn weiter unter die Bettdecke gleiten sah, und im Vorhause hörte ich ihn heftig schluchzen, ich wußte nicht, ob aus Sorge für mich, oder aus Angst vor seinem Vater, der sein Ausbleiben strafwürdig finden konnte, oder endlich aus der Knabenfurcht, mutterseelallein bleiben zu müssen. Ich trat hinaus in die finstere Nacht mit den Gefühlen eines Soldaten, der einer Schlacht entgegen geht. Ich rekognoscirte und fand, daß der Feind, nämlich der Polake, sich in seinen Schlupfwinkel zurückgezogen, möglicherweise um mich aus meiner Verschanzung hervorzulocken und sodann im freien Felde Katz' und Maus mit mir zu spielen. Kaum hatte ich den Pfad nach des Raubschützen Gehöfte zu bahnen angefangen, und schon war ich einmal bis an den Gürtel eingesunken, als mir so erwünscht und unverhofft ein Pferd entgegen sprengte, durch den Schein meiner Laterne wahrscheinlich angezogen. Es blieb vor mir stehen, spannte die Augen weit auf, als suchte es mich zu erkennen, und wieherte so hell, daß die Berge ringsher erschollen; ich erkannte es bald für Hansens Falbe, und, wiewohl erstaunt, es hier allein zu treffen, vergaß ich doch nicht, daß ein Reitpferd kein übel Ding sei für einen armen Dorfgeistlichen in unfreundlicher Winternacht und daß es der beste Führer sei zu dem Hause seines Herrn. Das Pferd hinwieder schien nicht unzufrieden, eine menschliche Hand zur Leitung bekommen zu haben, denn es nahm mich willig auf seinen Rücken und trabte fürbas. Bald blies es aber seine Nüstern weit auf, als spionire es in den Lüften, und wirklich hörte ich es immer näher und näher heulen, wie

einen Trab hungriger Wölfe. Eine Schneewolke stürzte hierauf wie eine Trombe gewaltig auf uns nieder, vor unsern Füßen ward der Boden vom Wirbelwinde erfaßt, so daß wir wie ein Schiff auf dem Meere bald an die Wolken getragen, bald in den Abgrund geschleudert wurden — meine Laterne gerieth an einen Baumstamm, wurde zerschmettert und ausgelöscht; tief unten hörte ich die Waldbäche rauschen, welche, jede Eisfessel zerbrechend, dem Oceane gleichen — Himmel! mein Pferd gleitet aus, überstürzt sich, ich fasse glücklicherweise seinen Schweif, wir rollen bald durch weichen Schnee, bald über harte Eisstellen den Abhang hinunter — über uns hinweg wird eine Lawine auf Sturmesflügeln getragen! uns zur Seite stürzt eine entwurzelte Fichte ächzend in die Tiefe, sie fällt, bleibt liegen und hemmt unsern Fall — mein wack'res Roß bäumt sich wieder empor, wiehert und siehe da! hartan sendet eine Hütte ihren freundlichen Schein hinaus in die Nacht, der, nachdem er im Schnee in tausend Sternen geglitzert, über die Wellen des Baches eine goldene Brücke baut. Das Pferd läuft in den offenen Stall und ich trete in das Haus des Hans vom grünnen Walde, denn auch die Hausthüre steht offen, als ob man uns hätte kommen sehen. Aufrichtig gesagt: mein Herz schlug jetzt stärker, als draußen mitten im Sturm der Elemente — denn ein wildes Gemüth ist weit furchtbarer denn sie!

Die Stubenthüre stand ebenfalls weit offen, so daß ich den Wildschützen beachten konnte, ehe ich eintrat; aber auch die Fenster waren aufgerissen, so daß der Schnee freien Eintritt in die Stube hatte und der Nachtwind schauerlich mit dem langen schwarzen Barte des Mannes spielte, der von oben nach unten halb entkleidet, das Gesicht

gen Himmel gerichtet, kniete und, wie mir der Schatten auf der gegenüberliegenden Wand zeigte, den Mund zum Beten bewegte, was mir ein Zeugniß der Wahrheit schien dessen, was Josef mir von seines Vaters Gemüthsverfassung berichtet hatte. Ich trat leise ein, bewegte mich geräuschlos vorwärts, aber bald fiel mein Schatten dem Betenden in's Auge, er sprang erschreckt empor, und mich erblickend, rief er: „Also ist er nicht todt?“ — „Ihr meint Euren Josef? er lebt und ist wohl, Gott hat ihn errettet!“ — Auf dem von Leidenschaften zerschrotenen, aber schrecklich schönen Antlitz Hansens beobachtete ich die raschen Uebergänge der Freude in ihr Gegentheil, ein reiches Bekenntniß aller Gedanken und Gefühle, die in ihm der dunkle Schooß der heutigen Nacht geboren, strömte unfreiwillig von seinen jetzt sich weit öffnenden, jetzt tückisch zusammengekniffenen Augenlidern. — Beherzt ausgreifend sagte ich: „Hat Euch der Teufel betrogen? Ihr habt ihn ausgeschickt, daß er verderbe! Euer Gewissen fing sich aber zu regen an, als Gottes Wetter erdröhnten, und da sankt Ihr hin in den Staub vor ihm und batet, Josef möchte von seinem Engel getragen und behütet werden. — Als ich eintrat und Euch verkündete, er lebe: da war Euer erstes Gefühl ein freudiges, aber bald richtete sich die Schlange in Euch empor und züngelte aus Eueren Augen — Ihr wolltet wieder, er wäre todt!“ — Er trat bestürzt zwei Schritte zurück, Leichenblässe deckte seine Wangen — sein Auge senkte die Waffe vor dem meinigen — aber, gleich wieder gefaßt, sagte er keck, indem er seine Hände auf meine Schultern legte: „Ja, todt hätt' er sein sollen, und Euer ist der Gedanke! Ihr habt ihn mir in's Haus gepfercht, Ihr seid Schuld an meinen sündigen Gedanken!

Ich rede nur in Euerer Sprache, denn mir ist Alles gleichviel! Was mir genehm, das ist Recht, und Sünde nur, was ich nicht mag — übrigens — wohin der Baum fällt, da liegt er!" — Ich baute mir schnell die Brücke von jenem Großthun des Bösen zu diesem kleinlauten Schluß, der offenbar eine leise Aufforderung an mich enthielt, über die Unsterblichkeit zu sprechen. „Das ist nicht wahr!" fiel ich ein, „wenn der Baum gefallen ist, dann kommt der Eigner und besieht des Baums Natur, ob sie für das Feuer geartet oder tauglich befunden würde für einen Pfosten an seines Hauses Thor. — O, Mensch, der Du weißt, daß Du Staub und Asche bist, hast Du Dir selber den Odem in Deine Nase geblasen, daß Du wissest, wohin er fährt nach Deinem Tode? Hörst Du draußen seine Boten, die Stürme, über die Berge sausen, die Lawinen stürzen, donnernd die Last der hundertjährigen Fichte mit sträubenden Wurzeln vom Gipfel in den Abgrund fahren, Dein Leben zagt in seiner Hütte aus Lehm — Du glaubst, der Tod, die ewige Nacht, thue ihren Schlund auf und verschlinge Dich und das All; aber der Schlaf senkt sich balsamträufelnd auf Deine Augen nieder, Du verlierst Dich selbst und die ganze Welt — es wird Morgen — Du schlägst die Augen auf, findest Dich wieder, findest die Welt wieder, der Himmel lacht Dich an mit seinem blauen Auge, die Sonne glänzt auf den weißen Firnen, in den Thälern rauschen die Bäche, auf Deinem Herde lodert die freundliche Flamme, Du issest Gottes Brod und kleidest Dich in Gottes Kleid, und statt eines Sohnes grüßen Dich deren zwei; falle nieder und danke Dem, der abwechselnd die Gestirne über das Firmament wandeln, der Dir mit tausend goldenen Sternen Nacht für Nacht verkünden lässet,

daß er Wohnungen genug habe für alle seine Kinder! Wisse denn, Du bist unsterblich. Da kein Sandkorn sich aus der Welt verlieren kann, glaubst Du des Menschen lebendige Seele werde in Nichts zerfließen?" —

Auf diese und ähnliche Weise sprach ich ihm zu; doch ich zweifle, daß bloße Worte dauernd auf sein verwildertes Gemüth gewirkt hätten, wenn nicht eine Thatsache von großer Bedeutung sich mit meinen Bemühungen verbündet hätte. — Da ich nämlich seiner Söhne erwähnte, sah er unwillkürlich hinüber nach der Lagerstatt seines Matthäus und fand sie zu seinem Schrecken leer. Kein Zweifel — beirrt von dem zuthunlichen Benehmen des Vaters gegen Josef in der letzteren Zeit (wie man Delinquenten einige Tage vor der Hinrichtung Manches zu gefallen thun mag), hatte jener den heutigen Auftrag, im nächtlichen Graus den Pfarrer zu holen, dem Josef beneidet, ihn gleichsam für eine Liebesprobe und ein Pfand noch zu gewährender größerer Hulden angesehen und daher, kaum daß Josef sich auf den Weg gemacht hatte, sich in den Stall geschlichen, die Falbe hinausgeführt, bestiegen und war auf das Pfarrhaus zugaloppirt, um wo möglich dem Josef, wie Jakob dem Esau zuvorzukommen und den väterlichen Segen vorwegzunehmen. — Das stellte sich gar bald heraus, als ich dem Alten mein Abenteuer mit seinem Pferde erzählte — dem Matthäus mußte also ein Unglück widerfahren sein. Welch ein tiefes Gemüth für den Himmel verloren gegangen wäre in dem wilden Hans, das offenbarte sich mir erst jetzt recht deutlich, da ich seinen Schmerz um den verlorenen Sohn, seine Reue um das lästerliche Vorhaben mit Josef, das Matthäus' Untergang als unmittelbar von Gott verhängte Folge nach sich gezogen, in dem heftigsten

Gebaren sah; er rief mit einer Löwenstimme den Namen des Vermißten hinaus in die Nacht, daß ein hundertstimmiges Echo ihn spottend zurückgab; durchraste das Gehöfte aber- und abermals mit lohender Schleiße, ohne alle Rücksicht auf Feuersgefahr; er wollte auf den Boden steigen, um das Gesinde zu wecken; aber das währte ihm zu lange, er ging selber in den Stall, zerrte das arme Roß wieder hervor und drückte ihm die Schenkel so kräftig ein, daß es trotz seiner Müdigkeit wie ein Greif hinflog mit dem halbnackten Manne, der mit Schaudern den Tag im Osten dämmern und den Morgenstern leuchten sah, denn das Wetter war ruhig geworden und ein reiner kalter Himmel, nur mit einzelnen Lämmerwolken verhüllt, welche die Sonne zu erwarten schienen, um im rothen Dufte zu zerfließen. Noch hatte Hans nicht die Hälfte Weges zum Pfarrhause zurückgelegt, als ihm von der Ferne etwas entgegen zu kommen schien; bald ward ein menschlicher Umriß deutlich, endlich erkannte der scharfsichtige Reiter seinen Sohn Josef, der eine Last auf seinen Schultern trug; es war eine sonderbare Last, so lang, so eigen! es ist eine menschliche Gestalt — es ist Matthäus!

„Ist er todt? mein lieber Josef, mein guter Josef, ist er todt? ist er nur erstarrt?" — „Ach, Herr, seine Augen sind geschlossen!" „Gib ihn her, her mir auf's Pferd!" — Josef gehorchte; er vermochte vor Kälte, Ermüdung, Schlaf, Angst und Freude kein Sterbenswörtchen hervorzubringen und schüttelte nur verneinend den Kopf. Zum Glücke hatte ihn ein ganz sonderbares Gefühl im Pfarrhause nicht ruhen lassen; kaum mochte der Pfarrer nach seiner Berechnung sein Ziel erreicht haben, als Josef sich aus dem Bette machte, schnell ankleidete, zur Vorsicht den Hund, welcher

ihn gut kannte, mitnahm und sich unter Gottes Schutz auf den Rückweg begab. Vor jedem Wirbel gebrauchte er die Vorsicht, sich mit dem Angesicht auf den Boden zu werfen, wodurch er sicher war nicht fortgerissen zu werden. Der Hund lief voraus; plötzlich blieb er stehen und heulte, kam zu Josef zurückgesprungen, lief wieder an jene Stelle und winselte wie früher; Josef ward aufmerksam, ging herzu, horchte und vernahm ein leises Stöhnen unter dem Schnee hervor, er tappte mit Händen und Füßen umher und bekam glücklicher Weise einen Rockzipfel zu fassen; nun strengte er alle seine jungen Kräfte an, und brachte es mit Hilfe einer Schaufel, die er zur Fürsorge für sich selber mitgenommen, oder aus irgend einem Instinkte, wie es zuweilen vorzukommen pflegt, so weit, daß er nach und nach einen menschlichen Körper von der Schneelast befreien konnte, die gerade leicht genug war, ihn nicht zu tödten, doch hinlänglich schwer, ihn auf eine Weile zu begraben und so vor dem Erfrieren zu schützen.

Als sich Matthäus in menschlichen Händen sah, verlor er das Bewußtsein, das er nur so lange aus Todesangst behauptet hatte. Josef war über der Arbeit warm geworden, das Gefühl, einen Menschen errettet zu haben, beflügelte seine Schritte; erst, nachdem er ihn eine gute Strecke getragen hatte, erkannte er seinen Bruder, und fast wäre er vor Gemüthsbewegung zusammengesunken, wenn er nicht den Trab eines Pferdes vernommen hätte, was ihn aufrecht erhielt, da er neue Hoffnung fassen konnte. Als er dem Vater die theure Last übergeben hatte, schwanden ihm die Sinne und er sank um; der Hund lief aber dem Reiter nach, bellte und heulte, daß er stand und zurücksah; da lag nun der starr vor ihm wie eine Leiche,

dem er noch vor einer Stunde dies Loos vergönnt hätte; da lag Josef, der aufgedrungene Sohn, der dem Liebling Matthäus das Erbe schmälert, aber der ihm soeben das Leben gerettet. — Im Nu war er bei ihm, nahm ihn auf und jagte nun, im rechten Arme Matthäus, im linken Josef, nach Hause mit den scheintodten Söhnen, wo ich, dem Vater allein die Sorge für seine Kinder mit Absicht überlassend, ein warmes Zimmer und den ganzen Apparat zur Erweckung von allenfallsigen Scheintodten vorgerichtet hatte. Bald erwachten sie, fast zugleich, von einem lief der Vater zum andern, da küssend, dort streichelnd; da und dort warme Thränen wahrer Vaterliebe vergießend. Ich dankte Gott für diese dreifache Wiedergeburt in meinem Herzen und verlangte ein Bett, in dem ich erst mit Sonnenuntergang erwachte, und vor mir den alten Hans zwischen seinen beiden Söhnen knieend beten sah, daß ich gesund und frisch erstehen möge. —

## III. Der Schrank.

Schon waren sie dreimal aufgeboten worden. Mögen Jene, welche schon in der angenehmen Lage waren, Bräutigam zu sein, sich die Empfindungen ausmalen, welche in dem Hofknechtsherzen sich regten, als der Pfarrer die ehrbaren Brautleute Conrad Blümel und Augusta Klat von der Kanzel herab zum letzten Male aufbot, und alle Köpfe sich rückwärts bogen, um ihn in seiner Scharlachweste und sie in ihrer breiten blauseidenen Schürze zu bewundern.

Wunderbare Fügung der Natur, daß das Herz nicht nach Rang und Namen fragt, daß ein Stück Brod oft mehr Freude erregt als eine lecker besetzte Tafel, und Conrad im Bewußt-

sein seines Besitzes, Auguste ihrer Mitgift so selig dasaßen, wie je ein hochadeliges Paar in der Notredame-Kirche, umringt von den Pairs des Königreichs, blitzend in Gold und Juwelen, in Sammt und in Seide! — Und was war sein Besitzthum? Und was war denn ihre Mitgift?

Er war der Erbe, der alleinige, einer klafterhohen, drei und einen halben Schuh im Gevierte messenden, mit Stroh gedeckten hölzernen Hütte, die er erst sein nennen konnte, nachdem er die Schulden seines jüngstverstorbenen Herrn Vaters, welche darauf hafteten, in der Branntweinschenke getilgt, und selbe von dem berühmten Mist des Augias (sein Herr Papa hatte die Passion, mit zwei Säuen in Kompagnie zu wohnen) gesäubert hatte, welche Arbeit Herkules gewiß nicht hätte verrichten können, denn er würde einfach nicht seine breiten Schulteru haben hineinzwängen können. Soviel von seinem Erbe.

Was ihre Mitgift anbelangt, so war ihre Mutter zwar eine sehr redliche Person und sogar die Schwester eines vor dreißig Jahren ehrlich verstorbenen Pfarrers, aber herzlich arm, so arm, daß nach Bezahlung der Begräbnißkosten, welche natürlich von der Hofmagd Augusta ausging, nichts für die einzige, aber unversorgte Tochter dablieb, als — ein großer, breiter, tiefer, hoher Kleiderschrank, welcher die Ehre hatte, von dem besagten Pfarrer, der da war ein Bruder ihrer selig verstorbenen Mutter, herzurühren, und für ein Familienheiligthum zu gelten.

Ich habe schon einige Male das hocharistokratische Wort „Hof" dem Knechte und der Magd vorgesetzt, ohne zu sagen, was es eigentlich bedeute. Es ist ein sehr bedeutendes, das Lebensglück so manchen verliebten Paares entscheidendes Wort. So lange es heißt: Hans oder Georg

ist bei dem oder jenem Bauer Knecht, so lange klingt es nicht in dem Beutel des Küsters, der sich auf den Opfergang freut — wird er aber Hofknecht, so ist das viel mehr, als wenn ein armer Justizrath den prächtigen Titel eines Hofraths bekommt, — und ist's ein Wunder? Seht nur einmal den Hofochsen an! Welche Würde! Welcher erhabene Stolz in seinem Gang, in seiner Haltung, in seinem Muh! Alle Ochsen der Herrschaft Rosenthal sind nur — Ochsen gegen ihn! Und was denn erst ein Hofknecht, eine Hofmagd gegen einen gewöhnlichen Knecht, gegen eine Magd schlechtweg? Er oder sie ist von der Stunde an in herrschaftlichen Diensten; erst kommt der Oberamtmann, dann der Actuar, dann der Schreiber, dann der Amtsdiener, dann der Schaffer, dann der Hofknecht u. s. w.

Conrad war also Hofknecht, Augusta Hofmagd. Der große Moment war gekommen. Augustas Mitgift, der Schrank, sollte in Conrads Erbe, die Hütte, gebracht werden, denn so will es die Sitte. Der Schrank war im Hause eines Bauern einquartirt, der wegen seines Reichthums Augustas Vertrauen besaß.

Arm in Arm ging das Paar hin, sie stieß ihn, er stieß sie in die Seite, keines wollte mit der Sprache heraus, bis der pfiffige Michelsephe sie errieth und seinen Sonntagsstaat aus dem Schranke nahm, ohne ein Wort zu sagen. Und ohne ein Wort zu sprechen, packte nun Conrad oben an, sie unten, beide waren über und über roth, und trugen den altehrwürdigen, eichenen Hausrath mit einem leisen Zahlsgott zur Thüre hinaus. Gewiß blickte in dem Augenblicke die Mutter selig und der Herr Pfarrer vom Himmel herab, wenn Petrus nichts dagegen hatte. Sehr oft mußten sie niedersetzen und dann stemmten sie die Arme

in die Seite und sahen einander verständnißinnig an, ihr Blick schien zu sagen: Bin ich nicht reich? wie er schwer ist! — Sein Blick hingegen sagte: Der Schrank ist schön und gut — aber meine Hütte! na! die ist mir doch lieber! — Viele erboten sich auf dem Wege, mittragen zu helfen, aber Alle wurden kurzweg mit einem: Schön dank! abgespeist — es sollten keine profanen Hände das Familienheiligthum berühren!

Endlich sind sie an der Hütte angelangt. Conrad und Augusta stehen einander gegenüber, ebenso Hütte und Schrank — große Pause!

Zum letzten Male wird das Riesenmöbel angefaßt und der erschrockenen Hütte genähert — weitauf wird die Thüre gerissen, der Schrank wird der Länge nach — hineingeschoben! o nein, welch' ein Unglück! will er nicht? will sie nicht? Beide wollen nicht! er ist zu korpulent, sie zu schmal — unmöglich! Der Schrank wird gestürzt und gestürzt — alle Rippen krachen, er will nicht hineingehen! Der Schweiß rinnt von der Stirne des Paares, beide fürchten einander anzusehen, ihre Herzen pochen gewaltig: warum ist er auch so groß? denkt sie und redet dem Schrank in's Gewissen; warum ist sie auch so schmal? denkt er und versetzt seiner unschuldigen Thür einige Ohrfeigen — endlich fährt ihm ein: Himmelsakrament! heraus, sie fängt an zu weinen! er sagt: wein' Du noch! sie sagt: schimpf' Du noch! er sagt hitziger: da ist nur Dein dummer Schrank schuld! sie jammert noch lauter: nein! Deine Hütte ist schuld! — Du hast eine schöne Muttergabe! spottet er, Du ein schönes Erbe! höhnt sie; prächtige Mutter das! — schreit Conrad, laß mir meine Mutter unbescholten! weint sie, Dein Vater war der rechte! akkurat!

Schon kamen die Vorübergehenden herzu und belustigten sich an dem Zanke der Verlobten. Der Eine sagte: sie sollen die Hütte in den Schrank tragen, statt den Schrank in die Hütte! — Der Andere: sie sollten mit dem Schranke feuern! Ein Dritter meinte: sie möchten von dem Schrank ein Stück absägen. — Der Letzte hatte Augusten am tiefsten verwundet, denn sie warf ihm einen grimmigen Blick zu. Verbrennen ist nicht so arg als verstümmeln! Den ersten Witz beantwortete Conrad mit einem sehr bedeutenden Faustschlag; seine Ehre war gekränkt.

Unbewußt hatte sich das unglückliche Paar aus Müdigkeit auf den Schrank niedergelassen und trauerd saßen sie da, den Kopf in die Hand gestemmt, wie die Juden auf den Trümmern von Jerusalem. Guter Rath war theuer. Der Andrang ward immer größer, der Lärm immer toller, Conrads Aerger und Augustens Verzweiflung immer tiefer. Da erwachte ein großer Gedanke in dem weiblichen Herzen. Sie stand auf und sagte: „Gott will's nicht! Conrad! Hilf mir den Schrank zurücktragen zum Michelsephe!" „Wir sollen nicht heuern?" fragte er erschrocken und Leichenblässe bedeckte sein Angesicht. „Du siehst's ja!" sagte sie lakonisch in resignirter Verzweiflung und legte Hand an den Schrank. Conrad aber sprach kein Wort, der Länge nach warf er sich hin auf den Schrank, wie der Krieger sich sterbend auf seinen Schild wirft, und schluchzte laut, seine heißen Thränen strömten an dem Schranke hinab, als wollten sie ein Stück von ihm wegschwemmen; Augusten erbarmte sich seiner, sprach ihm Trost zu, er aber wendete sein Gesicht nicht um und weinte in den Schrank hinein.

Da entstand plötzlich unter der umherstehenden Menge ein Gemurmel, die Köpfe Aller drehten sich um, ein Ah!

entfuhr den Lippen der Meisten — ein Greis von ehrwürdigem Aussehen kam heran, die Menge theilte sich, die Häupter entblößten sich, hie und da küßte ein Weib das Kleid des Herrn, welcher verwundert die Leute ansah, bis er den Schrank und den Conrad darauf als den Mittelpunkt der ganzen Scene erkannte.

„Was hat's da?“ fragte er freundlich einen Handwerker, welcher vor lauter Ehrfurcht von einem Fuß auf den andern hüpfte. „Excellenz!“ antwortete er kurz, „die Beiden wollen heuern, ihm gehört die Hütte da, ihr der Schrank! Der Schrank ist für die Hütte zu groß, oder die Hütte ist für den Schrank zu klein, wie Euere Excellenz belieben, und da wird nichts aus der Hochzeit!“ — „Wird nichts?“ lächelte der Graf: „Ja warum wird nichts?“ — „Nu, weil der Schrank nicht 'neingeht! Der ist von ihrer Mutter Bruder, der Pfarrer war, Gott hab' sie alle Beide selig — Euer Excellenz zu dienen!“ — „Und die Hütte?“ — „Stammt von seinem Vater, Excellenz, freilich ein wenig enge — weiland ein Stall, Excellenz!“ — „Und wer seid denn Ihr?“ wendete sich der Graf an die Beiden, welche sich mittlerweile aufgerichtet und Hand in Hand auf den Schrank hingepflanzt hatten. „Hofleute, Euere Excellenz, ich Hofknecht seit einer Woche und drei Tagen, sie Hofmagd, 's wird gerade ein Monat sein.“ — „Und Ihr habt Euch lieb? — „Vom Herzen!“ — „Der Schrank?“ — „Geht nicht 'nein!“ — „Also wird nichts aus der Hochzeit?“ — Ach“ nein!“ Der Graf lachte herzlich. „Gibt's denn gar kein Mittel?“ — „Ja, wenn man eins wüßt'!“ „Ich weiß eins!“ schmunzelte der Graf. Alle horchten. „Wesel!“ rief der Greis, und der Oberamtmann trat vor; „Wesel! Laßt den ehrlichen Kindern da ein Häuschen bauen, daß sie darin

bequem leben können mit etlichen Kinderchen und — nota bene — dem Schrank!" — Und so geschah es. Der Schrank hat ein Häuschen geboren und ist doch nicht schmäler geworden.

## IV. Die Hochzeit des kleinen Schneiders.

Wer noch wahre Freude und wahren Schmerz sehen will, die beide sich darin gleichen, daß sie den Menschen sich selber fühlen lassen, der wand're in's Gebirge! Und so wie hier des Menschen Geist keine Mittelstufen auf der himmelberührenden Leiter der Gefühle, sondern nur die höchste und die tiefste Sprosse kennt, so gibt es ja auch keinen eigentlichen Uebergang zwischen Sommer und Winter! Wir reden hier beziehungsweise vom Ausläufer des Riesengebirges im Süden, dessen Sommerhitze nie drückend, dessen geschlängelte Pfade staublos, und überhängende Felsen selbst von dem zähen Menschenschlag, der sich an den Pflug spannt, zu wirklichen Aeckern umgestaltet werden; dessen Winter hingegen, lang und strenge, die hölzernen Hütten verschneit, in denen sich die schweigsamen Familien bei der melancholischen Flamme der „Schleißen" um die weitere Verarbeitung des durch Arbeit Gewonnenen bemühen.

Nach diesem Winter mit dem knisternden Schneetritt, der beizenden Luft, den reinen Sternen sehne ich mich; denn wie die lebendigen Gebirgswasser lustig hervorsprudeln aus beschneiten Gipfeln, wie die dunkelgrünen Fichtenwälder sich scharf von ihren weißen Rändern abheben, so frisch und voll rollt das Blut in den Adern der Gebirgsbewohner, so voll eig'nen Lebens dauern sie aus in Sturm und Frost!

Doch kommen wir zurück auf den Fasching, der bisher nicht nur durch Tanz und Musik, sondern auch alljährlich durch einen tollen Streich gefeiert wurde. Da wurden der Bürgermeisterin in Rosenthal die Kuchen aus dem Backofen gestohlen, dem Pfarrer die silberne Tabacksdose von der Kanzelrampe geschnipft, so daß er die leeren Finger zu wiederholtenmalen an die Nase schob, um nicht gar aus dem Text zu kommen; ein andermal brach man in die herrschaftliche Speisekammer und ließ kein Ei darinnen, das man nicht ausgeblasen, so daß die Frau Direktorin an ein Wunder glaubte; oder man fand eines Morgens an allen Häusern Pamphlete in der kindlichen Gebirgssprache, wo eine Nachbarstugend sich immer auf ein Nachbarslaster reimen mußte, z. B.: „Der Käim is a reicher Mon, weil Lucker viel saufa kon," weil nämlich Letzterer im Hause des Ersteren Branntwein trank u. s. w.

Auf dem lächelnden Gesichte des Braumeisters, der beim Hahnenschlag den entscheidenden Streich und beim Kegelschieben den Neuner zu machen pflegte, sah man nach den letzten Fasten einen ganzen Schlachtplan und alle Welt freute sich. Diesmal war es auf den kleinen Schneider abgesehen, ein Männlein mit einem langen blauen Frack, einer Kappe von eben der Farbe, deren Schild ihm stets auf der Nase saß, und das, wenn man einen Rock bei ihm bestellte, was des Spaßes halber sehr häufig geschah, wohl hundert Mal Maß zu nehmen kam, wobei er sich auf einen Schämel stellen mußte. Da der Rock dermaßen nie fertig ward und der arme Mensch vom Maßnehmen doch nicht leben konnte, mußte er sich zum Flicken herablassen, was einer großen Seele immer schmerzlich sein muß, besonders da unser kleiner Schneider den Spruch im Munde führte: „Mir fehlte

wenig und ich wäre Kaiser geworden!“ Wie denn das? „Nu, ich hätt' nur als Prinz geboren werden müssen!“

Schon lagen vierzig Jahre auf seinem Scheitel und noch immer zog er den Karren des Lebens allein — nicht gerne zwar, denn sein Auge ruhte oft sehnsüchtig auf dem Fenster gegenüber, wo die Rehr Therese wohnte im Ausgeding, „bis die Liebliche sich zeigte“ u. s. w. Sie war etwa fünf Jahre älter und hatte eine noble Vergangenheit, denn in ihrer Jugendschöne wurde sie, wie sie in begeisterten Momenten sagte, vom Doktor B. angebetet; sie begann alsogleich hochdeutsch zu sprechen, wenn sie sich an ihn erinnerte, und ihre runzlichten Finger geriethen in Klavierzuckungen, zugleich zwängte sich ein altes Lied durch ihre Kehle, dessen tremulirender Klang und eine Thräne, die sich dabei in ihrem linken Augenwinkel zeigte, den Hörer rühren mußten. Dessenungeachtet hatte sie ein Auge für ihren Ritter Toggenburg, der schmachtend zu ihr hinüber und an ihr emporsah, denn sie war fast das größte Weib in Rosenthal, wie er der kleinste Mann.

Am ersten Faschingsonntag erschienen der Braumeister und der Böttcher schwarz gekleidet mit weißen Handschuhen und Halsbinden im Schneiderhäuschen, das am jüdischen Friedhof gelegen war. Der kleine Schneider mußte sich in Staat werfen und ihnen folgen, denn er sollte bei der Hochzeit der Binderlise mit Schmiedefranz Junggeselle sein. Er fühlte sich offenbar geschmeichelt, denn er schaute hinter dem Schirm gar ansehnlich hervor und lächelte oft. Er mußte in einen prachtvollen Schlitten mit Schellengeläute steigen, während die Beiden hinten aufsprangen; die Rosse trugen zwei purpurrothe Federbüsche auf ihrer Stirn und trabten königlich daher.

Plötzlich hörte man von allen Seiten lustige Peitschenhiebe und den Silberklang unzähliger Schellen; der ganze Flecken war zu Schlitten hinter dem kleinen Schneider her; als sie in den Ring einfuhren, erschollen über zwanzig Hoboen und Trompeten ihnen entgegen, und auf das Zeichen erschienen von der gegenüberliegenden „Fünffingergasse" andere Reihen von kostbar aufgeputztem Schlittengefährte, darinnen saßen Mägde in weißen Kleidern und hatten grüne und rothe Kränze in den Haarzöpfen; im ersten Schlitten aber saß strahlend von Putz und Freude die Rehr Therese, als wäre sie eine Doktorsbraut! auch sie hatte einen weißen Kranz um ihr rundgelegtes Zöpflein gesteckt und eine Rose sproß an ihrem Busen.

Der kleine Schneider und die Rehr Therese sahen einander nicht an, denn sie hatten nicht Zeit genug, sich selber zu begucken und waren ganz selig in sich selber. Eine solche fürnehme „Huchst" hatte man in Rosenthal noch nie gesehen und wird auch in Zukunft nicht wiederkommen. Die Glocken der vordern und der hintern Kirche wurden geläutet, als sollte der Bischof oder der Graf kommen, dabei feuerte man auf dem Pfarrberge einige Pöllerschüsse ab und großes Jauchzen und Freudengeschrei erscholl in der reinen Luft. Da thaten sich die Kirchthore auf, die Menge strömte herein und ihr entgegen wogte der volle Orgelklang, geweckt unter den Händen und Füßen des alten, halbblinden Schullehrers, der heute sein Meisterstück zu machen gedachte.

Das Volk vertheilte sich zu beiden Seiten in die Bänke und durch den Mittelgang schritten zuerst die „Kranzeljungfern" mit der Braut, dann folgten die schwarzgekleideten „Junggesellen" mit dem Bräutigam.

Schon wartete der Herr Pfarrer im Meßgewande, zu

beiden Seiten des Altars knieten die Ministranten. Jetzt geschah es, daß sich der kleine Schneider und die Rehr Therese einander am Altare gegenüber zu stehen kamen. Sie schienen beide etwas zu suchen, ungefähr wie der Erzvater Isak auf dem Berge Moriah das Opferlamm suchte; dann schauten sie einander erst schüchtern, dann immer beherzter an, und fingen endlich zugleich an zu schluchzen und zu weinen. Der Seelsorger hieß sie niederknieen nebeneinander, und sie thaten es alsbald und beteten inbrünstig. Darauf mußten sie wieder aufstehen, und in der athemlosen Stille der Kirche hörte man auf die üblichen Fragen: „Mathias Hund, Schneidermeister zu Rosenthal, ehrbarer Junggeselle, willst Du die ehrbare Jungfrau, Therese Rehr, vor Gott und seinem gebenedeiten Sohne zum Ehegemal?" ein schnelles, lautes Ja, und ebenso: „Therese Rehr, ehrbare Jungfrau, willst Du den ehrbaren Junggesellen Mathias Hund, Schneidermeister allhier, zum Ehegatten?" „Ja!" lispelte die Jungfrau schüchtern mit gesenkten Lidern und schamrothen Wangen. Man hatte ihnen kostliche Ringe an die Finger gesteckt, die nun gewechselt wurden. Auch fanden sie, Braut und Bräutigam, beim Opfergang Geld in den Taschen, und hatte ein guter Geist für männiglich gesorgt; auch die gesetzliche Aufbietung hatte an drei Sonntagen nacheinander stattgefunden.

Aus der Kirche wurde das Pärchen in's Wirthshaus geführt, und da fand es eine köstlich gedeckte Tafel, und während des Essens und Trinkens machte man vor den Fenstern fröhliche Musik, und fanden sich auch buntgekleidete Schalksnarren, die witzige absonderliche Verse sangen und schamlose Reden vorführten. Und da war Alles beisammen, Groß und Klein, Reich und Arm, und Lust an allen Ecken.

Man zwang die Braut mit vielem Zureden, den kleinen Schneider, ihren Bräutigam, zu küssen, und sie mußte sich dabei biegen wie ein Rohr, und man hörte den Schmatz auf des Männleins Backe, und dann mußte es sich auf einen Schämel stellen und der Braut den Mund küssen, was es mit aller Andacht vollbrachte. Es ward da bis in die späte Nacht gezecht und gejubelt; dann nahm man ein kupfernes Becken, stellte es auf den Tisch, und Jeder, der etwas hatte, warf es hinein als Hochzeitsgeschenk, als da waren: Silber- und Kupfermünzen, verschiedene Geräthe, Kleider, auch eine goldene Nadel ward da geschenkt vom Herrn Direktor und ein Notenbuch für die Braut von der Frau Inspektorin! Das Paar wäre bald vor lauter Freuden gestorben.

Es wurde nun mit brennenden Pechfackeln und schallender Musik durch die Judengasse hinabgeleitet in das Häuschen des kleinen Schneiders, wo Alles festlich hergerichtet war, wie in einer königlichen Brautkammer. So feierte man diesmal den Fasching zu Rosenthal und auch ging die Zukunft nicht leer aus, denn man schloß einen Verein zum Angedenken an diesen Tag für Kind und Kindeskind, einen Verein zur Ausstattung für arme Brautleute, der noch heutzutage besteht und so Gott will noch lange bestehen wird. Es dürfte auch nicht uninteressant sein, zu hören, daß ein noch kleineres „Schneiderle" zur Welt kam, seit welcher Zeit man den kleinen Schneider mit seinem rechten Namen: Mathias Hund benamste, und daß die Rehr Therese von ihrem Doktor niemals mehr Erwähnung that.

## V. So oder So.

„Mein Gott!“ rief der Bauer Josef in voller Verzweiflung aus, indem er seiner jungen Frau Pauline stier beim Vorschneiden des Vesperbrodes für's Gesinde zusah, „ich möchte mir fast gerne selber den Hof über dem Kopfe anzünden, daß ich gezwungen wäre, ihn aufzugeben. Da kommt Nachbar Grindling: „Du, Nachbar, leih' mir auf zwei Tage Deinen Braun zum Pflügen, meine Schecke ist krank!“ „Gut,“ sag ich, „Johann, gib dem Nachbar Grindling den Braun aus dem Stalle!“ — Da kommt wieder der Geschworne Abt: Nachbar, leiht mir doch auf den Pferdemarkt in Wichsstadtel vierzig Gulden!“ Ich sage: „Gut! hier habt Ihr die vierzig Gulden!“ — Nicht lange darauf will Thoms ein Fuder Heu und Mißlieb einen Scheffel Hafer; dem fehlt eine Axt, jenem eine Mistgabel, dem ein Korb, jenem eine Egge, ich sage: „Hier hast Du Heu, Du Hafer, Du eine Axt, Du eine Gabel, Du einen Korb, Du eine Egge!“ und mache dazu ein Gesicht als ob sie mir das Alles geschenkt hätten, und fasse eines Jeglichen Hand und sage: „Bruder Hans! Bruder Franz! Bruder hin und Bruder her, und wenn es zur Gemeindesitzung kommt, und meine Sache ausgemacht werden soll, ob ich doch meinen rechtmäßigen Antheil am Gemeindewalde zugetheilt bekommen soll, da sind gerade jene, denen ich mich so übermäßig gefällig zeigte, meine ärgsten Widersacher! „Keine Nadel soll er haben von den Fichten! der Wald gehört der Gemeinde und der Heinz, der ihm das Gut verkauft hat, hatte mit dem Busche nichts zu schaffen! Kein Abfallholz, kein Reis soll er davon kriegen!“ so schreit Grindling, der meinen Braun vorspannt, so Abt, der für mein Geld Vieh in seinen Stall kauft, so Thoms, der mit mei-

nem Heu seine Pferde füttert, und Mißlieb, der meinen Hafer aussäet! Pauline! ich halt' es nicht länger aus! Dazu das Aergerniß mit dem Gesinde! Wer gibt den Knechten bessere Kost weit und breit, als wir? Wer gibt ihnen mehr Freiheit? Wer läßt die Mägde so oft zur Musik gehen wie wir? und hör' sie einmal im Dorfe von uns reden! Ueber Hunger beklagen sie sich, über viele Arbeit, und essen doch reines Kornbrod mit uns und wir arbeiten mehr als sie! Jede Weile geht mir ein Arbeiter weg und steckt zu sich, was ihm beliebt! Ich gehe hier zu Grunde an Leben und Vermögen und kann doch sagen, ich verstehe so gut die Oekonomie wie Einer und bin gefälliger und verträglicher als Alle!"

Lächelnd hörte die liebliche Bäuerin die schon oft gehörte Klage, und als sie den Berg von Brodschnitten auf dem rothen Tisch aufgethürmt und in jeder derselben eine Fundgrube mit Butterquark gefüllt hatte, trat sie dem verdrießlich auf- und abmarschirenden Manne schnell entgegen, so daß er erschrocken zusammenfuhr, und legte ihre nunmehr arbeitspurige Hand, der man jedoch noch immer die frühere Noblesse ansah, auf seine Schulter: „Lieber Josef! sei Du zufrieden, wenn Dir Deine liebenswürdigen Nachbarn nicht das Haus anzünden! Aber ich bin überzeugt, Du ließest es ruhig geschehen und nenntest sie doch: lieber Hans! guter Franz! — Josef, willst Du Deines Besitzes ordentlich froh werden?"

„Ob ich will? närrische Frage!"

„Nun gut! so versprich mir auf vierzehn Tage das Regiment ganz in meine Hand zu geben! hörst Du? ganz! ich bin der Mund und die Hand des Hauses!"

„Aber der Kopf werde ich doch bleiben dürfen?"

„Nein! eher Mund und Hand, wenn jener nichts redet und diese nichts thut, als was mein Köpflein da denkt! Nun, bist Du das zufrieden?“

Josef willigte ein, von dem sichern Tone seiner Frau in Erstaunen und Erwartung gesetzt.

Es dämmerte der Juniusabend, und das Gesinde kam nach und nach in die Stube getrottet, um das festgesetzte Vesperbrod zu sich zu nehmen; allgemein wurden große Augen gemacht, als das wohl bereitete Mahl vor ihren Augen von der Hausfrau weggenommen, und nach einiger Zeit erst wieder aufgetischt ward; aber Entsetzen erfaßte eines Jeglichen Brust, als sie beim ersten Bissen gleich verspürten, das sei nicht das gewöhnliche Roggenbrod, sondern ein Gemenge mit Gerste, wie es in den andern Bauernhäusern gegessen wird. Erst beschloß so mancher zu schmollen, und die Schnitte wegzuschieben; allein der Magen, der hungrige Magen, hatte auch ein Wörtlein zu reden, und Alles ward bis auf den letzten Brosamen verschluckt. Bald kam der Hirte, und forderte die Erlaubniß, Morgens erst um acht Uhr austreiben zu dürfen, weil er zeitlich früh einen nothwendigen Gang habe. „Du treibst um fünf Uhr aus, Jörgel! hörst Du? sonst jag' ich Dich fort!“ rief Pauline schnell, ehe Josef sein gewohntes Ja aussprechen konnte. Jörgel trieb um fünf Uhr pünktlich aus; zum Frühstück kam die Nachbarin Grindling und bat, ihre Kühe seien eingestellt, um einen Krug Milch; „ich habe gerade auch keine, Nachbarin!“ sagte Pauline, und lächelte über die Betroffenheit des Weibes, das eher den Einsturz des Himmels als die Antwort erwartet hätte. Kurz, es mochte kommen, wer wollte, Niemand trug etwas anderes davon, als ein beschwertes Herz. Was man früher sicher aus dem Hause

Josefs zu holen hoffen durfte: ein Ackergeräthe, einen Wagen, oder was sonst einem Bauern unentbehrlich ist, das mußte man jetzt mit theurem Gelde einkaufen; all die kleinen und großen Bequemlichkeiten, die man vom Nachbar Josef genoß, schmerzlich entbehren.

Jetzt sah man erst, wie viel der Nachbar geleistet, wie unentbehrlich er geworden war; man bekam auch Respekt vor ihm, den man ihm bisher seiner stets bereiten Dienstfertigkeit halber verweigert hatte; das Gesinde gedachte mit Leid an die vergangenen Tage, und lobte allenthalben seinen Herrn in Furcht und Hoffnung; ja, man half sogar von allen Seiten die Heuschober Josefs aufladen, wenn es regnen wollte; man gab ihm ungebeten Vorspann, wo er ihrer bedurfte, und nicht selten trug man ihm Geschirre voll duftender rother Gebirgskirschen als wohlgemeinte Geschenke in's Haus, weil er keine Kirschbäume hatte.

In der nächsten Gemeinde-Versammlung trat Grindling selber mit dem Antrage auf, dem Nachbar Josef denn doch seinen Waldtheil zuzuerkennen, mehrere Andere stimmten bereitwillig ein, und die Uebelwollenden wurden überstimmt. Noch waren nicht vierzehn Tage verflossen seit jenem Vertragschluß zwischen Josef und Pauline, und schon waren Friede und Sicherheit in und außer dem Hause fest gegründet. Versagen und sprödes Zurückweisen hat also gut gemacht, was Gewähren und schlaffes Zuvorkommen verdorben hatte. „Ja, ich rufe mit dem Könige Salomo aus: Wer ein kluges Weib errungen, hat den besten Schatz!“ sagte Josef und umarmte gerührt sein Weib, das am Abende des vierzehnten Tages das Ende ihrer Herrschaft verkündigte; „nein!“ fuhr er fort, „Du sollst den Szepter auch fernerhin führen, um wieder zu schenken und zu beglücken!“

Sie ließ nun ruhig ihr liebevolles Wesen walten und kam dennoch nie mehr in die Nothwendigkeit, die Zügel straffer anziehen zu müssen. — Es dauerte nicht ein Jahr und Josef ward zum Vorsteher der Dorfgemeinde durch ein Mehr von fünfundzwanzig Stimmen gewählt. Mich freute es am Meisten, denn auf meinen Rath hin hatte Pauline so gehandelt.

# Das Jägerhaus.

## 1. Kapitel.

Ein dichter Nebel umzog das Gebirge — es war der Schleier, hinter welchem die Natur den grünen Lenz mit allen seinen Knospen und Blüthen vorbereitete, um eines Morgens das erwachende Menschenauge mit der jungen Schöpfung zu überraschen. Ein Mann zog des Weges, dessen leichte Kleidung die Bekanntschaft des jungen Reisenden mit der Natur des Gebirges offenbarte; er fröstelte, denn von der „langen Bank" herüber hatte es tüchtig geregnet, und er war bis auf die Haut durchnäßt; den ohnmächtigen Kragen seines Röckchens hinaufgeschlagen, sich in sich selbst verkriechend, die Augen auf den Pfad hin gerichtet, hätte er einen ängstlichen Eindruck gemacht, wenn ihn ein menschliches Auge durch die Nebelmauern hätte beobachten können. Nun kam ein frischer Wind aus der tiefen Klauseschlucht, der den Nebel zusammenballte und in phantastischen Gestalten vorüberjagte; da hätte ein Jäger Hirsche mit stolzem Geweih, spürende Hunde vorbeijagen gesehen, unser junge Fremde sieht Schiffe mit Mast und Tauen und flatterndem Segel — das Bellen eines Hundes schreckt ihn auf aus seiner träu-

merischen Betrachtung der Nebelbilder, er sieht den Giebel eines rothen Ziegeldaches, bald steht das Jägerhaus einladend vor ihm; er wirft einen Blick auf seine tropfenden Kleider und einen auf das schlichte, weiße Haus, in welches einige Stufen bequem führten; der Hund tritt nun heraus aus seiner Hütte, welche sorglich mit Stroh gedeckt war, sieht dem Wanderer mit großen Augen in das Angesicht, wedelt mit dem zottigen Schweif und verkriecht sich wieder lautlos. Dieser steigt die Stufen hinan, tritt in das lange Vorhaus, auf dessen Steinpflaster seine genagelten Schuhe lauten Wiederhall weckten; links zeigt sich die Thür in das Zimmer mit messingener Klinke, sie geht vor ihm auf und heraustritt ein Mädchen, dessen schlanke Gestalt ihn so überrascht, daß er fast erschrocken einen Schritt zurückmacht und einen guten Morgen mehr stammelt als spricht. Ihr länglich-ovaler Kopf ist umrahmt von dichten, blonden Locken, welche in reizender Zufälligkeit den blendend weißen Hals mehr offenbaren als bedecken; ein hellblaues Musselinkleid wallt ihr zu den Sohlen herab, ein großes, blaues Auge, das unter goldenen Wimpern ruhig, aber warm emporblickte, lud ihn noch freundlicher ein, als die hellklingenden Worte: „Schönen Dank! bitte, nur herein!" welche sie sprach, während sie in reizender Ungezwungenheit die Thüre weit öffnete und in's Zimmer erwartend zurücktrat. Er folgte ihr gern. Er fröstelte nicht mehr, denn er dachte nicht mehr an sich, als er in dem mit den einfachsten, aber bequemen Möbeln aus massivem Eichenholz versehenen Zimmer stand, allein mit der Göttin dieses Orts, der schlanken Artemis. Ueber der Thür drohte ein Hirschgeweih herab; die Wände hingen voll alter, verrosteter Gewehre, was mit der Reinlichkeit der friedlichen Gegenstände der Stube sehr

kontrastirte. Ein Buch lag auf dem Nähtischchen aufgeschlagen — also dort saß die Holde und las, in tiefer Einsamkeit mit ihrem Dichter — wer mag der Glückliche sein? — als ich sie störte. — „Mein Fräulein! läge nicht dort ein Buch — ich dächte an einem Zauberorte zu sein und fürchtete, daß mir das gastliche Haus und seine holde Göttin plötzlich in Duft zerfließen könnten." — „Ich las eben Stifter!" sagte Leonore, angenehm berührt von dem fremdklingenden Accente des Reisenden. „Können denn Götter nicht auch Bücher haben?" — „Sie bedürfen keiner!" antwortete er lakonisch. Sie erröthete sanft, denn sie mußte den Eintritt des jungen Fremden in das Jägerhaus wie eine augenblickliche Erfüllung des stillen Wunsches ansehen, der in ihr bei dem Lesen der Narrenburg von Stifter aufgestiegen war: „warum kömmt hierher in diese Wildniß nicht auch ein Heinrich?" und Heinrich's Schritte hallten auf der Flur, Heinrich's Gestalt trat ihr entgegen — ein frischer Waldhauch lag auf seinem gebräunten, von einem blonden Schnurrbart sanft beschatteten Antlitz, das eine hohe Stirn und sanfte, aber großgeschnittene, blaue Augen germanisirten; konnten in seiner kleinen Reisetasche nicht auch Heinrich's Steine und Blumen, in seinem schönen Kopfe nicht Heinrich's närrische Gedanken wohnen? — Sie traten nun Beide zum Buche heran, dabei kam Leonorens Arm mit Heinrich's nassem Aermel in Berührung „Mein Gott! Sie sind ja ganz naß!" — „Ja, der starke Regen hat mich von Reichenau her eingeweicht!" — „Aber das ist ja unleidlich!" sie schüttelte sich fröstelnd, als steckte sie selbst in nassen Kleidern. „Sie müssen sich umziehen!" — „Ich habe nichts mitgenommen!" — „So leihe ich Ihnen meines Vaters Kleider!" — Ehe Heinrich protestiren konnte, war Leonore

zur Thür hinaus; sein Herz zitterte leise vor Wonne, daß die Holde sich um ihn bekümmerte, und als wollte er ein Orakel fragen, sah er in das offene Buch, die Stelle war's, wo die Geliebten bei Nacht im Garten voll Mondschein mit einander kosend lispeln! Glückliches Omen! Das flinke Mädchen kam mit einem grünen Jägerwamms und einer Jacke mit grünem Kragen zurück: „Wie heißen Sie?," frug er komisch-schnell der Eintretenden entgegen; „Leonore! und Sie?" — „Ich, Heinrich!" — „Ach, das ist herrlich!" rief sie unbesonnen aus, und um die Röthe zu verbergen, welche mit der Besinnung auf ihrer Wange erschien, lief sie, ihm das Gewand in der Hand lassend, eilig zur Thüre hinaus. Während sich Heinrich umkleidete, überlegte er, wie sich ein jedes andere Mädchen, das er bisher in der Welt kennen gelernt, in gleichen Umständen so ganz anders benommen hätte. „Ich trete als ein Fremder in dies einsam gelegene Haus, ein Mädchen sieht sich mir allein gegenüber, erschrickt nicht, ist nicht verlegen, genirt sich nicht, mir die Bequemlichkeit des Umkleidens zu gestatten, mir sogar selbst die Kleidungsstücke ihres Vaters zu bringen — und wie steht ihr diese Freiheit so gut, die andere Mädchen frech erscheinen ließe! sie scheint gleich einer Göttin unverletzlich, sicher, wie bedeckt mit dem Schild der Athene!" — Er war nun in der vergilbten Jägertracht und hängte sein nasses Gewand an dem großen grünen Kachelofen auf, der trotz der vorgerückten Jahreszeit (denn schon hatte der Mai begonnen) eine angenehme Wärme ausstrahlte; scheu blickte er nach der Thür und eilte vor einen Wandspiegel, sich in seiner absonderlichen Metamorphose zu betrachten. Er gefiel sich nicht übel und sah oft nach der Thür, ob Leonore nicht kommen wolle, und als sie nach einigen

Minuten noch immer nicht erschien, beschloß er, sie aufzusuchen. „Ist es nicht echt weiblich," dachte Heinrich, indem er das Vorhaus durchspähte, „daß sie nicht eher in die Stube zurückkehrt, bis du sie, ihr entgegentretend, überzeugst, daß die Umwandlung bereits gewiß vollzogen worden?" — Hinten ging eine Thür in den Hofraum, er durcheilte diesen und kam durch eine zweite Thür in einen Garten; er blieb am Eingang stehen, hielt den Athem an und sah, ganz Auge, Leonore, welche ihn nicht kommen gehört, träumerisch in ein Naturspiel verloren, welches die Morgensonne, die endlich hervorbrach, in dem Nebel des Westens erzeugte: er erglühte schamroth, zerfloß um die Scheitel der waldigen Berge in rosigen und endlich in violetten Duft und ließ den blauen Aether golden erglänzen, fiel als silberner Schleier von den Wipfeln der Bäume und zog, von einem sanften Morgenwind bewegt, flatternd durch die Thäler. Leonore stand nun in vollem Sonnenlichte, ihr frisches Antlitz war rosig angehaucht, aus ihrem Auge strahlte der Himmel zurück und ihre ganze Gestalt athmete Seligkeit. Jetzt fing unten in der Klauseschlucht das Mühlrad zu klappern an und weckte Leonore, welche nun den Lauscher sogleich entdeckte und erröthete, denn sie glaubte, er könnte auch ihre Gedanken belauscht haben!

Sie konnte ein Lächeln des Wohlgefallens nicht unterdrücken, als sie den fremden, und doch schon liebgewordenen Mann in dem Jagdkleide ihres Vaters vor sich sah. Er stand beschämt vor ihr da, als fürchtete er, ihr zu mißfallen; links entdeckte er eine Ruhebank und lud Leonore ein, sich dort niederzulassen, um nur aus dem Gegenüber in das ruhigere Nebeneinander zu kommen. Sie setzten sich. Heinrich's Gestalt gefiel auch so; indem er den Vortheil des schönen

Wuchses dem Auge entzog, ließ er ihm Zeit, das edle, schon durch das Leben gebildete Antlitz zu betrachten, an dem nicht mehr so sehr die Malerin Seele, als der bildende Meißel des Geistes erschien. Ohne daß er sich brüstete, sprach aus der stolzgewölbten Brust männlicher Sinn; die Anmuth lächelte um seine Lippen, Würde thronte auf seiner heitern Stirn, Leonore mußte sich gestehen, er sei ein Mann. „Werden Sie eine Zeit lang in unserer Gegend verweilen?" frug sie und machte zürnende Augen wegen der Bewegung, die sie bei dieser Frage in sich entdeckte. —„Ja wohl! und darf ich wiederkommen?" erwiederte er eben so bewegt. — „Werden Sie wiederkommen wollen?" — „Ich werde müssen!" — Ausweichend fuhr sie fort: „Werden Sie mit meinem Vater etwa Geschäfte abzumachen haben?" — „Kann sein! Ist Ihr Vater hier Förster?" — „Er war es; der junge Herr Graf pensionirte ihn, und wo der Vater früher unter dem alten Herrn Grafen allein mit einem Forstadjunkten alles versah, ist nun ein ganzes Heer von Forstbeamten angestellt. Schade um unsere schönen Wälder! Mein Vater ist untröstlich über den Ruin derselben. Ich dachte nun, Sie wären selber der Herr Graf." — „Der bin ich nun freilich nicht." „Doch in seinen Diensten?" „Nein!" — „Jetzt bin ich schon neugierig! Aber warten Sie, sagen Sie mir nichts! ich muß es errathen: Sie sind gewiß ein Naturforscher! O, Sie werden hier kostbare Pflanzen finden! Gestehen Sie's nur: in Ihrer Reisetasche sind Steine, und wo haben Sie Ihre blecherne Kapsel?" — „Sie machen mich durch Ihre Sicherheit lachen; ich bin kein Naturforscher!" — „Nicht? ach Schade! nun so sind Sie ein Commis voyageur!" sagte sie etwas boshaft, weil sie's nicht verschmerzen konnte, sich in ihren Narrenburgs-Hoff-

nungen getäuscht zu finden. „O, mein Fräulein! der nun schon gar nicht. Kurz — ich bin ein Holzhändler!" — In diesem Augenblicke vernahm man starke Schritte auf den Brettern vor der Gartenthür, Leonore sprang auf mit dem Rufe: „Der Vater!" — Heinrich folgte ihr ein wenig furchtsam, schon stand der Alte vor ihnen: ein Graukopf von stämmiger, untersetzter Gestalt, mit langem, überhängendem Schnurrbart und kleinen, schelmischen Augen unter wildbuschigen Augenbrauen. Er sah eine Weile verdutzt den Fremden in seinem eigenen Wamms an, Leonore sagte aber schnell: „Der Herr kam ganz durchnäßt herein; that ich Recht, ihm Ihre Kleider zu leihen, Vater?" Indem sie gleichsam sein Gewissen zum Richter machte, konnte er nur sagen: „O ja, schön willkommen!" — Heinrich bat noch seinerseits um Entschuldigung. Man trat zusammen den Rückweg in die Stube an, wo etliche Hasen auf den Steinen am Ofen lagen; Leonore wandte sich rasch gegen Heinrich: „Sie müssen nicht glauben, daß mein Vater Wilddieberei treibt, er darf für seinen Bedarf schießen, so viel er will!" — Der Alte hörte diese halblaut gesprochenen Worte nicht, denn er ging mit großen Schritten, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, auf und ab; endlich blieb er vor Leonoren, die sich mit der Küche zu beschäftigen anfing, stehen und stürzte heraus: „Soll da nicht das Donnerwetter dreinschlagen? Mädel! Dreißigtausend Klafter auf einen Streich! 's ist himmelschreiend, unerhört, nie dagewesen! meine alten Bäume, unsere schönen Stämme! — Der Alte wird sich im Grabe herumdrehen! — Der ist todt, aber ich lebe noch, und so lange ich lebe, gebe ich's nicht zu! Sie sollen den alten Georg Weiler noch kennen lernen! — Kömmt da so ein Hamburger Ladenjunge her und glaubt

für seine verschimmelten Thaler unsere guten Bäume mitnehmen zu können — was liegt diesen Herren Oberförstern, Forstmeistern und wie die Racker alle heißen mögen, d'ran, wenn der Forst gelichtet ist, und die lieben Rehe wie Adam und Eva einen Baum suchen müssen, sich in ihrer Nacktheit zu verbergen — sie schmausen doch ihren Braten, rauchen doch ihre Cigarren, reiten und fahren für des Herrn Gelder und scheren sich den Teufel um den Wald — die ausstudirten Techniker, die auf der Schulbank das Forsten erlernt haben — ha, ha, ha! 's ist eigentlich nur zum Lachen!" Aber mitten im Lachen ward er plötzlich wild: „Verdammt will ich sein, wenn sie mir nicht eher alle meine Zähne, als nur einen von den alten Stämmen ausreißen sollen! — Und weißt Du, wo sie den Galgenschwengel, diesen Hamburger Holzhändler einquartiren wollen? hier! unter meinem Dache soll er wohnen! He, was sagst Du dazu, Mädel? ist's nicht zum Lachen?" — Heinrich hörte mit einem gemischten Gefühl der Furcht und Freude die Wuthausbrüche des Alten; er fürchtete für seine Neigung zu Leonoren, er freute sich über die alte Treue und stämmige Kraft des verjährten Forstmannes, dem der Wald kein todtes Ding, sondern ein persönlicher, theurer Freund war für den er mit seinem Leben einstand. Ganz überrascht war er von der Nachricht, daß er hier wohnen sollte; wirklich hatte der Graf ihm von einem Jägerhause geschrieben, wo er würde wohnen können, er hatte aber nicht darauf geachtet, weil er sich nicht von vornherein an eine Wohnung verdingen wollte, die er noch nicht mit eigenen Augen gesehen; welche Aussicht bot sich ihm aber nun dar, mit Leonoren unter einem Dache! „Aber der Vater? Der darf mich nicht kennen! Alles liegt daran, ihn zu täuschen,

Zeit zu gewinnen! — Leonore sah ihn klug an, als wollte sie ihm sagen, sie wisse um Alles! Wenn der Vater den Rücken kehrte, um mit der Hand nachdenklich auf der Fensterscheibe zu trommeln, blickte er sie bittend an, sie nickte bejahend mit dem Kopfe und alle ihre Locken nickten mit, wie die blauen Glöckchen auf dem Felde, wenn der Wind sie bewegt, ihre Häupter neigen. Während Leonore ab- und zuging, um den Tisch zu besorgen, setzte sich Heinrich an das Tischchen, wo Leonore gesessen hatte, ehe er sie aufgestört, und blätterte im Stifter, ohne seine Aufmerksamkeit auf irgend eine Stelle fixiren zu können. Er sann über seine kritische Lage nach, denn je länger er weilte, je länger er Leonoren's stillem Walten zusah, wie ihr die Dinge in die Hände flogen, wie Alles, was sie berührte, zu tönen schien, wie die Stube, wie das Haus, wie die Gegend (wenn er sie auch noch nicht kannte) so erfüllt von ihr war, wie er selbst in ihrer Gegenwart sich seines Lebens erst ordentlich freute, wie ihm die Welt durch sie erst recht würdig und fröhlich erschien, — desto gewisser ward es ihm, Leonore dürfe ihm nicht wieder entrissen werden, wenn er nicht das Weib verlieren sollte, das er in jugendlicher Selbsttäuschung schon einmal gefunden zu haben vermeint hatte, das er, nachdem ihm darüber die Augen aufgegangen waren, überall vergebens gesucht und hier endlich gefunden. An allen Mädchen, die er bisher kennen gelernt und für die er ein inniges Interesse haben durfte, hatte sein klarer Verstand dem sehnsüchtigen Gemüthe den Possen gespielt, die Achillesferse zu entdecken; alle wünschte er nochmals zurückgeworfen in den Schooß der Natur, um sie daraus endlich rein hervorgehen zu sehen. Hier sah er endlich das weibliche Ideal verkörpert, und sollte es sich entreißen lassen?

— Leonore ihrerseits hatte schon viele Männer angezogen, war aber noch von keinem angezogen worden. Der Eine hatte Gemüth, aber wenig Verstand, der Andere nur Klugheit, ein Dritter Herz und Kopf an der rechten Stelle, aber dennoch keine wahre Männlichkeit, denn es fehlte ihm der Probirstein, an dem Beide sich erst erproben müßten, Welt! Trotz seines kurzen Umganges hatte Heinrich hingegen ihr alles das an ihm gezeigt, was sie von einem Manne verlangte, da war die schönste, durch ein reichbewegtes Leben hergestellte Harmonie zwischen Geist und Seele, Kopf und Herz, Unschuld und Erfahrung, innerer und äußerer Gestalt, Ruhe und Bewegung, Anmuth und Würde! Wie sie das alles gleich wissen konnte? Durch ihren weiblichen Sinn (ich mag ihn nicht Instinkt nennen), der wunderbar durch die Hülse in den Kern dringt, aus Einem Alles eräth! — Heinrich wußte, daß ein neuer Controleur in die Eisenhämmer des Grafen, welche im Bereiche dieser Wälder lagen, aus der Stadt kommen sollte; — „wie wenn ich einstweilen hier den Controleur spielte, um den Holzhändler zu maskiren?" — Es sträubte sich gewaltsam sein Wahrheitsgefühl sowohl, als jene durch Bildung vermittelte Tendenz der strengsten Wahrheit auch in Kleinigkeiten gegen diese Lüge.

Während er in sich brütete, der Förster verdrießlich hinausstarrte auf den düstern Föhrenwald, Leonore mit Hilfe einer alten Magd, Juliane genannt, den Tisch gedeckt hatte, in dessen Mitte ein hoher, aus lauter Feldblumen geschmackvoll zusammengesetzter Blumenstrauß in einer Vase prangte, erscholl draußen plötzlich, zugleich mit dem rauhen Gebell des Hundes, ein Halloh! nach dem andern und Peitschenhiebe knallten; der Alte lief hinaus, Leonore und Heinrich eilten an's Fenster und Juliane schaute neugierig

über ihre Köpfe hinweg, denn ein solcher Lärm war in solcher Einsamkeit unerhört. Nach langem Schreien und Peitschen sah man endlich ein Viergespann, welches, von einem Halbdutzend Bauern gepeitscht, mit Anspannung aller Muskeln einen ungeheuern Balken den Klauseberg hinanschleppte. Der Förster sprach die Fuhrleute an, welche von Strecke zu Strecke stehen blieben. „Der ist aus dem Schwarzgrund, bei meiner Seele! Wem führt Ihr das?“ — „Nu, dem Hamburger!“ antwortete Einer, sich phlegmatisch am Kopfe krauend. Zornesröthe schoß dem Waldmeister in das Angesicht. „Ist er denn schon da?“ — „Weiß nicht!“ — „Wer hat Euch denn gedungen?“ — „Herr Negerle!“ — „Wer ist der?“ — „Sein Gehilfe!“ — „Wohin geht der Mast?“ — „Zur Eisenbahn!“ — „Fahrt zum Teufel!“ — Der Alte jagte in das Haus zurück, das Hallohen begann auf's Neue und tönte noch lange in dem Jägerhause neckend fort. „Sie Herr,“ stürmte der Waldmeister in die Stube, „wie heißen Sie?“ — „Heinrich!“ antwortete der Fremde erschrocken. — „Mit dem Zunamen Heinrich?“ — „Ja!“ — „Sie, Herr Heinrich! da soll das Donnerwetter d'reinschlagen! he? Haben Sie den Baum gesehen? haben Sie ihn gesehen, Herr Heinrich?“ und er faßte den Holzhändler zutraulich beim Kopfe. „Wie man mir meinen Vater in der schwarzen Truhe forttrug, hat mich's nicht so sehr gewurmt, als den Baum da — vier Pferde wie Elefanten — werden Vorspann nehmen müssen — ha! ein Mast wird's sein, ein gehöriger Mast! aber der Blitz soll die Herren so niederschmettern, wie sie ihn niedergemacht haben! und den Hamburger obendrein! nicht wahr, Herr Heinrich?“ — Leonore ersparte dem Holzhändler dadurch die gefährliche Antwort, daß sie rief:

„Bitte, zu Tische!" und den Vater mit schmeichelnden Händen in seinen Altvaterstuhl hineinprakticirte, dem Gaste rechts einen Platz anwies, ihr gegenüber, und sogleich die duftende Suppenschüssel selber auftrug. — „Aber ich hörte," sagte Heinrich, „das Holz, welches der Hamburger angekauft hat, sei überständig?" — „Erlauben Sie, Herr Heinrich, was sind Sie?" frug der Alte mit treuherzigen Augen ihm in die Seele schauend; die Lüge mußte daran, schon gebot sie nunmehr die Höflichkeit. „Ich bin der Eisenhammer-Controleur!" sprach er halblaut und blickte halb bittend, halb Abbitte thuend Leonore an. Diese sagte mit einem scherzhaften Anklang: „Lassen Sie die Suppe nicht auskühlen, Herr Controleur!" und sah ihn schelmisch an. Er gehorchte; welch' eine Weihe bekam das Essen für ihn durch die Gemeinsamkeit mit Leonoren! er glaubte noch nie so gegessen zu haben. Wie spielte sie so zierlich mit dem Löffel! was sie berührte, das gehörte ihr auf immer; nur in ihrer Hand konnte er ein Buch unentweiht denken, denn sie hielt es so, als hätte sie es geschrieben! Es war kein äußerliches Ding mehr, es war vielmehr der Inhalt ihrer eigenen Seele, den sie sich vorhielt. So verlor die Speise durch ihre Berührung alles Irdische, sie verwandelte sich gleich in den Ichor, der ihren Götterleib nährend durchströmen sollte; die feinste Sitte war ihr angeboren, das einfache Waldmädchen ging unbewußt mit dem Tischgeräthe so elegant um, wie es nur immer die feinste Salondame vermöchte, nur hatte sie eben die Naivetät voraus. Sie beobachtete ihn unbemerkt ebenso beim Essen, und freute sich, den Adel seiner Seele auch da zu finden, wo Andere nur ein thierisches Bedürfniß befriedigen.

Der Waldmeister störte sie aber in ihrer gegenseitigen

Beobachtung. „Freut mich, Herr Controleur, Sie zu bewirthen!“ sagte er aufrichtig, „aber was Sie da von „überständig“ sprachen, mit Verlaub, das ist erstunken und erlogen! Die Herren sagen: Wir haben systemisirt, das Holz ist überständig! — Das heißt: der Herr Graf braucht Geld, und uns geht sein Forst nichts weiter an! Weil vielleicht zweihundert Klafter überständig sind, das heißt nicht mehr zu- sondern abnehmen, wie es denn auch den lieben Menschen und dem lieben Vieh ergeht, daß wir wachsen und wachsen, daß man meinen sollte, das werde immer so fortgehen, auf einmal dreht sich das Blatt um, und wir wachsen rückwärts in die Erd' 'nein! Weil also, wie gesagt, etwas Holz überständig ist, schreit man gleich von hunderttausend Klaftern, um bequem fällen zu dürfen, ohne roth zu werden! Ich heiß' Georg Weiler und bin im Forste aufgewachsen, mein Vater war Waldmeister, mein Großvater und Urgroßvater — Gott sei Dank! ich habe keinen Sohn, denn unter dem neuen Regiment wär' auch nur so ein studirter Forstlügenmeister aus ihm geworden! dixi: 's ist Lug und Trug mit dem Ueberständig!“ — Bei dem: Gott sei Dank, ich habe keinen Sohn! fuhr ein dunkler Schatten schmerzlicher Erinnerung über Stirn und Auge des Waldmeisters; Leonore bemerkte ihn wehmüthig. Da Heinrich's Augen sinnend auf der Vase ruhten, glaubte der Alte, er wund're sich über den kostbaren Hausrath und sagte: „Das hat Leonore in Reichenau auf einer Licitation gekauft. Freilich paßt's nicht recht zu unserm Apparat; aber 's Mädel macht allerlei Narrenstreiche — denken Sie 'mal, Herr Controleur, sie studirt Botanik! was sagen Sie dazu?“ — „Ich schäme mich,“ versetzte Heinrich, „daß ich nichts davon verstehe! Aber Sie lernen wohl nicht all' die latei-

nischen, griechischen und sonstigen Namen, welche ich mir gar nicht von Ihnen ausgesprochen denken kann?" — „Ja, ich lerne auch die barbarischen Namen!" sagte Leonore, „und hasse die für die Frauen besonders zurechtgelegten Wissenschaften, als ob wir nicht auch Ernst und Verstand hätten, als ob wir nur spielen, nur empfinden und uns unterhalten wollten!" Eine leise Zornesröthe glühte in ihrem Antlitz bei diesen Worten und Heinrich bemerkte lächelnd: „Mit Ihnen, Fräulein, eine Lanze zu brechen, sollte mir schwer werden; ich theile ganz Ihre Meinung, nur möchte ich Eines bemerken: die sogenannten geistreichen Frauen verlieren nur zu oft, indem sie Männern gleich zu werden streben, die Weiblichkeit; was Wunder, wenn der Mann über diesen Verlust untröstlich ist? wenn er da nur mit Bedauern und Widerwillen sich selber wiederfindet, wo er das Andere, Höhere, das Ewigweibliche zu erwarten berechtigt ist? — Ich denke mir die Seele als einen fluthenden Krystallsee, in dem der Geist als ein Silberschwan seine leuchtenden Pfade zieht; der See hat den Schwan aus sich geboren, nährt ihn und tränkt ihn aus sich, denn er findet sich selbst in ihm gestaltet; aber zuweilen wird der Schwan rebellisch gegen seine eigene Mutter, selbstsüchtig trinkt er die Krystallfluth auf, daß er riesengroß anwächst und der See vertrocknet; zu spät sieht er mit Schmerz, daß er sich den eigenen Tod bereitet, er sitzt nun traurig im Trocknen und schnappt nach Luft, bis er in Verzweiflung sich selbst zerfleischt." — „Herrlich!" rief Leonore, „ich habe schon oft Augen gesehen, in denen der Schwan den See aufgesogen hatte, der Blick war stechend, er fing die Welt gierig auf, er spiegelte sie nicht ruhig ab: in Gegenwart solcher Augen bemächtigt sich meiner die peinlichste Unruhe, denn die ihrige

theilt sich mir mit; ja es ist der schnappende Vogel! ein Mensch mit solchen Augen hat Lippen, um die ein Zug der Trauer spielt, das Antlitz ist farblos, abgespannt, es thut Einem in der Seele wehe! und der Gang solcher Menschen — wie naturlos!" — „Ja, stolz statt würdig! Mir ist's, als würden alle Glieder durch Drähte vom Kopfe aus regiert und wollten nicht recht gehorchen, als wäre die Maschine rostig und aus den Fugen! Wie anders ergießt sich der Seelenstrom belebend durch die ganze Gestalt. Allein, wo hatten Sie Gelegenheit, solche Menschen zu sehen?"— „Auf einem Ausflug in die Stadt!" antwortete sie abfertigend; „Sie sind mir noch die Anwendung Ihres Gleichnisses auf die Frauen schuldig geblieben!" lenkte sie schnell wieder ein, während der Alte mit dem Haupte nickend bejahte, d. h. sein Mittagsschläfchen hielt. — „In der Natur ist nicht immer getrennt, was unser Gedanke zu trennen beliebt," erwiederte Heinrich; „wir sagen: der Mann hat Geist, die Frau Seele! Das ist in dieser Ausdehnung unwahr! Der Mann hat vorzugsweise Geist, das Weib vorzugsweise Seele!" — „Ja wohl!" — „Der Geist wird durch die Welt gezeitigt; der Mann kömmt mit der Welt in öftere Reibung, als das Weib; seine Seele wird ärmer, sein Geist reicher. Ein Mittel gibt's, das Wachsthum des letzteren nicht zum Siechthum der ersteren werden zu lassen — das Weib! Wenn der Schwan seinen eigenen See aufgesogen hat, macht ihn der nie versiegende weibliche Strom wieder flott! Dieses Nehmen und Geben ist die Liebe in der Ehe."

Sie waren während des Gesprächs, ohne zu wissen wie, aus dem Gegenüber in ein reizendes Nebeneinander gerathen, die Stube war ganz mit Sonnenschein vergoldet,

ein leiser Mittagshauch bewegte den Rosenstrauch vor dem Fenster, daß er bejahend hereinnickte, lebendige Wärme ergoß sich vom Herzen der Liebenden durch alle ihre Glieder; sie verstummten, die Liebe versiegelte ihre Lippen. Heinrich schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib, um ihren Nakken, zog sie sanften Zwanges an sich, drückte einen seelenvollen Kuß auf ihre Lippen, welche Blumenhauch athmeten, und sprach: „Leonore! meine Geliebte! meine Braut!" — „Lieber Heinrich!" lispelte sie und legte ihre weichen Hände auf seinen Arm; eine Thräne der reinsten Seligkeit erglänzte in ihrem Auge und ihr Antlitz strahlte im Wiederschein derselben. Sie glaubte noch immer den Zauber der Stimme zu hören, welche, immer melodisch, in den Worten: Leonore, meine Geliebte, meine Braut! die ganze männliche Stimme erklingen ließ. Nun folgte ein Schweigen, das nur der Liebende ahnt, in welchem die Ruhe der Harmonie webte, das selige Schweigen der Gottheit, die sich in der vollendeten Schöpfung beschaut! — Juliane störte sie auf, indem sie aus der Küche hereintrat, halb schmunzelnd, halb böse das verschlungene Paar neben dem schlummernden Vater erblickte, und als die Liebenden noch immer keine Notiz von ihrer Gegenwart zu nehmen schienen, so laut als möglich schrie: „Die Kleider sind schon trocken!" — Die Beiden fuhren erschrocken auseinander, der Alte aus dem Schlummer auf und Juliane drehte sich um und lachte in's Fäustchen. Leonore faßte sich schnell: „Schon gut!" sagte sie fast strenge, „führ' Herrn Heinrich hinüber in die gute Stube!" — Dieser nahm sein Gewand und folgte der brummenden Magd, welche sich das Privilegium, Leonore zu lieben, nicht gern entreißen lassen wollte. — „Mädel!" sagte der Waldmeister, sich den Schlaf

aus den Augen reibend und die Gestalt dehnend, „mir ist im Schlaf ein Gedänkchen gekommen! Wir können dem Herrn Grafen und dem Hamburger ein Schnippchen schlagen; ich liebe keinen Fremden im Hause, Du weißt's, aber ehe ich mir den Holzhändler hereinwerfen lasse — und ich dürft' ihn nicht 'nausschmeißen! — lieber behalt' ich mir den Controleur da! Die Herren finden das Nest besetzt und müssen mit langen Nasen abziehen! He? Was sagst Du dazu? Ha, ha, ha! ich sehe sie schon roth werden vor Verdruß und die Ohren hängen, wie abgeprügelte Jagdhunde!" Hier gerieth er in ein gemüthliches Lachen, welches seinen ganzen, umfangreichen Leib schüttelte. „Leonore, thu' mir's zu lieb'! nehmen wir den Monsieur Heinrich herein, die Kerle zu ärgern! Zum Eisenhammer ist nicht weit, er kann nicht bequemer wohnen; ich gehe mit ihm, die Meiler besichtigen, wir essen zusammen, er ist ein erträglicher Mensch. Wer weiß, am Ende kriegst Du ihn noch! Na, schlag ein! Er wohnt bei uns!" — In dem Augenblicke trat der Holzhändler umgekleidet herein, der Alte stutzte, er kannte ihn nicht gleich; dann schlug er sich auf die Stirn: „Ich Esel, ich erkannte Sie nicht in Ihrem Studentenröckchen! Nu, mein Jägerwamms stand Ihnen freilich besser. Herr Controleur, haben Sie schon eine Wohnung?" — „Nein!" — „Gut, abgemacht, Sie bleiben bei uns!" Heinrich sah verdutzt auf Leonore; da meinte der Vater: „Die ist's auch zufrieden! Keine Widerrede! Du weißt, ich heiße Georg Weiler!" er zupfte seinen grauen Schnurrbart recht selbstgefällig und ergriff Heinrichs rechte Hand: „He, bleiben Sie?" — „Ich bleibe!" sagte dieser, nachdem er noch mit Leonoren einen Blick gewechselt, und schlug ein; Juliane kam dazu herein. „Juliane!" rief ihr der Waldmeister entgegen,

„der Herr wird drüben wohnen in der guten Stube!“ Die alte Magd that, als hörte sie nichts. „Tausenddonner! ich sage: Juliane! der Herr Controleur wird bei uns wohnen! na?“ — Juliane brummte, ging hinaus und schlug die Thüre unsanft hinter sich zu. „Die hat heute wieder einmal ihren Tag!“ brummte der Alte und stieß mit den Sesseln verdrießlich hin und her; Heinrich und Leonore aber lispelten heimlich miteinander, dann wandte sich Letztere an den Vater mit der Bitte, ob sie den Nachmittag Herrn Heinrich das Klausethal zeigen dürfe; er bejahte kurz, die Magd hatte ihn aus dem Konzept gebracht. Leonore nahm ihren breiten Strohhut, küßte dem Vater die Hand, ging, von Heinrich gefolgt, mit leichtem Schritt aus dem Jägerhause, und hüpfte behende an seiner Hand die Treppe hinab.

## 2. Kapitel.

Auch der Waldmeister nahm das Gewehr über die Schulter und ging in den Wald. Wir dürfen uns nicht verwundern, daß er die Tochter gleich mit einem fremden Manne ausgehen ließ, er wußte, er könne sich auf Leonore verlassen, auch hielt ein gewisses Phlegma, trotz seiner Reizbarkeit und Waidmannshitze, seinen Widerspruch auf der Zunge zurück, und nur der Gedanke an die Plünderung des Forstes beschäftigte ihn ernstlich und tief. Er ging auf den Schwarzgrund zu, einen Busch, wo die Natur aus uralten Fichten ein Heiligthum geschaffen hatte, zu dem man durch eine natürliche Buchenallee wie durch eine lichte Vorhalle zum düstern Heidentempel gelangte. Herrlich spielte die Sonne herein durch die mächtigen Baumkronen, das Rieseln der

Quellen unter bemoosten Steinen stimmte wie eine helle Kinderstimme ein in den düstern Choral des hundertjährigen Waldes; hie und da trat eine Lichtung hervor mit hohem, üppig wucherndem Graswuchs und weichem, getränktem Boden, den breite Huflattichblätter bedeckten. Der Waldmeister läßt die Repphühner ungestört auffliegen, keck huschen leise auftretende Rehe, kaum die Gräser knickend, mit scheuen Blicken an ihm vorüber, er hat seine Gedanken nur auf den Schwarzgrund gerichtet, ein Revier, wo er so viele glückliche Stunden unter dem schwarzen Fichtendache, das Gewehr an einen Stamm gelehnt, verträumt, wo er die Freunde seiner Jugend, seine Lebensgenossen dichtgedrängt in trautem Zirkel stehen hatte; wo er Tage lang, das Gesicht vergraben im weichen Moose, es mit seinen Thränen getränkt, da er seiner Gattin Tod beweinte, da er eines Sohnes, ach, des einzigen! Verbrechen, eines Sohnes Verlust beklagte! Und der ernste Wald mit seinem Schweigen schauerte Trost auf ihn herab, säuselte Schlummer auf seine rothgeweinten Augen, wiegte ihn in Träume ein, aus denen er gestärkt auffuhr, wenn ein stolzer Hirsch mit prächtigem Geweih dicht neben ihm das Gezweig durchbrach! — Der wettergebräunte Waidmann schien, als er so in sich versunken durch den hallenden Wald schritt, all' das in seiner Seele wachzurufen und manche stille Zähre floß durch die gefurchte Wange in den grauen Bart hinab, mancher laute, unbewußte Seufzer entstieg der breiten Brust, der ein Stöhnen der Zweige mitleidig antwortete; er achtete nicht auf die verschlungenen Pfade, welche durch das Labyrinth führten; vom Instinkte geführt, stieg er bald auf, bald nieder, bog bald rechts, bald links ein, ging an steilen Abgründen sichern Fußes hin und ergötzte sich mit nichten, wie er es sonst immer zu thun

pflegte, an der Aussicht, welche sich hie und da auf ein schön geschweiftes Waldthal, auf ein blaues Himmelsfleckchen eröffnete, das, dem Auge Gottes gleich, in das Dunkel hereinsah! — Ein Sinn aber verweigerte seine Dienste nicht: der Waidmannssinn, der Geruch! Es zog ein Dunst durch den Wald, dessen Spur der Alte verfolgte, bis er auf eine Wiese zukam, wo ein großer Meiler noch rauchte, wiewohl die Köhler schon einer Schaar von Leuten die Karren beluden, welche bald mit fröhlichem Knarren zum Eisenhammer fuhren und auf dem Wege durch den Busch bei Gelegenheit Klaubholz auflasen. — Der Waldmeister sah aus der Ferne dem geschäftigten Treiben hinter einem dicken Stamme zu, wie er glaubte, selber ungesehen. Er bemerkte mitten unter den Leuten einen Mann mit grünem Hut, der ihm fremd schien; derselbe stand müßig da und schien nur aus Kurzweile zuzuschauen, ein Anderer stand neben ihm und erklärte, wie dem Waidmann däuchte, dem Fremden den Hergang des Geschäftes. Das wird am Ende der Hamburger sein und sein Gehilfe, der Negerle! dachte der Alte und ging weiter. Wir können es freilich nicht wissen, durch welche Ideenverbindung angeregt, seine Erinnerung im Schachte der Erlebnisse nach der Geschichte spürte, welche seinen Sohn Edmund aus dem väterlichen Hause gejagt hatte. Er sah ihn vor sich, den schlanken, blonden Burschen mit der Flinte über der Achsel, wie er durch den Wald bürschte, der Hund lustigbellend vor ihm hersprang, alle Leute nach ihm umsahen — „o, er war ein herrlicher Junge! ganz Leonore! nur noch den Kern des Mannes in der Brust! er hatte meine Hitze und der Mutter Sanftmuth zugleich und doch — doch hat er ihn erschossen! Jeden Andern hätte er in Gottes Namen erlegen können, wenn er ihm in's Gehege kam, nur

den nicht! seinen Nebenbuhler nicht! Wie war's doch? hm! sind freilich schon eins, zwei, drei — sieben Jahre! Ist mir's doch, als wäre es gestern geschehen! Ich lag schon, 's war in der Dämmerung, ich rauchte im Bette, 's war mir aber auf einmal unheimlich geworden, ich stieg heraus, öffnete das Fenster und sah den Mond über dem Busche herkommen; da kam's unten auch hervor, es jagte, kam nahe, ich erkannte Edmund, ich konnte nicht von der Stelle, ich konnte nicht schreien, ich war eingewurzelt wie ein Baum; er stieß die Thür auf, stürzte herein, todtenbleich, stumm zu meinen Füßen! So lag er eine ganze Viertelstunde und keiner von uns Beiden konnte ein Wort sprechen; da kratzte Etwas an der Thür, Leon kam bellend hereingejagt und in seinem Maule trug er etwas, 's war eine blutige Mütze — da kam Edmunden die Sprache, er schrie: „Vater! ich that's nicht gern, ich habe Konradin erschossen!" — „Konradin?" frug ich entsetzt, „Bube! den Konradin? weil er Grete drüben im Hammer freit, weil er sie heiraten soll nach dem dritten Aufgebot? Hast ihm aufgelauert drüben, wie er von seiner Braut ging, piff, paff! weg ist er!" und piff, paff, schlug ich ihm um die Ohren und er sprang auf, lief hinaus und auf und davon, ohne Geld, ohne Alles! Ich schlief die ganze Nacht nicht, früh rief Leonore hundertmal: „Edmund!" er war nicht da! Ich tröstete sie, er werde wieder kommen, sie weinte laut; er kam nicht. Konradin ward im Walde gefunden, verwundet, nicht todt! doch er starb am dritten Tage; alle Welt rief: Er wollt' ihn wegräumen! und jetzt erst, wo die dumme Welt so einstimmig darüber war, stieg ein Zweifel in mir auf, ich wollte Grete fragen um ihre Meinung, ich frug, mir däucht so, auch den Konradin auf seinem Krankenlager. Grete meinte, Edmund sei

dafür zu gut; Konradin: er habe ihm aufgelauert! Aber konnte der Wilddieb nicht lügen? — Mein Sohn irrt in der weiten Welt umher, und ich weiß nicht, soll ich mich anklagen, oder ihn, oder das Schicksal! Geschehen ist leider geschehen! Meine Haare werden mit Kummer in die Grube fahren." — Hier riß die Gedankenkette entzwei, denn vor ihm lag der Schwarzgrund, ach! nicht mehr in düsterer Majestät — wie ein Heer nach der Schlacht, in dem die Kanonenkugeln furchtbar aufgeräumt, sich traurig sammelt, hie und da ein Fetzen, die gediegene Masse zerrissen in tausend Splitter — so lag der uralte Wald vor ihm! Die Baumleichen lagen unzählig ausgestreckt, eine über der andern, ein weites Schlachtfeld, die spärlichen Reste standen stumm da und trauerten über den Tod ihrer Brüder, ein leiser Ost bewegte ihre Zweige, als theilten sie ihrem alten Freunde nun ihren Schmerz mit, da er ihnen so oft den seinigen mitgetheilt. Der Waldmeister schlug zu wiederholten Malen die Hände über den Kopf zusammen und rief: Herr Jesus! ach, Herr Jesus! Er bemerkte nicht, daß der grüne Hut vom Meiler ihm durch die Buchenallee nachgeschlichen, daß er seine Verwunderung und Wehklage von einem Versteck aus beobachtete. Er ging endlich, nachdem er lange so erschrocken dagestanden hatte, und die Möglichkeit des Unglücks noch immer zu bezweifeln schien, den ganzen weiten Busch durch, um den Schaden genauer zu besichtigen, als könnte er ihn wieder heilen; bei jeder neuen Gruppe gefällter Lieblinge stieß er einen Seufzer aus, ein Rabe krächzte über ihm, er sah ihn auf einem hohen Fichtenwipfel sitzen in seiner schwarzen Tracht und sagte: „Alle Waldvögel sind entflohen, verscheucht von den Metzgern, 's ist stumm im Busch, nur der Todtenvogel krächzt!"

Die Sonne brannte vom reinen Himmel nieder auf einen Fleck, wohin sonst nie ein warmer Strahl gedrungen, dem Alten wurde heiß zu Muthe, er fühlte sich matt und schläfrig; er suchte daher zum letzten Male einen schattigen Ruheort, zum letzten Male wollte er im Schwarzgrund schlummern, dann nie wieder mit einem Fuße diese entheiligte Stätte betreten. Er legte wie sonst sein Gewehr neben sich, vergrub sein Angesicht im Moose und schlief ein. Nun trat der mit dem grünen Hute vorsichtig heran; es war ein Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, schön gebaut, mit einem in mehreren Farben spielenden Vollbart; seine Kleidung war die eines Waldmanns: hohe, über's Knie gehende Stiefel, ein kurzer, grauer Rock mit grünem Kragen, zugeknöpft bis zum Kinn, wodurch sein schöner Wuchs hervorstach. Als er nahe gekommen war, zog er unwillkürlich den Hut und stand mit entblößtem Haupte, das ein kurzgeschnittenes, blondes Haar bedeckte, vor dem schlummernden Alten. Wehmuth sprach aus seinen Zügen, es zuckte oft um seine Mundwinkel wie ein bekämpftes Schluchzen, zwei männliche Thränen fielen heiß in das weiche Moos. Hierauf zog er sich zurück, blieb aber oft stehen und sah immer und immer nach dem Schlummernden hin, als risse er sich nur schwer von seinem Anblicke los. Nicht gar lange war er im Dickicht verschwunden, als der Alte auffuhr, nach dem Gewehre griff und nach allen Seiten spähte — es war nur die mechanische Wiederholung einer oft ausgeführten Art zu erwachen, aber kein stolzer Hirsch war durch's Gebüsch gebrochen, nur ein Mann hatte sich geräuschlos entfernt. Verlassen wir nun den auf seinen gewiß nicht unangenehmen Traum sich besinnenden Waidmann, es spielt ein Lächeln um seine Züge, kummerloser verläßt er den Schwarzgrund, als er

ihn betreten, das ist gewiß! und sehen wir nach dem Pärchen, das, zwei Schmetterlingen gleich, welche in blauer Sommerluft kosen, sich jetzt neckend verlassen, um gleich wieder einander zu erjagen und mitsammen weiter zu fliegen, sorglos um Ort und Zeit, längs der in Schlangenlinien schweifenden Klause schwärmt. Sie haben ihre Hüte gewechselt, er trägt ihren Strohhut, den sie ihm mit allerlei Waldblumen früher bekränzte, und sie den seinigen, von ihm mit Epheu geschmückten; phantastisch, wie Oberon und Titania, elfenleicht, mit Puck's schalkhafter Laune, und Romeo's und Julia's Liebe im Herzen. Sie bewundert seinen markigen und doch leichten Tritte, er ihr göttergleiches, in sich ruhendes Schweben; oft enteilte sie ihm rechts und links, um da eine Veronika, dort eine Nacht-, hier eine Königskerze mit goldenaufgeküßten Blüthen zu pflücken und in ihr zierliches Körbchen zu sammeln. Sie weiß ihn fortwährend durch eine neue, wunderschöne Aussicht zu überraschen, sie ist vertraut, wie Diana, mit allen Schlupfwinkeln des Waldes, mit allen Windungen des Baches; jetzt ruhen sie auf einer Moosbank, von wo sie das ganze Thal mit all seinem reizenden Buschwerk am Bache, und gegenüber einen Fels überschauen, an dessen Rande vier silberweiße Birken prangen, deren helles Laub lustig im Winde raschelt. „Dort," sagte Heinrich, „möcht' ich mein Himmelbett ausspannen, zwischen den vier Birken am Felsen, und eingesungen von Wind und Welle schlummern und von Leonoren träumen!" Hier ergriff er ihre Hand und vergaß über den Anblick derselben alle seine Wünsche.

„Wie geistig ist diese Hand!" rief er entzückt, „wie hat sich Deine Seele so reich bis in die Fingerspitzen ergossen! Pfui, über meine Sprache, daß sie für Dich keinen

neuen, menschlicheren Ausdruck weiß! Umfange mich, Leonore, fest, noch fester. Ihr Seeligen, schaut herab, und saget selbst: die Erde ist ein Himmelreich!" —

„Heinrich!" lispelte Leonore, „Du Einziger! Ich halte Dich umschlungen mit diesen Liebesarmen wie Epheu, ich schüttle Dich wie einen Baum, und Frucht und Blüthe regnet es auf mein Haupt! Ich beklage meine tausend Schwestern in der weiten Welt, daß diese nur Einen Heinrich hat, und jauchze, daß ich diesen Einen in meinen Armen halte! Umschlinge Du auch mich, Geliebter, fest, fester! Du Bach, du Wald, o Fels, Himmel und Erde, ihr Fische, Vögel und du Wild, seid Zeugen meines Glücks!" —

„Küsse mich, Holde! noch einmal! küsse mich ohne Aufhören, daß meine Stimme in Deinem Blumenodem ersticke und ich nicht mehr lispeln kann: küsse mich!" — So tauschten die Liebenden in holdem Liebesspiel Worte um Worte, Küsse um Küsse. Die rothen Erdbeeren ergoßen um ihren Moossitz ihre würzigsten Düfte; die Bienen summten neidisch um ihre sanft glühenden Lippen, bunte Schmetterling gaukelten um sie her, die kleinen Forellen streckten ihre Köpfchen neugierig lauschend aus der langsamer rieselnden, krystallhellen Fluth empor, und neckische Eichhörnchen hingen horchend über ihnen auf den wiegenden Zweigen, bestreuten sie mit grünenden Blättern, und fröhlich sangen die Waldvögelein das hohe Lied der Liebe. Sie verweilten auch nicht einen Augenblick länger, in diesem berauschten Ineinander, als es eben ihre Natur gestattete, keine Willkür mischte sich zwingend in das freie Seelenspiel, das nur einem innern Gesetz, keinem äußern folgte; sie gaben sich wieder den leiblichen Bewegungen hin, wenn die der Seelen ruhte; der Geist sprach, wenn die Seele schwieg; so blieben sie immer

lebendig und hätten ohne Langweile mit einander fortwandern mögen bis an's Ende der Zeiten.

„Viele haben Herz," sprach Heinrich, „Wenige Seele!" — „Wie meinst Du das?" frug Leonore und blickte ihm, neben ihm wandelnd, ganz fragend in das Antlitz. — „Das Herz," erörterte Heinrich, „ist der Rohstoff, der erst zur Seele hinaufgeläutert werden muß; er wird geläutert durch die Liebe und wie Wenige lieben!" — „Warum Wenige?" — „Weil die Meisten nur sich, nicht die Person ihrer Liebe lieben! Leonore, wenn ich Dich fragen höre, geht mir das Herz auf, Du weißt zu fragen, Dir sieht man am ganzen Ausdrucke des Antlitzes den Ernst der Frage an, man erkennt, daß Dir die Wahrheit am Herzen liegt, daß Du nicht Deine Behauptungen in Fragen hüllst, um Anmaßung in Bescheidenheit zu kleiden; Du hörst den Andern, nicht Dich, und das ist Liebe, das ist Seele, ist Geist!" — „Ich weiß nicht," sagte Leonore, „wie ich mich jetzt an einen Menschen erinnere, der mir, bis ich Dich kennen lernte, wohl der Theuerste auf Erden war, ich meine meinen Bruder!" — „Du hast einen Bruder?" — „Ich hatte einen, und da ich ihn hatte, hab' ich ihn noch! Niemand kann ihn aus meiner Seele reißen, wenn auch aus meinen Armen, er selbst nicht, ja, mein Wille nicht!" — „Wo ist der Bruder?" — „Ich weiß es nicht! Komm, die Schatten der Bäume strecken sich, die Sonne sinkt, kehren wir in's Jägerhaus zurück, ich will Dir eine traurige Begebenheit erzählen, die Dir ein ganz neues Schlaglicht auf unsere Häuslichkeit werfen wird." Sie erzählte, er war ganz Ohr; als sie mit der Geschichte fertig war, die sie mit aller Lebhaftigkeit, mit aller Wärme einer jugendlichen und doch gereiften Phantasie, bewegt, und doch nur den Hörer berücksichtigend, mehr dargestellt, als vorgetragen

hatte, und man schon das rothe Dach des Jägerhauses herüberwinken sah, verklärte Heinrich's Angesicht eine stille Seligkeit, und er sprach mit tiefen Seelentönen: „Und wenn er noch lebte, wenn er wiederkehrte? Wenn er nur deßhalb geflohen, weil er im jähen Verdachte eines liebenden Vaters das zähe Verdammungsurtheil der ganzen Welt voraus hören konnte? Er glaubte sich, trotz seiner Unschuld, nicht vertheidigen zu können, da er keine Beweise, keine greifbaren, rohen Beweise darlegen konnte!" — „Woher weißt Du," fiel Leonore ein, „daß er gewiß ohne Schuld ist?" — „Er ist Dein Bruder," antwortete er ausweichend, „Konradin ein Wilddieb; Abend war's, Edmund rief ihn an, er antwortete nicht; die Jagdgesetze waren verschärft." — „Woher weißt Du das?" — „Ein Wild auf Konradin's Schulter," fuhr er hitzig fort, „der junge Schütze verfolgt ihn, legt an, da der Verfolgte sich drohend umkehrt, das Gewehr geht los ohne den Willen des Jägers, erschrocken sieht er ihn fallen, entsetzt erkennt er seinen Nebenbuhler, und alle schrecklichen Folgen, die er ahnt, jagen ihn wie Furien nach Hause!" — „Heinrich, so wahr ich lebe, Du weißt von Edmunden, er lebt, Du kennst ihn! Ich bin gefaßt!"

Sie zitterte an allen Gliedern; Heinrich hielt sie mit seinen Armen umfaßt und sagte, bleich vor innerer Bewegung: „Ja, Leonore, er lebt, ich kenne ihn, er ist mein Freund!" — Leonoren's Haupt lehnte am Busen des Geliebten, ihre Brust fluthete vor Empfindung, Thränen stürzten aus ihren Augen und netzten sein Antlitz. „Leonore, er ist mein Geschäftsgenosse Negerle, der vor mir hier ankam, er ist hier!" — „Ich werde ihn sehen!" jubelte sie und lachte unter Thränen; „ach, der Vater! er wird seinen Sohn wieder haben! Du wirst ihm den Sohn geben! Für todte

Bäume einen lebendigen Sohn! Alle Hindernisse unserer Liebe mit einem Male geschwunden, Alles, Alles gewonnen!" — „Geliebte, hier müssen noch Zwei geschont werden!" — „Zwei? Wer sonst als der Vater?" — „Auch Dein Bruder, Leonore! Er sagte mir kein Wort, daß hier sein Vaterhaus liege, er scheut fremde Vermittlung, er ist stolz, Dein Bruder! Wer weiß, ob wir nicht durch unbesonnene Raschheit Alles verdürben!" — „Sollen sieben Jahre die Beleidigung nicht aus seiner Seele getilgt, nicht die Sehnsucht entflammt haben, die Seinigen unter jeder Bedingung wieder zu sehen?" — „Nein! ehe er in Unehre, in zweideutigen Verhältnissen zurückkehrt, lieber läßt er die Vergangenheit begraben sein!" — „Gut. Ich kann mich mäßigen! Aber wird er seine Unschuld dem physischen Auge bloßlegen können?" — „Er wird!" — „Wie?" — „Ist seine Flinte noch in Eurer Hand?" — „Ja!" — „So wird sich's finden!" — Schon schwammen die Berge im Dufte der Dämmerung, der gold'ne Abendstern glänzte über dem Jägerhause und der Mond glitzerte in den Wellen der Klause, als Heinrich mit Leonoren die Stufen hinanzusteigen im Begriffe waren; Leonore drehte sich aber plötzlich um, als zöge sie hinten etwas, ihr scharfer Blick entdeckte am Saume des Waldes eine Gestalt, welche einen langen Schatten im Mondlicht warf; sie wagte nicht einen Laut auszustoßen. Heinrich, der ihr Stillstehen bemerkte, folgte der Richtung ihres Blickes, es bedurfte keines Wortes, auch er sah die Gestalt und lispelte: „Er ist's!" Sie kam immer näher, jetzt entzündete sich im Hause ein Licht, eine Thür ging auf, Schritte hallten im Vorhause, der Vater erschien an der Schwelle. Heinrich bewunderte die Geistesgegenwart Leonorens, mit der sie sich schnell umwandte und so unbefangen als möglich „Guten

Abend, Vater! Wir sind wohl zu lange geblieben?“ rief und ihm, welcher sich anstrengte, mürrisch auszusehen, beschwichtigend die Hand küßte und mit ihren beiden Händen die Wangen streichelte. „Schmeichelkatz'!“ brummte der Alte, „ich werde ein andermal andere Saiten aufziehen! Mit fremden Herren bis in die Nacht 'nein 'rumrennen — schön das! Na, 's ist zum allerletzten Male geschehen!“ — Das hatte der Gute freilich schon oft gesagt. Heinrich entschuldigte Leonore so gut es ging, mit der Schönheit des Wetters und der Herrlichkeit des Thales. „Nicht wahr, Herr C o n t r o l e u r?“ fragte der Alte spöttisch; „ein prächtiges Thal, Herr C o n t r o l e u r! Lügen, Herr Controleur, impertinente Lügen! Was, Controleur? Sie sind kein Controleur! Was sind Sie? Wer sind Sie? Hat's mehre Controleurs? Den wahren hab' ich soeben gesehen und gesprochen, Herr Negerle war mit ihm, dem hab' ich statt seines Herrn ein Kapitel von wegen des himmelschreienden Waldruins 'runtergeblättert, er war stummer als ein Fisch, und die Zähne klapperten ihm vor Respekt! Nun möcht' ich eine runde Antwort haben.“ — „Erlauben Sie, Herr Waldmeister, daß ich Herrn Negerle früher sprechen darf, ehe ich Ihnen meinen wahren Titel und Stand entdecke, er wird Licht in die Sache bringen.“ — „Auch gut, bringen Sie ihn her! Ich bin ihm ein Abendbrod und nota bene eine Flasche Bier schuldig für die Angst, die ich ihm eingejagt habe. Ein forscher Kerl, der Herr Negerle! Ha, ha, ha!“ — Er ging lachend hinein in die Stube, Leonore folgte ihm, um ihn nicht mißtrauisch zu machen und ihn bei guter Laune zu erhalten. Ihr Herz pochte gewaltig, aber sie ließ es pochen und richtete den Tisch her. Juliane konnte ihr nicht recht in die Augen sehen, warum? das werden wir im folgenden

Kapitel zugleich mit der Art und Weise erfahren, wie das Nachtmahl im Jägerhause ablief, zu welchem Heinrich Herrn Negerle holen sollte. —

## 3. Kapitel.

Edmund hatte hinter einem Stamme Alles mitangehört, was vor dem Jägerhause gesprochen wurde; er sah den Holzhändler mit Leonoren, freudig überrascht, er ahnte fast schon ihr Verhältniß, denn er kannte Heinrich und obgleich Leonore erst fünfzehn Jahre alt war, da er die Heimat verließ, auch sie — so eigen war sie schon in jenem zarten Alter gewesen. Groß war die Lockung, vorzutreten, an den Busen der Geliebten zu stürzen und alles Vergangene vergangen sein zu lassen; jeder Andere hätte es gethan im Vertrauen auf die gesunden Nerven der Waldfamilie. Nicht so Edmund; er fürchtete mit seiner Liebe allein zu stehen, beschämt Vorwürfe, oder was noch viel ärger, den Zwang anhören und ansehen zu müssen, mit dem man die Vorwürfe niederschluckte. Sein Hauptfehler war, daß er sich stets den einzig Edeldenkenden glaubte, daß er immer das Arge und Aergste voraussetzte, daher ihm schwer nahe-, noch schwerer beizukommen war. Das wußte Heinrich; er hatte ihn zufällig in einer Gesellschaft in Hamburg kennen gelernt, wo er ihm eben durch seine stolze Zurückhaltung Interesse einflößte; er hatte sich an ihn gedrängt, wurde nur mit Mißtrauen empfangen, oft barsch behandelt, ließ sich aber in der Ueberzeugung, es wohne hinter dieser harten Schale eine Perle, nicht abschrecken und sah sich eines Abends, da sie miteinander einen Spaziergang machten, von freien Stücken von ihm in seinen Lebensschmerz eingeweiht, bekannt gemacht

mit allem Detail seiner schönen Jugend, seiner männlichen Wanderjahre, seiner Abenteuer in Columbia. So nannte er, und nie anders, Amerika. Er wollte das Unrecht gut machen, das die Geschichte sich vom Americo Vespucci aufschwatzen ließ. Nie hatte er aber nur ein Wort von Leonoren fallen lassen, weil er wußte, daß nur lebendige Anschauung, nicht lyrische Exklamationen ein wahres Bild geben; wiewohl er kein Vermögen besaß, sah er doch stets reich aus, schien auf noblem Fuße zu leben, nahm selbst von Heinrich nie ein Mahl an, wohnte gut, und was war er denn eigentlich? nicht mehr als ein Sprachmeister! Er war ein sogenannter Lebenskünstler, d. h. ein Mensch, dem das Leben Selbstzweck und würdig genug schien, daß man sich über jeden Schritt, den man darin thut, gewissenhafte Rechenschaft ablege; ein Aristokrat aus Prinzip, wiewohl auch ein Seelenaristokrat, und hätte man ihn mit Heinrich vergleichen wollen, so hätte man gefunden, daß Heinrich aus schöner Natur, Edmund aus Tendenz handelte; daß jener die goldene Mitte, dieser das Extrem; jener männlich, dieser fast männisch; jener poetisch, dieser prosaisch war, wiewohl er vielleicht so reich an Gemüth wie Heinrich, aber nicht so harmonisch gestimmt war. —

Heinrich that, als ginge er nur vorüber und träfe nur zufällig auf den Freund: „Ei, ist das nicht Negerle?" — Wiewohl Edmund einsah, daß man nur seiner Art zu liebe Umwege machte, nahm er es geschmeichelt auf, es that seinem Stolze wohl, daß man seiner Schwäche sich bequemte, es erfreute seine Intelligenz, daß man so klug war, seine Natur richtig zu behandeln. „Sie hier, Heinrich?" sagte er lächelnd; „seit wann?" — „Seit heute Morgen; Freund! wenn Sie wüßten, was ich heute schon Alles erlebt! ich

habe ein Mädchen gefunden, wie es nur in der Dichtung noch lebt, ich liebe und werde geliebt.“ — „So bald?“ — „Die Liebe kennt keine Zeit, man sieht, man hört und ist gefangen. Der „verständige“ Mensch allein, der sogenannte Praktiker, muß seinem Mädchen erst in die Töpfe sehen, ob sie rein gescheuert; in die Suppe, ob sie gut gekocht; in die Wäsche, ob sie nicht zerrissen — der vernünftige, der Seelenmensch hat Intuition, er sieht auf Einmal, was sich im Wechsel von Zeit und Ort auseinander legen wird, er glaubt Alles, weil er von Einem überzeugt ist, von der Weiblichkeit seiner Geliebten! Und ich bin es!“ — Mit äußerer Gleichgiltigkeit, mit innerer Freude hörte Edmund seiner Schwester Lob aus dem Munde des insgeheim heißgeliebten Freundes: „Und ist sie auch so von Ihrer Männlichkeit überzeugt?“ frug er mit einer geheuchelten finstern Miene und sah Heinrich mit seinem geistvollen Auge überlegen an. „Sie ist meine Braut!“ sagte Heinrich lakonisch und eine edle Röthe schönen Selbstbewußtseins bedeckte sein Antlitz. „Und der Vater?“ — „Wird sich gewinnen lassen!“ — „Hat sie keinen Onkel, keinen Bruder?“ — „Von einem unendlich geliebten Bruder sagte sie mir wohl, der aber in diesem Augenblick nicht zu Hause ist!“ — „Erwartet man ihn?“ — „Man ist besorgt um ihn, er bleibt gar lange aus!“ Heinrich schlug die Augen nieder, jetzt war Edmund ihm eine offene Erklärung schuldig, die er nicht erzwingen wollte; sie kam schöner freiwillig; lächelnd sagte Edmund: „Wenn nun der Bruder seine Einwilligung verweigerte?“ — „Das wird er nicht — er soll sehr vernünftig sein!“ — „Leonore ist arm!“ — „Ei! Sie wissen ihren Namen?“ — „Antworten Sie zuerst auf meine Frage!“ — „Ich bin reich!“ — „Ihr Onkel in Hamburg?“ — „Soll

einwilligen!" — „Wann soll Hochzeit sein?" — „Sobald Leonorens Bruder kömmt!" — „Nun, also morgen!" — „Ist er da?" — „Er ist!" rief Edmund und fiel dem Freunde zum ersten Male, von seinen Gefühlen überwältigt, um den Hals: „Heinrich, Du verdienst sie!" — Aber, wie sich seiner Bewegung schämend, nahm sein Antlitz ein ironisches Lächeln an, als wäre das Alles nicht gar so ernst gemeint; „böser Mensch! Du sagtest mir nichts von dem, was ich hier finden sollte!?" — „Hätten Sie's dann gefunden?" — „Du hast Recht! Ich soll Herrn Negerle holen!" — „Ich weiß es." — „Ich habe mich heute Morgens als neuer Controleur vorstellen müssen, da Dein Vater wegen des Waldes gegen den Hamburger zu sehr entbrannt war." — „Zufällig traf uns der Vater im Walde, mich und den wirklichen Controleur, er wollte es nicht glauben, daß er von Ihnen getäuscht wäre und ließ sich zu mir gegen den Hamburger heraus, als meinte er, mein Begleiter sei der Hamburger." — „Und doch empfing er mich soeben schlecht und wußte es bestimmt, daß ich gelogen!" — „Da wollte er Ihnen nur auf den Zahn fühlen!" — Da Edmund das brüderliche Du schnell wieder zurückgenommen und fortfuhr, ihn Sie zu nennen, mußte auch Heinrich zum alten Sie zurückkehren. „Nun müssen Sie mir aus einer schiefen Stellung heraushelfen!" sagte er zu Edmund. „Wie das?" frug dieser. „Sie überlassen mir es, Ihre Wiederkehr in das väterliche Haus vorzubereiten!" — Edmund willigte nur ungern ein; dennoch war er damit nicht unzufrieden, da er dadurch das Recht erhielt, zu schweigen, und er schwieg so gerne! Er war Einer jener Menschen, welche hart erscheinen, weil sie ihre weiche Seite absichtlich verhüllen. Als sie sich dem Hause näherten und ihnen leuchtende Johanniskäfer voran-

flogen, sprang Leon aus seiner Hütte, bellte, und riß mit aller Gewalt an der Kette. „Der kennt mich noch!“ sagte Edmund leise und stieg sehr langsam die Stufen hinauf, welche er vor sieben Jahren sehr schnell zum letztenmale herabgestiegen war. Alle harten Erfahrungen, die er seit damals gemacht, drängten sich an ihn heran; erst im Angesichte dieses Hauses erkannte er wehmüthig die ganze Veränderung, welche mit ihm vorgegangen; er fühlte sich krank, die Frische des Lebens glaubte er für immer verloren; er sah sich wie einen lebendigen Leichnam herumwandeln, den die Seinigen nicht wieder erkennen würden, und doch war Heinrich überzeugt, daß es dem armen Edmund nur an Familienleben, an warmer Atmosphäre fehle, daß er zu früh für seine liebevolle Seele in die kalte Welt hinausgestoßen worden war. — Während die beiden Freunde in der Nähe des Hauses mit einander sprachen, suchte Leonore die Stimmung des Vaters für das Bevorstehende vorzubereiten; sie ließ oft, während sie sich mit der Küche beschäftigte, ein oder das andere Wörtlein fallen, das Frage und Antwort erheischte; sie meinte, es wäre doch schön, wenn einmal der Edmund so als ein Fremder in's Haus käme! Der Vater seufzte. Er könne nach Amerika gegangen sein, fuhr sie fort, „wir müssen doch Herrn Negerle, der wohl mit Auswanderern öfters wird gesprochen haben, fragen, ob er nichts von ihm gehört oder gesehen!“ — „Wenn er ein Mörder ist, ist's besser man forscht nicht!“ — „Wenn er es aber nicht ist?“ — „Mädel mach' mir den Kopf nicht warm! Du bist auch nicht weit her!“ — „Wie das, Vater?“ — „Hinter meinem Rücken liebeln, he? ist das recht?“ — Leonore ward über und über roth, Juliane hatte geplaudert; nun stand sie, erst ein Anwalt ihres Bruders, selbst als eine Ange-

klagte da, und wußte sich nicht zu vertheidigen. Als das der Alte merkte, bekam er Muth, sprang vom Sessel auf, und schrie: „Einen fremden Mann, der erst seit ein paar Stunden hier ist, küssen? pfui!“ — Sie fühlte sich so rein, so unschuldig und konnte kein Wort der Entschuldigung stammeln. In der Verlegenheit zankte sie Juliane aus und sagte gegen diese schmollend: „Ihr seid mir eine gute Klätscherin! Was hab' ich Euch denn Böses gethan, daß Ihr den Vater gegen mich aufbringt?“ — „Sie haben ihn doch geküßt!“ sagte die beleidigte Magd trotzig, und Leonore wußte nichts anzufangen, als eilig das Zimmer zu verlassen. Der Alte bereute fast sein zorniges Auftreten, im Herzen hieß er es gut, daß seine Tochter aufhöre so spröde zu thun, und der Fremde, in dem er nunmehr keinen Andern als den Hamburger vermuthete, war am Ende keine arge Partie. Dennoch beschloß er dem Paare gegenüber sich in die Brust zu werfen, den erzürnten, tugendhaften Vater fortzuspielen; aber die Worte Leonorens über Edmund fielen auch auf keinen Felsenboden. Er überlegte, wie es doch käme, daß er heute so oft an den Verlorenen denke, und daß nun auch Leonore von ihm zu reden anfange. In diesem Augenblick trat Heinrich und hinter ihm Negerle ein. Jetzt wußte der Alte, warum er heute so oft an Edmund gedacht. Herr Negerle's Kopf hatte einige Aehnlichkeit mit dem seines Sohnes. Er wies Herrn Negerle sich gegenüber einen Platz am Tische an. Der Gast war todtenbleich, noch war außer einem leisen Gruße beim Eintreten kein Wort aus seinem fest zusammengepreßten Munde gekommen. Der Alte sah ihm fortwährend in's Gesicht, er schlug die Augen nieder. Jetzt ging die Seitenthüre auf und Leonore trat ein. Sie sah ihm ruhig in das Auge, als er aufstand und sich verneigte;

er war größer als Heinrich, aber nicht so gediegen, mehr ausgehöhlt. Leonore ward von seinem Anblick tiefschmerzlich bewegt; er war es und war es nicht, ein großes Seelenleiden sprach aus seinen Zügen; auf seiner hohen Stirne, auf welcher einst die Liebesgötter thronten, wohnte nun die Reflexion. So gut ihm auch der Vollbart ließ, sie wünschte ihn weg, um das reine, jugendliche Kinn zu sehen, das er freilich nicht mehr hatte. Sie machte einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf ihn: die Knospe, die er noch strenggeschlossen verlassen hatte, war nun reizend aufgeblüht; so geistreich hatte er das Waldmädchen nicht wiederzufinden gehofft; ein keusches Licht umfloß ihre jungfräuliche Gestalt; sie war schön und anmuthig zugleich. Heinrich freute sich über den sichtbar günstigen Eindruck, den Leonore auf ihren Bruder zu machen schien. Nun saßen sie: oben der Alte, ihm gegenüber Edmund, zu des Waldmeisters Rechten Heinrich, diesem gegenüber, zur Linken des Vaters, Leonore, welche dem Alten schon zweimal das blaue Taschentuch, das er oft fallen ließ, zum Zeichen der Versöhnung aufgelesen hatte.

Man aß und trank vorerst, durch die gegenseitige Spannung der Gemüther, stille, ohne mehr als Gleichgiltiges zu sprechen. Edmund aß fast gar nichts und nippte nur anstatt zu trinken. „Herr Regerle, Sie essen nichts und trinken noch weniger!" platzte der Alte treuherzig heraus; „nichts für ungut! Es galt nicht Ihnen, nur dem Hamburger, der mir, wie mir scheint, nicht nur meine schönen, alten Stämme aus dem Walde, sondern auch etwas Anderes zu stehlen Lust hat, das nicht dem Grafen gehört!" — Er sprang auf und warf den Sessel zornig zurück, die ganze Gesellschaft stand erschrocken auf. Heinrich fühlte, daß er nun dem Vater eine Erklärung schuldig sei. Leonore und Edmund

traten einander näher, Heinrich und der Alte auch. In dem Augenblick stürzte Juliane bleich herein und berichtete, das Gericht stehe vor der Thür, man wolle Jemanden verhaften. Heinrich und Leonore sahen bestürzt auf Edmund, der ruhig dastand und nach der Thüre sah, in welcher der Richter des nächsten Ortes, mehrere Geschworene, ein Gerichtsdiener und Konradin's, des erschossenen Wilddiebes Vater, erschienen. Der Waldmeister war ganz ruhig, denn er wußte sich schuldlos, aber als er den Vater Konradin's gewahrte, ward er bleich und seine Blicke trafen unwillkürlich Negerle, der es bemerkte und leise zu zittern begann. Der Alte sah immer scharf hin, bemerkte das Zittern, trat einen Schritt näher, sah wieder hin, das Zittern nahm überhand, nun stürzte der Alte mit dem Rufe: „Mein Sohn! Mein Sohn, Edmund!“ ihm an die Brust und kam eben recht, den Halbohnmächtigen in seinen Armen aufzufangen. So erkannte der Vater seinen verlorenen Sohn im Angesichte des Gerichtes wieder. Edmund faßte sich schnell, entzog sich sanft den Armen des weinenden Vaters, Leonorens Umarmung, Julianens Liebkosungen und trat stolz aufgerichtet vor die Männer der Gerechtigkeit. „Was wollt Ihr hier, Ihr Herren von Hammerdorf?“ — Der Vater Konradin's trat vor: „Heißest Du Edmund Weiler?“ — „Ja!“ — „Du hast meinen Sohn erschossen, gestern vor sieben Jahren!“ — „Ja und Nein!“ — „Wie meinen Sie das?“ frug der Richter. — „Ihr wißt es Alle,“ sprach Edmund mit lauter Stimme, „Konradin war ein Wilddieb!“ — „Ja, ja!“ antworteten mehre Stimmen; er fuhr fort: „Ihr wißt auch, daß wir Jäger das Recht haben, uns unſ'rer Haut zu wehren!“ — „Ja, ja!“ — „Selbst mit dem Gewehr?“ — „Ja!“ — „Er kam mit einem Knüttel auf mich zu, drohte

mir, durfte ich schießen?" — „Ja! Nein!" scholl es durcheinander. — „Ich legte nur an, um ihn zu schrecken, ich wollte nicht schießen! Da ging der Hahn von selber los, er fiel!" — „Beweise! Beweise!" — „Vater, ist die Flinte noch im Hause?" — „Ja, da hängt sie!" — Er langte sie herab. „Seht Ihr da einen Hahn?" — „Nein!" — „Er ist abgebrochen!" rief Edmund. „Als ich wider einen Stamm rannte, brach er ab und der Schuß ging los!" — „Ihr habt ihn jetzt erst abgebrochen!" murrte Konradin's Vater. — „Das werden wir sehen! Ich hoffe, da das Fuchsgründel wenig besucht wird, der Hahn wird noch bei dem Baume liegen!" sagte Edmund mit Zuversicht, da ihn der Gedanke lange beschäftigt hatte. — „Gleich morgen wollen wir hingehen und nachsuchen!" sagte der Richter. — „Nein, gleich heute!" meinte der Waldmeister. „Juliane! die Laterne, Haue und Schaufel! Leonore, meine Mütze! Sie, Herr Heinrich, werden mit uns gehen! Leonore, dageblieben! Keinen Schritt sag' ich! Kommen Sie, meine Herren! Edmund, geh' neben mir!"

Der Alte, Edmund und Heinrich zogen voran, der Richter mit den Geschorenen und Konradin's Vater folgten; öde blieb das Jägerhaus zurück mit Leonoren und Julianen, welche allen Groll vergessen hatte und fortwährend die Augen mit der Schürze wischte. Schweigsam ging der Zug durch den Wald. Die Bäume leuchteten im Widerscheine der Laterne; hie und da raschelte ein aufgestörtes Wild; der Mond glitzerte durch das Laub, die Wipfel rauschten mächtig. Man hörte das Rieseln der Quelle, das einsame Bellen der Hunde in den nahen Gehöften und der Eisenhämmer gleichen Schlag. Im Walde stieß der wirkliche Controleur auf den Zug, der Waldmeister zwang ihn, sich

anzuschließen. Edmund führte den Zug durch das Labyrinth des Waldes an Ort und Stelle; er wußte, die dickste Fichte im Fuchsgründel war's, wo ihn der Unfall getroffen; in nicht mehr als einer Stunde waren sie dort. Man stellte sich in der Nähe des Baumes auf. Der Grund war bedeckt mit Kleinholz, Nadeln und gelben Blättern; es wurde das Alles durchgestöbert und als nichts zum Vorschein kommen wollte, hieb der Waldmeister ingrimmig mit der Haue in den Boden ein. Edmund verhielt sich müßig, daß man sich desto besser überzeuge, er habe die Hände nicht im Spiel; Heinrich schaufelte den losen Acker auf. Lange suchte man umsonst. Der Schweiß lief von des Alten Stirne und es grinste ein Hohnlächeln auf dem Angesichte von Konradin's Vater, als endlich Heinrich rief: „Da ist's!" — „Wo? wo?" riefen Alle einstimmig. — „Hier!" sagte Heinrich, und zog den Hahn mit Erde bedeckt hervor. Der Waldmeister faßte ihn zuerst mit zitternden Händen, reinigte ihn, denn er war ganz vom Roste zerfressen und fragte: „Hat Jemand die Flinte mitgenommen?" — „Hier, hier!" — „Seht Ihr? 's paßt!" frohlockte der Vater, „der Hahn ward hier abgebrochen!" — „Alter, was sagt Ihr dazu?" — „Ich geb' mich zufrieden!" sagte Konradin's Vater kleinlaut. — „Und Ihr, Herr Richter, Ihr Geschwornen?" — „'S ist sonnenklar: er ist unschuldig!" — Jetzt umfing der Waldmeister Edmund erst mit ganzem Herzen, mit ganzem Bewußtsein! — „Wo ist Leonore?" frug der Alte, ohne sich zu besinnen, daß er ihr zu Hause zu bleiben befohlen; sie stürzte aber dennoch auf diesen Ruf aus dem Dickicht hervor und fiel Edmunden um den Hals. „Lieber Bruder!" — „Liebe Schwester!" erscholl's; gerührt sahen die Zuschauer dem Auftritt zu; nur Heinrich stand verlassen da, er

gehörte noch nicht zur Familie. Da wandte sich der Waldmeister gegen ihn: „Nun Monsieur! wer sind Sie doch?" — „Der Hamburger!" sagte Heinrich. — „Der mir meinen Wald forträgt?" — „Der Ihnen einen Sohn heimbringt!" rief Edmund. — „Besser: der den Hahn gefunden!" rief der Alte, „der ist mehr werth! Für den Sohn erlaß ich ihm die Prügel, die er wegen des Schwarzgrundes verdient. Was soll ich ihm für den Hahn geben?" — „Leonoren!" antwortete Heinrich kurz und faßte die Hand seiner Braut. — „Pah! Nimm sie, sie ist so nicht viel werth!" — Heinrich präsentirte Leonoren allen Anwesenden: „Meine Herren! Ich lade Sie insgesammt zur Hochzeit im Jägerhaus!"

# Nur ein Schreiber.

## 1. Kapitel.

### Seiner Gnaden kommen.

Ist denn heute Sonntag? Die Glocken der vordern sowohl als der hintern Kirche regen ihre melodischen Zungen zu einem feurigen Zwiegespräche. Wer sie von weitem belauschte, der glaubte ihr offenes Geheimniß in den Worten: Zur Trauung! Zur Trauung! zu hören; aber die Kinder, die hartan neben dem weißen Schulhause bis zum grünen Pfarrgarten eine „Aufwartung“ machen, wissen's besser; die Kinder stehen seit ihrer Taufe her ohnehin mit der Glocke auf gutem Fuße und ihnen ruft sie schon zwei Stunden lang: Seiner Gnaden kommen! Seiner Gnaden kommen! in's gläubige Ohr. Während des halben Winters war Manchem die Vorahnung dieses Rufes ein Sporn, den Gebirgsfrost auf dem oft stundenlangen Wege zur Schule muthig zu tragen und, was ebenso viel ist, dem Katechismus geduldig zu folgen, den Predigten zu lauschen und das Vater Unser am Schnürchen zu beten. Denn der Herr Graf läßt jährlich den armen Kindern seiner ausgedehnten, fast fürstlichen Güter, Schuhe, den fleißigen und frommen, Prämienbücher zukom-

men; doch ich thäte den Kleinen Unrecht, wenn ich die unruhige Sorgfalt, mit der sie schon vor Tagesanbruch heute mit ihrem Sonntagsanzuge beschäftigt waren, der bloßen Selbstsucht in die Schuhe schöbe — nein! es war ein edlerer Reiz — „Seiner Gnaden kommen!“ Das ist nicht drüben der Kaufmann Groß, nicht der Herr Pfarrer, auch der Herr Oberamtmann muß sich vor ihm verstecken. Das ist die Erlaucht, die Excellenz, der Graf! Damit ist Alles gesagt und der „alte Graf“, das ist noch mehr als Alles.

Der Lehrer wandelte von einem Kinde zum andern und schärfte, von Zeit zu Zeit auf den Pfarrberg spähend, den Empfangsruf: „Willkommen! Willkommen, Eure Excellenz!“ ein; der Schulgehilfe ging hinter ihm her und forderte Jedem wieder ab, was der Lehrer gegeben, bis plötzlich Böllerschüsse erdröhnten und auf dem Gipfel des gegenüberliegenden Berges erst eine, dann eine zweite Kutsche erschien. Ein elektrischer Schlag fuhr durch die Reihen der Wartenden und schien auch die beiden Wagen zu beflügeln, denn schon waren sie den Pfarrberg herab und nach einigen Sekunden entdeckte der begierige Blick in der ersten von zwei gewöhnlichen Braunen gezogenen Chaise einen bejahrten Mann — es war nicht der Graf — das „Willkommen Excellenz“ floh schnell hinter den „Zaun der Zähne“ zurück, um mit einem desto stärkern Anlauf wieder hervorzubrechen, als sich in der zweiten, schimmelbespannten, ein Silberhaupt zeigte, das keinem andern als dem alten Grafen gehören konnte. Während die Lehrer und Seelsorger Lehren und Seelen vergaßen, erscholl es frisch und voll aus dem Herzen und Munde der Jugend: „Willkommen! Willkommen, Eure Excellenz!“ Und der alte Graf neigte sich freundlich lächelnd nach hüben und nach drüben und fuhr langsam um die Ecke durch den

„Ring“ dem Schlosse zu, an dessen Einfahrt zwei schwarzgekleidete Männer ehrerbietig den „Herrn“ empfingen.

Im Absteigen wandte sich der Graf an die höhere der beiden Gestalten mit den Worten: „Also Er ist der Oberamtmann?“

Im Ausdrucke des letzten Wortes lag ein Anflug von Spott.

Der Angeredete verbeugte sich leicht und präsentirte seinen Nachbar, einen schmächtigen, bleichen Mann von reifem Alter und sagte: „Bitte um Vergebung. Dies sind der Herr Oberamtmann!“

Der Schmächtige verschluckte die eingelernte Bewillkommnungsrede aus Aerger über die Verkennung (die seltsame Betonung seines Titels war ihm entgangen); auch ließ ihn der Graf stehen und verlangte auf seine Zimmer geführt zu werden. Er dankte den Rosenthalern und wollte von Rosenthal jetzt nichts als Ruhe.

Rosenthal ist ein Gebirgsstädtchen an der preußisch-schlesischen Grenze Böhmens, von Tannenwäldern rings umkränzt, vom Rosenbache lieblich durchflossen; halbmondförmig streckt es sich von Süden nach Norden und stößt mit dem Mittagshorne fast schon an böhmische Dörfer. Der Graf verweilte des Sommers immer einige Zeit in Rosenthal, um dann nach seinen Herrschaften in kaiserlich Schlesien aufzubrechen. Wiewohl er als einer der reichsten Cavaliere Böhmens galt, war sein Gebahren schlicht und sein Aufwand weit unter dem Niveau seines Standes und Vermögens. Auf Rosenthal saß früher ein Amtsverweser, Namens Anton Schrenk, ein biederer, strengredlicher Mann, nach dessen Tode der Graf dem Sohne, Friedrich Schrenk, die Wahl des Titels überließ; dieser nahm den etwas pomp-

haften „Oberamtmann" an, was dem Grafen nur lächerlich erscheinen mußte, da der Herr Oberamtmann nur zwei Schreiber und einen Gerichtsdiener als Unterbeamte beherrschte. Der erste Aktuar war eben jene schlanke Gestalt, die der Graf zuerst angeredet und die sich heute in den Augen der Rosenthaler fremdartig ausnahm in dem Frack, der sonst einem Mantel mit rothem Futter weichen mußte. Dieser Purpur, der sich hervorstahl, bezauberte die Mädchen nicht weniger, als das feingeschnittene Marmorantlitz, die Straußenfeder auf dem Chevalierhute und der Klang der silbernen Sporen. Wenn Springer, so hieß der Schreiber, auf seinem falben Roß, das besser bewirthet war als manches Adamskind, durch die Judengasse in den „Niederhof" trabte, blieb keine Mütze auf dem Schädel und kein Judenkind beim Nähpolster; Springer war der Genius des Städtchens geworden; doch auch der Nerv des Amts, der gräflichen Oekonomie, der Tonangeber und geistreiche Erfinder von ungewöhnlichen Belustigungen. Was er sich auch herausnehmen mochte, man wußte, es gebühre ihm; zudem verstand er es, gegen den Oberamtmann den Bescheidenen zu spielen, die Krone manches eigenen Siegs auf dessen Haupt unvermerkt hinübergleiten zu lassen; endlich war das Faktotum des Schlosses seine Gönnerin und bemüht, manches Ungewitter von ihm abzuleiten.

Dies Faktotum war die einzige Tochter des Kastellans. Sie war hoch, schlank, galt für stolz, konnte auf Bildung Anspruch machen und man wußte, daß sie bestimmt war, die Oberamtmännin zu werden. Schrenk, ein Witwer, wollte das schöne Kind gleichsam als gnädige Frau zu Rosenthal heimführen aus dem untern Stock in den zweiten des stadtbeherrschenden Schlosses. Die Kastellanstochter

fühlte gegen ihren Verlobten nichts weniger als Liebe. Der Oberamtmann besaß einen zu geringen Scharfblick und eine zu große Eitelkeit, um nicht ihre Wärme falsch zu deuten; er hatte von seinen Anlagen in den sechs Schulen, die er mit bestem Zeugnißerfolge durchlaufen, aus Schuld der Herren Professoren einen hohen Begriff erhalten; man berücksichtigte weit mehr seinen Rang als seine Leistungen. Dennoch blieb sein Kern ein guter, es bedurfte nur der treuen und geschickten Hand, jene Hülsen davon zu lösen. Er fand sie nicht diese Hand in seiner ersten Ehe. Vielleicht brachte sie ihm die zweite. Amalie regierte bereits. Sie mußte auch heute für des Grafen Bequemlichkeiten sorgen; der Graf hatte von Domestiken nur zwei Kutscher und seinen Gesellschafter, einen ehemaligen Theaterdirektor, aber keinen Koch mitgebracht; nie waren die Mägde so freundlich von ihr, nie in der Kanzlei die Parteien so leutselig von den Beamten behandelt worden, als in den Tagen der Anwesenheit des Grafen. Ihn mit Speise und Trank zu befriedigen war ein Leichtes; er mochte die Frugalität noch aus den Feldzügen gegen die Franzosen bewahrt haben, aus denen er als Hauptmann nach Hause kam, ohne vielleicht bei der berühmten Schlacht bei W. wirklich zugegen gewesen zu sein; denn es ging das Gerücht, der jetzige Gerichtsdiener zu Rosenthal hätte bei blutigen Affairen immer die Rolle des damaligen Lieutenant Grafen N. gespielt, wofür er nun Zeit Lebens reichlich versorgt wurde. Aber pünktlich war der Graf. Um sechs Uhr des Morgens ging er in die Kirche, dann erst frühstückte er mit seinem Gesellschafter. Diesmal war der Graf dem Oberamtmann zur unrechten Zeit gekommen; wiewohl die Steuern in Ordnung, die beiden Meierhöfe auf's beste bestellt schienen. Die Liebe zu Amalien mochte auf seine Ge-

schäfte nicht gut eingewirkt haben. Mit Angst sah er Jedem, der dem Schlosse nahte, entgegen. Das bleiche Gesicht ward roth vor Freude, wenn der Eintretende ein Bittsteller oder nur ein Jude war, der beim Grafen um „eine Familie" einkommen wollte, d. h. um die Erlaubniß, heiraten zu dürfen. Nachdem die Schneemassen beim ersten Odemzuge des Lenzes in Wildbächen den tiefliegenden Betten zugeströmt waren, um in den Adlerfluß zu münden, strömten auch die Menschen hinaus; man ackerte allenthalben, auch die bauernden Bürger, die ihre Felder innerhalb der Marken der herrschaftlichen Wiesen besaßen, vertauschten mit Freuden die dumpfe Werkstube gegen den luftigen Acker, den kreischenden Webstuhl mit dem still tiefeinschneidenden Pfluge. Meister Christoph, der Preuße genannt, weil er vor Jahren von dort herüber gekommen war, von Profession ein Allmiteinander, denn er trieb Ochsenhandel und Schlächterei, Feldbau und Spinnerei, Meister Christoph tummelte sich zeitig auf seinem Aeckerchen und vielleicht noch verschlafen schnitt er einen Hügel, das „Zuckerhüwala" genannt, vom herrschaftlichen Wiesendamm ab, um sein Liegendes abzurunden; zufällig überraschte ihn der Oberamtmann bei der That und weil er keinen andern Büttel bei sich hatte, als sein spanisch Rohr, ließ er es auf dem Rücken des Christoph tanzen und Jungen sahen die Exekution mit Lust, denn die Abrundler und Vielgeschäftler liebt man nicht. Und als der Gezüchtigte den Oberamtmann hierauf niemals grüßte, ließ dieser ihn bei übler Laune auf acht und vierzig Stunden in's „schwarze Loch" werfen. Zum Kreisamt ging er wohl klagen, aber da hatten die Beamten meist einen Stein im Brett und der preußische Christoph mußte sich gedulden, bis die Excellenz käme. Die war nun da und empfing noch in

den Unterkleidern. Auch Meister Christoph kam, er hatte gehört, der Graf wollte bald nach Schlesien aufbrechen; er warf sich also in Staat, zog seine großgeblümte Weste und den preußisch-blauen Capot an und behielt dazu noch die Preußenmütze bei, denn beim Grafen sitzt sie ja ohnehin nicht auf dem Schopfe und alsbald sah er das gähnende Ungethüm über dem Schloßthore mit pochendem Herzen und ebenso aus seinem Zimmer der Oberamtmann ihn, den Nahenden. Springer bemerkte die Todtenblässe auf dem Angesichte des „Herrn"; die Blicke der beschäftigten Amalie, die sich schon wie eine Frau gebehrdete, sagten viel; er besann sich nicht lange und der Thür auf der Hausflur zueilend, rief er lächelnd hinein in's Gemach: „Das Nachtschwärmen ist nicht nur für die Fledermäuse, auch wir fangen zuweilen im Finstern ein Zwitscherle." Und schon war er auf der breiten Treppe und im Vorzimmer beim ungeduldigen Christoph. „Vetter," lispelte der Schreiber dem Kläger in's Ohr, „Ihr seid doch noch ein guter Preuße, nicht wahr?" — „Wie meinen Sie das, Herr Aktuar?" — „Nu, ich meine, weil Ihr zu Euerm neuen Hause die Materialen von Drüben holt! Seht Ihr, ich weiß vaterländischen Sinn zu schätzen, ich wehr' Euch's nicht, aber — wenn Ihr nicht augenblicklich nach Hause macht wie ein untauglicher Rekrut — weiß es noch heute ganz Rosenthal und morgen das Gericht, daß Ihr ein Pascher seid! Gott befohlen, Meister Christoph!" und fortzog er den erblaßten, zitternden Schleichhändler die Treppe hinab, durch den Hof; nachdem er ihn aus dem Thor geschoben, schlug er es fest zu, daß alle Fenster klirrten.

Der Oberamtmann war also gerettet. Meister Christoph hielt auf Ehre und litt lieber noch hundert Hiebe und

lag noch lieber acht Tage im schwarzen Loch, wenn nur die Welt seine Nebenwege nicht kannte, auf die sich nur verlorene Menschen verirrten.

Der Oberamtmann dankte seinem Schreiber. Er hatte vor Springer eine eigenthümliche Furcht — und jetzt wieder — auf keine Weise gelang es ihm, zu erfahren, wie er den Ankläger entfernt hatte. Wirkungen, von denen wir die Ursachen nicht kennen, veranlassen ein Grauen in uns.

Springer hätte sagen können: Warum ginge in der Nacht das tiefgeheimste Leben der Natur auf, wenn nicht der Vernünftige es mitleben und erkennen sollte? Wer Nächte hindurch die leise Sprache der Waldbäume mit den Winden, die Wallfahrten der Wolken und das weithintönende Rauschen der Bäche noch nie belauschte, der hat eben so wenig gelebt als jener, der noch keine Leiche gesehen. Er durfte sagen: Ich war neulich Nachts in meinen Mantel gehüllt über den Pfarrberg in den Wald gekommen, durch den eine Straße über die „Hochwurzel" nach dem Grenzorte Bärenwald führt. Kein Lüftchen regte sich, nur meine eigenen Tritte hallten und weckten hie und da eine leiseschlafende Tanne. Ein Schauer überfiel mich, als ich mich so allein sah am Busen der Natur. So mochte dem Adam gewesen sein, als ihm die fertige Welt wunderbar entgegentrat und von allen Dingen goldene Fäden in sein Herz und Hirn liefen, die auch ihn erst fertig spannen. Mitten im Walde stieß ich auf einen rothglühenden Kohlenhügel, den des Abends die Hirten entzündet haben mußten oder jener böse Geist, Schwarzel genannt, der jetzt bei uns spuken soll. Ohne daß ich es selbst wußte, schoß ich pfeilschnell dem Saume des Waldes zu und bald stand ich auf der Hochwurzel, von der die liebliche Grafschaft Glatz mit ihren ringsum aufge-

gestellten Wächtern, den Sudeten, im ersten Frühlicht dämmerte. Da sah ich von dem entgegengesetzten Abhange des Berges eine Gestalt auftauchen, noch eine, eine ganze Reihe — ich schlüpfte schnell in die morsche Kapelle, die keinen Heiligen mehr beherbergte, und merkte bald, daß die schleichenden Kerle mit den Päcken auf dem Rücken Schwärzer waren, die sich an den letzten Zipfel der Nacht hielten. Den letzten, und dieser mußte wohl ein prakticirter sein, kannte ich, es war kein anderer, als der preußische Christoph.

Alles das sagte aber der Aktuar Springer nicht. Es gehörte zu seiner Stellung, daß sein Oberamtmann an ihn glaubte, ohne sich der Gründe, warum, bewußt zu werden.

Da der Maitag so mild, so einladend war, sah man den alten Grafen bald allein über den Ring durch die Gassen gehen, wo er sich alles genau beobachtete, als wollte er es zeichnen; er kam auch an dem neuen Hause Christoph's vorbei, schüttelte den Kopf darüber, daß man neu aus Holz bauen lasse und wer weiß, ob Christoph länger widerstanden hätte, den „Narren", wie er den Oberamtmann zu nennen pflegte, durch Anzeige der ihm widerfahrenen groben Mißhandlung um sein Brod zu bringen, wäre nicht der Graf in die Judengasse eingebogen. Bedächtig las er die Aushängeschilder seiner Juden ab und ließ sich auch zum Tempel weisen; wer ihn begegnete, küßte schweigend seinen Schooß, denn zu so einem Herrn „guten Morgen" zu sagen, ist eine Unart; ihm gehören alle Tage und wer wird zu Gott sagen: Guten Morgen, lieber Herr Gott!? Der Synagogendiener, zugleich Vorbeter, Schlächter und Matrikenführer, konnte vor Schrecken lange nicht die Schlüssel finden und als er endlich zitternd die beiden Thürflügel geöffnet hatte, wollte der Graf um keinen Preis eintreten, denn das morsche,

hölzerne Gebäu drohte den Sturz. Er fragte, warum die Gemeinde nicht ein gehöriges Bethaus erbaue? „Warum nicht?“ erwiederte der Vorbeter, „weil wir zu wenig dazu sind! Wenn bei Ihnen, Excellenz, eine Kirche erbaut werden soll, steuert die ganze Welt bei, aber Judengemeinden — da hat jede mit sich zu thun!“ Dem Grafen gefiel diese Antwort und seine Miene deutete auf einen gnädigen Entschluß: aber es kamen mehre Juden in Sabbathkleidern hinzu; der Excellenz ward's da zu ängstlich; sie entfernte sich. Als sie auf dem Rückwege vor dem Gewölbe des Kaufmanns Groß in der Nachbarschaft des Schlosses stehen geblieben war und dessen schmucke Töchter im Laden zu mustern schien, entstand in der Hintergasse ein Lärmen und ein scheues Roß kam geradewegs angestürmt — der Schreck fesselte den Grafen an seine Stelle und sicher wäre er von den windschnellen Hufen zertreten worden, wenn nicht im Nu eine starke Faust die nassen Mähnen gefaßt und durch einen Schlag vor das schäumende Maul das Pferd zum Stehen gebracht hätte. Als sich der Graf erholt hatte, sah er dankend auf zu seinem Retter, dem Schreiber. Dieser hatte von der Schloßgartenmauer die Scene überblickt und war im entscheidenden Augenblicke hinabgesprungen. Springer erkannte den Grauschimmel; er gehörte dem Müller am Silberberge; bald darauf brachte man aus dem böhmischen Dorfe Petschin ein zweites Pferd, aber todt, sammt dem ertrunkenen Knechte. Er hatte sich tollkühn in die geschwollene Klause gewagt und das Spiel verloren; in der Todesangst mußte sich das eine stärkere Roß gewaltsam losgerissen und an's Ufer gerettet haben, von wo es triefend nach Hause lief und erst von den Buben in der Hintergasse zufällig gegen den Grafen scheu gemacht worden war. Solch

ein Zufall mußte erst kommen, den Grafen endlich zu vermögen, über die Klause eine Brücke zu bauen, die bisher deßhalb nicht zu Stande gekommen war, weil der betreffende Punkt zu drei Herrschaften gehörte und keine für die andere eine Brücke bauen wollte. Nun freilich wurden Kommissionen auf Kommissionen hingesandt und die Sache ging plötzlich wie am Schnürchen. Wenn die Herrschaft selbst in Gefahr kommt, muß doch gesorgt werden.

Der Graf verlangte, der Schreiber möchte sich eine Gnade von ihm erbitten: Springer besann sich eine Weile und sagte lächelnd, er bäte um die Erlaubniß, ein Reitpferd halten zu dürfen. Dieser Wunsch war eigentlich eine aristokratische Anwandlung. Die Erlaubniß wurde aber gegeben. So hatte Springer nun mit Recht, was er sich bereits längst angemaßt.

Noch ehe der Graf zur Abreise in den Wagen stieg, deutete er Springern hin auf's Groß'sche Haus und sprach scherzend: „Blüht unter Jethro's Töchtern keine Zipora für Ihn?"

„Excellenz," erwiederte der Angeredete, „die Hirten sind hier allzu freundlich! Jethro's Töchter brauchen keinen Moses!"

Die Antwort mußte dem Grafen gefallen haben, denn bald kam aus Schlesien die Ernennung Springer's zum Controleur. Seine Stellung war jetzt eigener Natur; als Controleur der gräflichen Einkommen war er dem Oberamtmann gleichgestellt, als Aktuar hingegen untergeben.

Man mußte sich indessen fügen. Auch das Unmögliche, von einem Grafen einmal angeordnet, wurde möglich. Nicht blos in Rosenthal; ich denke, überall.

Im Städtchen verbreitete sich das Avancement Sprin-

ger's wie ein Lauffeuer. „O, der wird sicher noch was Großes!" sagte die Groß-Marie. „Nein!" sagte die Lisi, „mir kommt's immer vor, als würde er noch auffliegen, wie ein Stern am Himmel." Springer war schon lange der Abgott der Rosenthaler und Rosenthalerinen.

Um seinen „Controleur" gab man einen Ball. Muse, besinge diesen Ball und nenne die Namen der Gäste! Eintritt zuerst Herr Frank nebst Gemalin, die einzigen geladenen Israeliten. Herr Frank war angesehen, weil er so vernünftig war, sich ein Ansehen zu geben; er setzte überall durch, was er wollte, man scheute sein Geld und die Kraft seines Willens. Zweitens: Herr Groß, der trotz seines Namens sehr kleiner Natur war, mit seinen sieben Töchtern, die man in Rosenthal fast alle schön nennen durfte; nie ließ sie der Vater allein in Gesellschaft gehen. Seine kleinen, klugen Augen musterten jeden Mann, der den Sieben nahte, so scharf, daß wirklich noch keine verheiratet war. Drittens: — Aber genug! Nach und nach füllte sich der Saal mit den Großbürgern der kleinen Stadt. Endlich erschien die Braut — die gebildete, vom Grafen aus besonderer Vorliebe in einer Pension erzogene Kastellanentochter — die künftige Oberamtmännin, aber — an Springer's Arm. Ein lebhafter Tusch empfing sie, ein Tusch, welcher, als der Aktuar unvermerkt aus Verbeugungen in einen „Deutsch" überging, sich auch in einen Walzer verlor. Keiner wagte es, mit in den Kreis zu treten und Aller Augen waren auf das stattliche Paar gerichtet, wie es die Füße immer zugleich fest an den Boden schlug, wie die Körper leicht sich schwangen und die Seelen im Rhythmus sich wirbelten. Jetzt aber der Oberamtmann. Eine Wolke trat auf seine Stirn, da er sah, daß man gerade mit diesem Tanze begonnen. Er konnte,

ja er mußte glücklicherweise dem Aktuar entgegentreten und zwischensprechen: „Es thut mir Leid, Springer, aber das Amt bettet uns nicht weich; Sie müssen in die Judengasse; der getaufte David hat soeben hinterbracht, es leben viele Nichtfamilianten daselbst mit Weib und Kind; wo ein Kläger ist, muß ein Richter sein!“ — „Aber jetzt“ — wollte der Angeredete einwenden. „Gehen Sie auf der Stelle! Der Amtsdiener und der Richter mögen Sie begleiten.“ Das hatte der Oberamtmann mit sich selber abgekartet, um zu zeigen, wer hier Controleur, und wer noch Oberamtmann war.

Amalie sah dem scheidenden König des Abends nach und seufzte.

Springer kam zwar nach Mitternacht wieder. Aber die Honoratioren hatten sich entfernt, nur Herr Groß war noch da. Hatte er doch sieben Töchter! Bis die befriedigt waren! Springer tanzte nur mit einer von ihnen. Sie hieß Marie. Ihre frische Gestalt, die goldenen Haarzöpfe, die im Tanze lieblich um sie flatterten, das tiefblaue Auge, das im melodischen Schwunge blauer ward, umflochten den Schreiber mit feinen Netzen — er war längst von Maria Groß gefangen. Der Vater war darüber froh und betrübt; froh, denn er sah Vortheile, betrübt, denn er sah Nachtheile. Schwiegereltern sind doch schwer zu erobern, sagte sich Springer und hörte kaum, als ihn Marie fragte: „Wo waren Sie denn so lange?“

Springer hätte auch hier wieder sagen können: Unsere Juden dürfen ja nur in einer bestimmten Anzahl heiraten, da gilt es bei Nacht das auserwählte Volk zu Paaren treiben. Ich klopfte hier und da an die Scheiben und examinirte. Zum Glück erwischte ich bei dieser abscheulichen Sitte manchen Dieb und manche Diebin. Mein Führer

bei alledem war ein Jude, David, ein Getaufter. So lebt sich's im Leben der Civilisation. . .

Springer berichtete aber nichts. Er war eben das Geheimniß, das lebendige Mysterium, der Zauber der Rosenthaler Civilisationsallmacht, Polizei genannt. Und er kannte diesen Nimbus wohl. So jung er war, so übermüthig machte dieser Zauber unsern Schreiber und so tief ließ er ihn Menschen und Welt verachten.

Amalie war dem ganzen dämonischen Reize eines solchen Provinzialtitanen erlegen. Verlobt mit dem Oberamtmann, liebte sie doch Springern. Sie mußte erfahren haben, daß er sich der anmuthigen Maria genähert. Sie koste zwar das kleine Töchterlein, das Schrenk aus seiner ersten Ehe hatte; sie sagte zwar zum Verlobten: „Friedrich, Du bist trübe; sonst kamst Du von den Feldern ganz anders gemuthet nach Hause, der Sommer ist ja so schön, als sollte heuer das Getreide seinen Zehrer suchen — Du mußt krank sein!" — „Ja wohl," erwiederte dieser gepreßt, „ich fühle Eingenommenheit des Kopfes." — „Willst Du mir folgen, Friedrich? Du brauchst Zerstreuung! Die Akten trocknen das Gehirn aus — wie wär' ein Königsschießen? Das „Springerfleckel" ist wieder nach den Zerstörungen des Winters hergestellt, die Springbrunnen plätschern und die Alleen duften — wir brauchen nicht erst den steilen Berg zu erklimmen und auf der andern Seite hinabzulaufen wie ein Wagen ohne Hemmschuh! Nein! Die Fahrstraße, fein mit Sand bestreut, ist schon fertig! Wir Schloßleute fahren und machen lieber einen Elbogen, das Volk mag geradeaus auf die Nase fallen." Und bei allen diesen schnell gesprochenen Worten sprang Amalie übermüthig auf, klatschte in die Hände, streichelte ihrem Verlobten die Wangen und

war sehr liebenswürdig. Das Wort „Königsschießen" war ein Zauberwort, das dem Oberamtmann sein Selbstvertrauen zurückgab. Er meinte, der dürre Boden seines Ansehens werde von diesem Worte seines Engels aufquellen wie durch einen Sommerregen. Im Schießen hatte ihm selbst Springer noch nie die Palme bestritten. Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen; jetzt rief er sich im Geiste alle Grüße zurück, die ewig dem Aktuar galten, nicht ihm. Das Lächeln über ihn war, wenn er sich als König der Schützen zeigte, verschwunden. Die Mützen flogen ihm wieder bis zu den Knieen, die Juden zahlten, schenkten — Springer mit den Sporen und dem Reitroß kam ihm für immer überwunden vor. Man stellte also ein Königsschießen an und es entspann sich jetzt all die Romantik, die in der Provinz mit einem Königsschießen verbunden zu sein pflegt.

## 2. Kapitel.

### Ein Königsschießen.

Sonntags in aller Frühe wurden in ganz Rosenthal die Leute aus dem Schlafe geweckt. Die Hunde bellten aller Orten, denn der Hundeton war über den Ring gegangen. Hundeton oder Hundeanton hieß eigentlich Anton Jaschke, weil er aber, wie die Leute glaubten, Hunde verspeiste und ihnen deßhalb anrüchig blieb, nannte man ihn überall und von jeher Hundeton. Kein Mensch wußte, wie alt schon Hundeton war. Der Eine sagte fünfzig, der Andere siebzig, der dritte hundert Jahre. Und wirklich wußten die Aeltesten sich seiner nicht anders zu erinnern als in seiner jetzigen Gestalt. Er hatte kein graues Haar auf seinem Kopf und ging ungebeugt und fast sah er einem Orang-

Utang ähnlich, wenn er mit seinem langen Stocke einherschritt. Er wußte, trotzdem man ihn allgemein für blöde hielt, alle Verhältnisse besser als jeder Andere. Hundeton trug die Kessel und Pauken auf's „Springerfleckel" zum Königsschießen. Das Bellen der Thiere, die ihn witterten, war der Reveilleschlag für die Schützen, und die Brettergasse hinab ging's, den Pfarrberg hinauf. Der Tischler Jung, den man auch schlechtweg wegen der Rubel, die er von seinem Bruder, dem Kapellmeister in Petersburg, zeitweilig erhielt, den Rubel nannte, pflegte zu sagen: Auf diesem Berge lassen die Rosenthaler alle Tausendsakermente, die sie in der Kanzlei herunterschlucken müssen, wieder heraus; daher das Sprichwort: „Ich ho's dam Oberomtmon gesoit, wie er's sei Labtoge ouch nie gehort hat, wie ich über 'n Pfarrbarg 'naus wor!" Der Kegelplan wurde von einem Harlekin gehütet, der die Kegel aufsetzte, während die Andern in's Schießlusthaus eilten. Dies, aus durchlöcherten Scheiben zusammengefügt, auf denen: „Der Beste F. W. Schrenk" oder eine Krone und darunter wieder jener Name geschrieben stand, ließ nach allen Seiten in geradelaufende Fichtenalleen sehen, an deren Auslauf eine Rasenbank lag. Wo man durch die frischen Zweige brach, plätscherten Springbogen, in deren Bassin Goldfischchen wimmelten. Die Schützen stießen einander hinein und trieben allerlei Gespaß, bis die Schloßmägde mit Körben kamen und auf der Felsenküche, zu der Steintreppen führten, ein lustig Feuer prasseln ließen. Man legte Erdäpfel an die Flamme zum Braten. Denn Einer der Schützen sagte, zum Gutzielen und Guttreffen müßt' man satt sein. „Ja," rief Rubel, „deßwegen müssen wir schießen lernen, daß wir einen Braten bekommen; und Braten müssen wir essen, daß wir schießen

lernen. Das schreib' ich meinem Kapellmeister nach Petersburg!" — „Man sieht doch," warf der Uhrmacher Rücker ein; „man sieht doch, daß ihr nur gemeine Handarbeiter seid! Auf's Auge, den scharfen Blick kommt's beim Schießen am meisten an — Unsereins hat's Auge auf die feinsten Rädchen- und Blättchenarbeiten geübt." — „Freilich," unterbrach ihn ein Anderer, „das weiß des Herrn Pfarrers seine Uhr am besten, die Du nach Reichenau schicken mußtest zum Repariren, weil — Du so ein Gott'swunderauge hast! Freilich hat der Pfarrer fünf Gulden müssen zahlen, die in Reichenau sind theuer und dann der Botenlohn." Das Gelächter hallte so wider die Felsen, daß das Schloßpersonal, welches eben die gewundene Straße herabfuhr, Schüsse zu vernehmen glaubte. Kaum waren sie ausgestiegen, als von dem höchstgelegenen Lusthäuschen, das eine weite Aussicht darbot, ein Willkommen von blasenden Instrumenten erscholl. Die Schützenkehlen riefen! „Vivat! Vivat! es lebe der Schützenkönig!" und Niemand war seliger als der Oberamtmann. Mittlerweile hatte sich die Gilde um die grünen Tische gereiht und schien vorerst ein anderes Ziel als die Scheibe in's Auge zu fassen. Denn lieblich drangen die Düfte aus bunzlauer Krügen herab und Schützennasen sind empfindlich. Der Oberamtmann jagte die Leute auf, schickte den Harlekin zur Schießscheibe, die querfeldein an einem Mäuerchen sich befand und, wiewohl sonst erst nach der Mahlzeit, nach der Kegelpartie und einem Tanze um die „Namenlinde", geschossen worden war, sollte jetzt gleich der Aelteste anlegen und der Schuß an männiglich kommen.

Während nun unten im Lusthause die Hetze anging, war auch Amalie angekommen, aber seitab ein wenig in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu suchen. Ihr Vater

war alt und schwach und blieb daheim. Sie war am Arme des Verlobten erschienen. Da dieser nur wiederum Schützenkönig sein wollte, gelüstete sie's nach Erdbeeren. . . . Man warnte sie vor dem bösen Geiste, dem Schwarzel. . . . Sie lachte laut und ging wohlgemuth in den Wald. Sie hoffte auf eine Begegnung und eine Erklärung mit Springer. Hundeton trug emsig Reiser herbei, und als er dem Aktuar abmerkte, daß auch er nach rothen Beeren begierig sei, legte er grünes Nadelholz dicht in die Flamme, und ein blauer Qualm stieg wogend auf, der nun sich senkte, nun wieder goldgelb um Wipfel sich ergoß und endlich einen Waldkamin beweglich in die Luft baute; in den Dörfern weit und breit hieß es, Schwarzel brate jetzt Kinder. In der Gesellschaft ward weder Springer noch Amalie vermißt, denn im Freien achtet ein Mensch nicht so ängstlich auf den andern; da verwirrt sich unser sonst pedantischer Blick dahin und dorthin, von Allem angezogen und von Nichts dauernd gefesselt.

„Wollen Sie mich erschießen, daß Sie mir mit dem Gewehr nachschleichen?" fragte Amalie, als sie Springer's ansichtig wurde.

Springer lachte, wie immer, fein; bald sah er, daß Amalie vor Eifersucht glühte. Er spöttelte sogar — über Marie! Doch durch seine bizarren und blasirten Aeußerungen ward ihm sein eigenes Gefühl klarer, wiewohl er es sich selber zu verwirren bemüht war. Er betrog Amalien, wie er sich belog, denn Marie hatte, je mehr er sich dagegen sträubte, immer tiefer seine Seele entzündet, wie heiße Wachstropfen, auf die Herzgrube geträufelt, das Blut wieder pulsiren machen. Aber er rechnete dies Gefühl dem Elemente zu und das Element, wie er das Gemüth nannte, zu beherrschen, das hätten ihn die Jahre der Jugend gelehrt. . . .

„Ich muß gestehen, lieber Springer," fuhr Amalie, sicher gemacht, fort, „ich mache mir im Herzen Vorwürfe, daß ich so treulos bin — Schrenk liebt mich —"

„Wie Sie seinen Titel," sagte Springer.

Dies war das Thema der Erörterung im Walde. Sie währte lange. Stellung wurde gegen Stellung abgewogen. Amalie weinte sogar. Springer redete sich in die heißeste Empfindung hinein und in dem Augenblicke, als er eben einen Rückblick auf sein Leben, seine Hoffnungen, seine Zukunft begann, erscholl ein Jubelruf von der Schießstatt, wie ein Einwurf, ein Widerspruch des Geschickes.

Amalie erschrak. Sie konnte annehmen, daß der Oberamtmann wirklich Schützenkönig geworden und seine Krone mit ihr theilen wolle. Schon schnupperte Hundeton nach ihr. Sie mußte sich losreißen.

Springer folgte. . . . Der Königsschuß war noch keineswegs gefallen. . . . Er trat an, schoß und paff! zugleich mit dem Knall sprang aus dem Mäuerchen ein Flügelmännchen heraus — also der Mittelkreis war durchschossen. Der Harlekin steckte eine rothe Fahne aus und gleichzeitig ward Springern der grüne Königsmantel umgeworfen und die Fichtenkrone auf die Schläfe gesetzt, ein Donner aus Kolben und Kehlen erschütterte die Luft und stolz und sieggewohnt blickte die Schützenmajestät.

Der Oberamtmann ward fast bewußtlos in den Wagen gebracht.

Dieser Springer war doch sein Tod!

Nun sah Rosenthal einen Triumph. Die Bläser schaarten sich am Pfarrberg. Hinunter ging's in die Stadt. Das war ein Jubeln und ein Rufen. Erst durch die Bretterstraße, dann zum Ring. Der Kaufmann Groß stand kopfschüttelnd

in seinem Laden. Er lief hinein und wieder heraus, sodaß die leichterrathende Marie neugierig ward und gleichfalls, eine Düte, die sie eben zu füllen gedachte, in der Hand, auf die Schwelle trat und mit pochendem Herzen der Musik, deren Urheber gleich um die Ecke kommen mußten, entgegenhorchte. Der Vater schickte sie in's zweite Zimmer, die Schwestern zu holen und Dies und Das auszurichten; aber zur rechten Zeit war sie wieder da, um den Schützenkönig, in dem sie mit einem kaum unterdrückten Freudenschrei Springern erkannte, auch zu sehen. Der Ring war voll von Menschen; stattlich genug nahm sich der Schreiber aus, der nun nach der Meinung der Mädchen in der ihm eigenthümlichsten Gestalt erschien; possirlich sprang Hundeton voraus und rief aus Leibeskräften sein Vivat. Als der König dem Groß'schen Hause nahe gekommen war, warf er den grünen Mantel leichtfertig auf den Boden, drückte seine Krone dem Hundeton in die straffen, farblosen Haare, empfahl sich den Schützen und sprang lachend in's Gewölbe, wo ihm Alle entgegengrüßten.

Schon dämmerte der Abend und Springer saß noch im traulichen Mädchenkreise; wenn Käufer draußen schellten, mußte immer Marie hinaus; der Alte rührte sich nicht. Marie ging auch ganz gern, denn einen so mächtigen Einfluß Springer aus der Ferne stets auf sie übte, in der Nähe, im Gespräche hatte er ihr etwas Grauenhaftes. Springer griff Alles, was ihr am nächsten lag, mit derselben Schonungslosigkeit an, wie man seine eigenen Neigungen mit Selbstironie zu geißeln pflegt. Besonders heute, da er eine Debatte über das Königsschießen nicht aufkommen lassen wollte, sprang er von einer Rose zur andern, um ja alle weichen Blätter zu zerzupfen und die Dornen in die Fin-

gerspitzen zu drücken.... Marie machte sich im Zimmer da und dort Beschäftigung. Als sie die Blumen vor den Fenstern begoß, spottete Springer über ihren Blumengottesdienst. „Sie lieben die Blumen," sagte er, „weil diese und jene Romanheldin sie liebte."... Marie that, als ob sie's nicht hörte und fragte: „Haben Sie nicht im Walde den Schwarzel getroffen?"

Springer erschrak.

„Sie glauben an dies Märchen?" sagte das arme getäuschte Mädchen.

„Warum?" sagte er. „Der Schwarzel ist ein Geist. Wer ihn sah, bei dem nur existirt er."

Man kam von dem Gespräche ab....

Die Zeit des Abendessens rückte heran. Springer vermißte sein Gewehr und empfahl sich. Er erinnerte sich, es auf dem Schießhause gelassen zu haben.

Diese Flinte setzte Springer ungern profanen Blicken aus. Man hatte ihn stets gefragt, warum auf dem reichen Silbergehänge nicht sein Name, sondern ein fremder Anfangsbuchstabe glänzte, dessen Bedeutung er Niemand anvertrauen konnte, weil er sie einfach selber nicht kannte. So trug er die Freundin der Kindheit, den einzigen Rest einer schönen Traumzeit, auf Spaziergängen fast immer über der Schulter. Ihren mit Perlenmuscheln ausgelegten Lauf kannten alle Thiere des Waldes.

Springer fand das Gewehr nicht auf der Schießstatt. Er dachte an die Waldstelle, wo er mit Amalien gesprochen. Das dumpfe Rollen eines fernen Donners und die schwerherabhängenden Wolken waren nur das Echo seiner eigenen zwiespältigbewegten Brust, als er dorthin sie zu suchen ging. Er wußte nicht, ob er mit eigenem oder fremdem Gewehr

den Königsschuß gethan. Vom Berge sah er sich gegenüber das Schloß und das Groß'sche Haus in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander erleuchtet vom jeweiligen Blitz. Er sah lange Zeit starr hin, als müßte es in eins von beiden einschlagen. Aber gleichgiltig zog das Wetter seines Wegs. Ein strömender Regen ergoß sich, als wollte der Himmel die Brandspuren des Blitzes tilgen. Springer fühlte sich wohl; die Nässe erfrischte ihn und gab ihm den Vollgenuß seines Ichs, um den er durch die Begebnisse des Tags gekommen war. Er schlüpfte in den Wald und suchte vergebens nach dem Schimmer seines Gewehrs; er ging tief in's Dickicht. Es war Nacht geworden. Es umflüsterte ihn. Jugendsagen zogen durch seine Seele. Umnachtet war seine Phantasie. Er setzte sich auf einen verwitterten Baumstamm und versank in tiefes Sinnen. Da schien ihm der Wald plötzlich erhellt. Alle Bäume schienen zu glänzen und ein Greis stand vor ihm und hob den Zeigefinger ernst empor. „Wie heißt Du?“ flüsterte Springer. Der Greis sprach nichts; aber die Bäume schienen statt seiner zu flüstern: „Schwarzel.“

Es währte lange, bis sich der Träumer sammelte. Die Flinte war verloren. Er ging mit wüstem Hirn nach Hause.

Während die sonnengetränkten Aehren allenthalben die Sicheln beschäftigten und in heiliger Frühe schon das glitzernde Erz an den Wetzstein schlug, während die arbeitspurigen Hände der Väter maßvoll ringsum sich schwangen und immer gleiche Reihen legten, mußten die Jungen zur Rekrutirung nach Josefstadt, um einst selbst vielleicht reif oder unreif gemäht zu werden. Wie mächtig muß doch der Soldatengeist sein, der die widerstrebendsten Elemente eint! Heute werden die Rekruten, vergeblich wüthend, Schlacht-

opfern gleich, der Heimat entführt; morgen kehren sie zurück, regulirt wie die Stundenzeiger, deren Gang willig dem innern Getriebe des Werkes folgt. Wenn man beobachtet, wie unsere Schritte unwillkürlich dem Takte des Trommelschlags sich anpassen, und außerdem bedenkt, wie gern der Mensch sich an ein äußeres Gesetz geknüpft sieht, um der innern Controle zu entfliehen, dann ist das Räthsel dieser wunderbaren Verwandlung gelöst. Die Schenken sind alle von Rekruten voll, die heute das Recht zu haben glauben, zu allerletzt ihrer ausgelassenen Willkür die Zügel schießen zu lassen; trunken oder nicht, der Eine flucht und schimpft auf alle Welt, der Andere wirft die Fenster ein, der Dritte läßt keine Dirne in Ruhe; hier und da geleitet eine jammernde Mutter den in sich hineinweinenden Sohn und mancher Vater läßt die Ernte und geht mit auf den Assentplatz in der Hoffnung, zu helfen und die rüstige Jugendkraft freudig zur Arbeit wieder mitzubringen. Springer ward durch seine Pflicht, mit nach Josefstadt zu müssen, wohlthätig aus sich herausgerissen. Er verabschiedete sich nicht bei Amalien. Ihr listiges Auge hätte in seinem Seelenspiegel den Anhauch des Kummers erkannt, und Erklärungen zu geben war ihm unmöglich. Daß er aber noch in's Groß'sche Gewölbe sprang und ein herzliches Ade sagte, zeigt einen tiefern Grund jenes Unterlassens. Auch freute Marie dies flüchtige, aber volltönende Lebewohl in der innersten Seele; denn Springer war kein Freund von Formeln. ... Der Oberamtmann war mit sichern, selbstbewußten Schritten auf die Aecker gegangen und benahm sich sehr leutselig gegen die Knechte; dennoch wünschten ihn diese zum Geier, denn ein beaufsichtigender Blick hemmt den sonst freien Schwung der Arme, die Aufmerksamkeit wird getheilt und

springt wie ein gebrochener Lichtstrahl immer erst von dem Aufseher zur Arbeit.

War es die Leerheit, die in uns klaffend zurückbleibt, wenn eine liebe Person plötzlich unempfohlen von uns gegangen ist, war es ein längstverhaltener Wunsch, der jetzt seine Erfüllung möglich sah, Amalie nahm den großen Schlüsselbund, den Herrn aller Schloßgemächer, und schlich unbemerkt, da alles Gesinde auf dem Felde war, an die Thür gegenüber der Kanzlei und öffnete so ungestüm, daß sie den Schlüssel einmal wieder zurückdrehen mußte. Sie trat in das Zimmer des Aktuar's. Sie sah's zum ersten Mal. Erstaunen malte sich in ihren Zügen; man hätte von der Art, wie sich Springer zu kleiden pflegte, auf eine phantastische Dekoration seiner Wohnung geschlossen; aber da war Alles so registrirt wie der Bücherkatalog des Kaufmanns Groß; die sechs Paar Glanzstiefeln zunächst der Thür standen aufmarschirt da wie Husaren; im ganzen Zimmer kein Spiegel. Die Sessel aus Nußbaumholz, ungepolstert. Sie waren vor das Bett und um das Tischchen paarweise gereiht und an dem Bücherschrank, dessen Scheibe ein Vorhang verhüllt, war ein Zettel angeklebt, der nichts anders als eine Stundeneintheilung enthielt. Amalie sah sich ängstlich um und kam erst aus der Furcht, das rechte Zimmer verfehlt zu haben, heraus, als sie aus der geöffneten Schublade Springer's Schriftzüge erkannte. Ueber der Thür bemerkte sie zuletzt eine Schmetterlingsammlung, in deren Mitte ein ungewöhnlich großer Todtenkopf ihr einen Schauder erpreßte. . . . Es ist doch merkwürdig, daß gerade der leichtsinnigste Vogel ein solch ernstes Wappen an sich trägt. . . Amalie nahm rasch ein Heft aus der Schublade, als wollte sie der unheimlichen Gesellschaft der angespießten Flügler

entgehen und machte große Augen, als hinter dem ersten Blatte, das mathematische Figuren enthielt, mit großen Lettern geschrieben stand: „Rückblicke auf mein Jugendleben.“ ... Sie glaubte Tritte zu hören, eilte rasch der Thür zu, zog die Schlüssel ab und schloß von innen zu. Mit klopfendem Herzen ging sie daran, die Seele eines Menschen leibhaftig vor sich zu sehen, die Worte eines aus dem Schlafe Redenden zu belauschen, denn der Entfernte gleicht dem Schlafenden. Ihre Liebe, beschwichtigte sie ihr Gewissen, gebe ihr das Recht, den Schlüssel zum geheimnißvollen Charakter Springer's zu benutzen, denn das Wohlwollen dürfe sich Das erlauben, was der Gleichgiltigkeit oder dem Hasse zum Verbrechen angerechnet werden müßte. Sie las nun mit glühendem Antlitz und brennendem Blick.

## 3. Kapitel.

### Die Rückblicke.

Amalie las in Springer's Tagebuch: „Einem Menschen, der so in den Tag hineinlebt wie ich, ohne festen Plan, der die Zügel seines Geschicks dem spielenden Zufall überläßt und nur jene Mannhaftigkeit zu üben weiß, das Unabwendbare, Selbstverschuldete mit Ruhe und Resignation zu tragen, ist es Pflicht, den andern Wanderern die Spuren seines Tritts, welche die Zeit verwischt, aufzudecken und zu bewahren; denn der Mann des Sieges deutet keck auf seine stets gegenwärtige That, der geschlagene Feldherr aber zeigt, wie und warum er das Treffen verloren, nicht nur um sich zu entschuldigen, sondern seinen Nachfolgern zu nützen und dem Verstande der Menschheit zu genügen. Wer weiß, wie ich sterben werde, nur nicht siechen möchte ich, den Menschen

nicht die Laune und Lebenslust verderben, wenn sie mich anschauen! Dies war oft mein Fehler. Ich rechtete mit der Welt, daß sie kein Mitleid mit mir habe und bedachte nicht genug, daß ich sie um die Freude betrogen, die sie an mir hätte haben sollen. Jeder Mensch ist schuldig, heiter wie ein Gott durch sein Sein zu ergötzen und mit dem Leben zu versöhnen; Mitleid heischen und Thränen — das heißt einen Bankrott machen, wobei die Menschheit Verlust erleidet."

„Meine Mutter war die Tochter eines Kirchendieners, Jonathan Springer, zu Hohenelbe. Meinen Vater kannte ich nicht, aber der Großvater nahm in meinem Bewußtsein dessen Stelle ein. Auch meine Mutter lebte mit ihm so, möcht' ich sagen, gattinhaft, daß die Familie einen lückenlosen Kreis schloß. Ich war ein kränkliches Kind, aus purem Zuckerteig, und der Großvater verstand es auch nicht, festzukneten. Im Sommer, wenn andere Kinder draußen spielten, mußte ich oft hinterm Ofen hocken, denn der Kleine konnte sich leicht erkälten. Schleimfieber, schwarzer Husten, die Gelbsucht sind Krankheiten, deren ich mich fast als einziger Spielgenossen erinnere. Merkwürdig genug ist's, daß ich diese Schlangen fast noch in der Wiege erwürgte und dennoch kein Herakles geworden bin. Es ist wirklich, als wären die Kinderkrankheiten eine Assentirungskommission für's Leben! Wer zu schwach ist, die zwölf Arbeiten (wären's zwölfe!) zu ertragen, der wird gleich an der Schwelle der Erde als untauglich mit einem Schlage fortgejagt."

„Mein Großvater lebte und schwebte in seinem Dienste; die alte Wanduhr verehrte er als Hausgottheit; denn sie war ja der Generalissimus der Zeit in ganz Hohenelbe. Wenn der Seiger heißer ward, da war unsere kleine Welt

aus den Fugen; da gab's kein ander Mittel, sie einzurichten, als eine zu bestimmter Frist ausgeschnupfte Tabaksdose. Er versah sich's zu den Leuten, daß sie wie er pünktlich und akkurat sein sollten. Natürlich mußte er gallig werden, wenn man ihm von rückwärts kam und die Einkünfte spärlich, oft erniedrigend eingingen. Da hatte denn meine arme Mutter einen harten Stand. Oft mußte sie heimbekommen, was alle Welt verschuldet hatte; jede Ausgabe für's Haus war zu groß und nichts recht gethan. Der erste Wind also, der um meine knospende Seele wehte, war drückend und Schmerz meine erste Empfindung. Still sog ich mit geöffnetem Herzen die Leiden der Meinigen ein mit vollen Zügen und die Liebe zur Mutter ward noch durch die stete Besorgniß um ihr theueres Leben gesteigert, denn sie kränkelte. Nie tauchte mein Kahn sicher in die tiefe, unendliche Fluth der Kindesliebe. Durch mein Stubenhocken dazu mußte die schwüle Atmosphäre der engen Umgebung einen niederschlagenden Eindruck für immer machen. Der nahe Bezug zur Kirche, die Orgeltöne, die mich oft aus dem Schlafe weckten und die Handreichungen, die ich meinem Großvater in seinem Dienste that, wenn ich späterhin selbst die Glocke zog und weithinaus über alle Dörfer der Umgegend die vollen Töne verklangen, die meine kleine Hand entlockte — alles das machte mich im Innersten fromm und die Sehnsucht nach Gott schwellte mein junges Gemüth. Wenn ich schlafen ging, sagte ich selbsterdachte Gebete her mit leiser Inbrunst für das Wohlergehen der Meinen und besonders für die Gesundheit der Mutter; welche Gewohnheit ich auch auf dem Gymnasium beibehielt, wo ich mir dazu noch mein Tagewerk zufrieden überdachte. In der Schule ward mir vorgeworfen, daß ich gleich allererst nicht mocht' in die erste

Klasse eintreten und gleich die Treppe hinauf in die zweite. Hatte mich ja mein Großvater auf seinen Knieen lesen gelehrt und in der Schule sollte ich nun erst buchstabiren. Einst ward in der Schule ein helles Gelächter, als Jemand auf eine Frage des Lehrers statt Ja gebirgs-deutsch mit Ju antwortete; ich lache am meisten, sagte der Lehrer, ich möcht' das Rechte sagen. Feuerroth ward ich und vergaß im Nu das Wort und stand auf und sagte: Jau! Als ich zum Tode betrübt nach Hause kam, war eine fremde Frau daselbst auf Besuch; ich sang immer vor der Thür, daß der Großvater gleich wußte, wer komme, sonst war er bös und schrie: „Ich hab' gemeint, der Kaiser kommt!" Die Frau ermahnte mich weiter zu singen und nahm mich überrascht zwischen die Hände und sagte liebkosend, ich wäre ein vollkommener Städter an Anstand und Grazie. Das machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich's nie vergaß. Ein andermal hörte ich Jemand sagen, ich sei nicht schön, aber anmuthig. Jedoch unsere Erinnerung bleibt immer nur ein Museum, in dem die aus der Vergangenheit aufgegrabenen Kindergefühle und Erfahrungen wie versteinte tropische Pflanzen aufbewahrt werden. Ach! Wer kann die Vollwärme wieder zurückrufen, die den jungen Leib und Geist erfüllte? Nur im Innersten glimmt es noch, aber die Oberfläche ist in kantigen Krystallen angeschossen — äußere Wärme muß die verlorene innere ersetzen und selbst Jean Paul's Kindergefühle sind nur Funken des Herzens, in den Facetten der Phantasie zu Flammen erhöht."

„Auf dem Gymnasium zu N. . . war ich immer unter den Besten; aber, ohne Anleitung, wußte ich nach Erlernung meiner Lektionen nichts zu thun als Zschokke und Schiller zu lesen. Meine Verwandten daselbst sprachen

von den Meinigen als von Narren; ich verschloß daher tief in meinem Busen den kastalischen Quell und galt deßhalb für einen Duckmäuser. Meine Mitschüler waren neidisch und nannten mich, weil ich aufrecht ging, Flausenmacher. Viele Wochen vor einem Feiertage zählte ich die Sekunden aus, die verfließen würden, bis ich nach Hause gehen könne; dies göttliche Gefühl, wenn die Wälder und Pfade, die Bäche und Mühlen wie alte Kameraden erschienen, wenn ferner die heimischen Glocken klangen — von Großvaters Händen geläutet — wenn endlich der Ort, das Haus erobert war, man anklopfte, mit einem Freudenschrei empfangen ward und umfangen — ach, alle Jünglingsfreuden zusammen wiegen nicht eine solche Knabenfreude auf! Gleichwie die Kindheit der Menschheit ihrem selbstbewußten Mannesalter ewig Offenbarung bleibt, die im Samen Alles enthält in zusammengedrängter Fülle, was später nur auseinandergelegt werden muß und wieder zusammengelesen, ebenso bleibt das Ineinanderweben von Gott und Welt im Kinde dem männlichen Individuum heilige Offenbarung. In R.. träumte ich oft, daß ich fliege, auch sah ich einmal das Leichenbegängniß meiner Mutter — auch in der Schule, wenn der Professor auf die Nägel sah, um auf eine grammatikalische Regel zu kommen, kam's mir vor, als müßte jetzt mein Großvater zu Roß in die Schule kommen, rings um die Bänke reiten und mich zu sich erheben und zum Staunen Aller durch die sich öffnende Mauer im Galopp davonfliegen. Bei der Prüfung pflegte ich oft verkehrte Antworten zu geben zum Verwundern des Professors, dem ich sonst stets trefflich entsprach. Freitags gingen die Bettler schaarenweise; ich steckte mein Frühbrod in die Tasche und gab's dem, der mir beim ersten Anblick gefiel. Bei einem solchen Manö-

der traf mich einst ein Kamerad; ich wartete keinen Dank ab und wandte mich rasch um; der Kamerad lachte mich aus und sagte: „Brauchst nicht solch Wesen machen, das Stückel Brod ist nicht der Red' werth" — ich schwieg und dachte: es ist doch mein Frühstück! — Eines Morgens war ich vor dem pro scholis-Läuten mit mehren Knaben schon auf der Schulbank — plötzlich stand ich auf, nahm die Hände der Mitschüler und sagte: „Kinder! wir wollen fromm und gut sein!" und ich ließ ihre Hände nicht los bis sie ja sagten. Aber auch mein Körper blühte auf, ich machte die lauten Feldspiele mit, ich badete oft mehrmals täglich im Bach „am goldenen Rand" — allein ging ich bis zum Kinn in die Tiefe, aber wenn mich Jemand hineinziehen wollte, widerstand ich heftig. Wenn man mich fragte, was ich werden wolle, sagte ich, Oberarzt in der Armee! Der Gedanke wurzelte fest in mir, seit mir ein Invalid zu Hause einen hölzernen Säbel geschnitzt hatte und auch das Gewehr, das wie ein Familienamulet immer an demselben Pflocke hing und bald mein werden sollte, gab mir martialische Gedanken. Vor den zwei Jahren der „Philosophie" hatte ich große Angst; das Durchfallen stellte ich mir ganz sinnlich vor; wenn man fällt, kann man wieder aufstehen, aber durchfallen heißt den Boden unter den Füßen verlieren!"

Amalie hielt inne im Lesen — die Dinge waren alle für sie — so kleinlich und sie hatte Posaunentöne erwartet — nicht sowohl kindlich als kindisch kam ihr das Alles vor. Wie hätte Marie sich an diesen hellen Thautropfen des reinen Gemüthes erquickt und gefestigt im Vertrauen auf ihr ahnendes Herz! Aber so spielt das Schicksal und blind vertheilt er glänzendes Geschmeide unter die Blinden und unter die Sehenden rohes Gestein. Aber es thut recht

daran. Der Sehende gräbt den Demant aus dem rohen Gestein und seine Freude ist doppelt! — Amalie überschlug mehrere Seiten und ihr Blick haftete auf einer Stelle, die ihr Interesse neu belebte, und sie las halblaut, um mit dem Ohre dem Auge beizustehen:

„In den Ferien der Quinta ward ich sechzehn Jahre. Aus dem Blumenkelche sproßte die schüchterne, aber drangvolle Knospe — die Liebe. Im Schlosse zu Hohenelbe ward Theater gespielt von Dilettanten. Nie, niemals hat mich später die gelungenste Darstellung in der Stadt in dem Grade bezaubern können, als diese Bäckermeister in Generalsuniform, als die Seiler, gewohnt einen handfesten, groben Strick, nicht aber die geistigen, feinen Netze Amor's zu winden, als Liebhaber! Des Amtsverwalters dreizehnjähriges Töchterlein, in schwellender Jungfräulichkeit, spielte naive Kinderrollen mit einer Liebenswürdigkeit und Frische, die mir das Herz im Leibe hüpfen machten. Bei Tag und Nacht träumte ich von ihr, zu Hause hatte ich keine Ruhe, nahm keinen Antheil an den Meinigen — nur *sie* wollte ich sehen und Tage lang lauerte ich vor dem Schloßgarten, bis sie sich herablehnte oder hinübersprang zum herrschaftlichen Arzte, wo sie Gespielinnen hatte. Des Arztes Sohn war mein Mitschüler. Ich war fortwährend bei ihm und wiewohl ich deutlich sah, daß ich belästigte, daß man mir griesgrämige Gesichter schnitt: ich wich nicht — und wenn sie kam — das Blut schoß mir in die Wangen und das Herz bebte in Ebbe und Fluth; ich sah sie nur an, ihre rosigen Fingerspitzen und das holdselige Lächeln ihres Mundes — aber ich athmete kaum — sie schien mich nicht zu bemerken. Zu Hause hatte ich Verdruß wegen Versäumniß der Kirche und — des Essens — ich konnte gar nicht be-

greifen, wie man an Beides denken konnte. Beim Arzte pflegten sie bis in die Nacht spät vor der Thür zu sitzen und die Amalie sprach gegenüber herab von der Schloßmauer, duftiger als die Apfelblüthe daneben — ich nachtmahlte nicht, der Kaffee verbrodelte am Herdfeuer, ich brauchte weder Trank noch Speise — Licht tränkte mich und sättigte mich. Mein Großvater ward wild, die Mutter verdrießlich; ich drohte mich zu ertränken, wenn man mir nicht Freiheit lassen wolle. Seit der Stunde sprach mein Großvater kein Wort mit mir während der ganzen Ferien. Eines Abends überkam mich eine Sehnsucht. Ich war schon entkleidet, rasch nahm ich das Nöthigste auf mich, Alles schlief und hinaus ging's zum Arzte. Die Thür war gesperrt; ob noch Licht brenne, konnte man der Laden wegen nicht sehen; ich horchte, mein Verlangen ließ mich erwünschte Töne hören, ich klopfte, man kam zögernd. „Wer ist's?" „Springer Adolf!" Der Arzt, der im Bette lag und von dem Bergsteigen zu den Patienten müd und schläfrig war, fuhr mich barsch an und ich glaubte in die Erde zu sinken. Die Amalie mochte schon drüben lange träumen — also um Gotteswillen eine Ausrede! Besuch zum Julius? Das wär' toll so spät! Ein Blitz — ich begann zu weinen und hielt mir den Backen und bat, der Herr Arzt möcht' mir einen Zahn ausreißen, ich müßt' wahnsinnig werden vor Schmerzen! Der Arzt nahm die Kerze, guckte mir in's Maul und konnt' keinen Hohlzahn finden und schalt; ich aber wies fest auf einen hin, der sei's — der Arzt war verschlafen, verdrießlich, er stieß seine Frau, die ihn am Ziehen hindern wollte, bei Seite und ohne zu muckſen ließ ich knacken, packte den Zahn in die Tasche und wollt' nicht 'mal Wasser zum Ausspülen, weil ich draußen am Troge dessen genug hätt'. Als ich

über den Ring nach Hause lief und das heiße Blut aus meinem Munde quoll, hörte ich im Geiste hinter mir ein helles Gelächter. Ein andermal bekam ich von der Mutter eine Düte voll Haselnüsse; gleich kam mir der Gedanke: Das verehrst der Schloßmali! Alsbald war ich beim Arzte und sie war dort! Ich hätt' die Nüsse in Edelgestein wandeln mögen — was braucht sie deine Nüsse? Und dennoch — sie sah so begierlich d'rein, ich gab ihr sie zitternd, ohne eine Silbe zu reden und sie nahm sie und ließ sich's schmecken; wie gern hätt' ich mich selbst von ihr verspeisen lassen! Am Ende war es ruchbar worden, daß ein so blutjunger Bursch schon „verdorben" sei und das wäre mir all eins gewesen — aber mein Kamerad vertraute mir, daß die Amalie mich auslache, daß ihr der Weißhütige nachlaufe und daß sie dem Glöckner Adolf, wenn er statt's Großvaters mit dem Klingelbeutel 'rumgehe, gern einwerfe, weil er ein armer Kerl sei, aber mit ihm so du und du zusammenkommen, das schicke sich nicht für Kinder aus dem Schlosse. Da that mir zum ersten Mal meine Zahnlücke weh und ich fuhr mit der Zungenspitz' d'rin herum und zerbiß sie — meine Leute wunderten sich, wie ich schön zu Hause sitze und lobten mich — warum muß der Mensch seine Paradiese wie Seifenblasen zerplatzen sehen? Die Blasen verschwinden ohne Spur, aber in der Seele bleiben ewige Narben zurück, die nicht gedrückt werden dürfen, ohne daß ihnen Lebensblut entströmt."

Amalien kam es vor, als lese sie einen Roman. Was man erste Liebe nennt, hatte sie nie erfahren und glaubte auch nicht daran. Daß Eins für den Andern bestimmt sei, kam ihr nicht in Sinn, sondern der anmuthige Mann gehöre für das anmuthige Weib; wer kein genügend warmes Herz für ein Individuum hat, glaubt ja meist, der

Gattung erglühen zu können. Sie hatte von Springer andersgefärbte Liebesgeschichten erwartet; nun war seine Blödigkeit in gewissen Dingen nicht Verstellung, auch nicht Sattheit, sondern romantische Ueberspanntheit. Auch stieg ein leiser Verdacht in ihr auf, der gleiche Name hätte nur eine ähnliche Wirkung für sie hervorgebracht — sie blätterte weiter:

„Ich kam ärmlich ausgerüstet in die Stadt. Bisher hatte mich Ein Professor durch die sechs Schulen begleitet — was dem Wissen eines Gegenstandes bei mir abging, das ward durch einen bessern Erfolg in einem andern ersetzt und der Professor nahm Rücksicht auf die ganze Persönlichkeit. In der Stadt glaubte man meinem Landzeugnisse nicht sonderlich und Fachprofessoren traten mit großen Ansprüchen auf; jeder verlangte Wissen in seinem Gegenstande — um Gemüth, Phantasie kümmerte sich Niemand. Anfangs griff ich Alles mit der Energie an, die man vom Lande in die Stadt, von der Vakanz in die Schule bringt; die Meinigen sollten von mir hören! Aber bald ekelte mich der trockene, schwunglose Ton an; während man von den Potenzen sprach, summten mir Gebirgslieder im Kopfe, ich fing an, Gedichte zu schreiben. Nichts ist der Spannkraft des Geistes nachtheiliger, als wenn Worte um unser Seelenthor schwirren und dies nach innen verriegelt ist; man wird immer träumerischer und schwankender im Charakter; man gewöhnt sich daran, das Innen- vom Außenleben als zwei Gegensätze zu trennen; Gedanken steigen aus dem Herzen auf in das Haupt, wie aus dem Bache Nebelbilder gen Himmel schweben und ebenso fallen sie wieder herab — mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie der Regen zur That werden, die Aecker befruchten und Leben erfrischen, sondern sie schwellen blos das Herz und schlagen schäumend an die nackten

Klippen des Lebens und können sie doch nicht wegschwemmen. In diesem Zustande erhielt ich einen Freund von meinem Alter; er war durch Vermittlung meiner Kameraden von dem warmen Athem meiner Gedichte berührt worden. Ich schüttete meine volle Seele aus und erhielt dafür scharfausgeprägte Goldmünzen des Kopfes. Sein Wesen war kantig und abgeschlossen; es schien sein Wille als Wächter vor seiner Seele zu stehen und zu rufen: „Alles darf herein, Nichts hinaus.“ Bald konnten wir nicht ohne einander existiren und bezogen Ein Quartier. Er bestärkte meine Verachtung der Schule — er durfte sie verachten — ich aber erhob mich über sie, ohne sie auszufüllen; ich schwelgte in Gefühlen und verzehrte mich selbst; wenn die Flamme in sich zurückbrennt, wenn das Herz als Opfer verbrannt wird, anstatt daß es der Altar sei, auf dem die Welt durchglüht werden soll, daß sie leuchte wie ein Phönix: dann ist der Mensch eine Tempelruine — wir fühlen: hier haben Götter gethront, aber wir schaudern über den Schutt und Moder. Wie mit der Schule, so mit den Lektionen; **mich** wollte man ja nicht, man wollte meine Kenntnisse — und ich konnte nur mich geben. Entschlüsse wurden gefaßt zu lernen; aber unruhig regte sich das Schaffende in mir und aller Vorsatz blieb Vorsatz; endlich läßt man sich gehen und will nichts wollen. Der Muth ist weg — jeder unerfüllte Entschluß reißt eine Säule ein an unserm Charakter! — Es kam zur Prüfung. Ich hatte einen geschäftigen Müßiggang getrieben, der viel schädlicher als der eigentliche ist, denn man betrügt sich und meint doch was zu thun. Wenn mir Jemand sagte: „Ich hab' schon Das und Das inne!“ da lachte ich ihn aus und dachte: Wenn ich's lern', kann ich's auch! Wenn man mich warnte, ärgerte es mich — ich wußt' ja

das Alles auch — aber vom Wissen zum Thun ist eine Barrière zu überspringen, über der ich den Hals brach. Als ich zur Prüfung ging, sah ich einen Soldaten gefangen auf die Hauptwacht führen, sein händeringendes Weib folgte ihm — ich fiel durch. Das hätt' ich mir doch nicht eingebildet — denn es war das Examen aus der Geschichte! Ich wußt' nicht, mit welchem Gesichte nach Hause kommen und improvisirte eine Ohnmacht, sodaß ich mit einem Fiaker nach Hause geführt werden mußte, nachdem man vergebliche Wassermassen über mich ausgegossen hatte. Zur zweiten Prüfung ließ ich mich zwingen — mit demselben Erfolge. Natürlich mußte man nach Hause schreiben: In der Schule geht es gut! Weiter brachte mich kein Mensch zur Prüfung. Schlaf! Schlaf! Schlaf! Das Bewußtsein zu umnebeln! Aber auch so hatte ich keine Ruhe. Ich suchte Zerstreuung, lief von einem Café in's andere, las philosophische Werke. Das ist die rechte Höhe, wenn man so die sinnlichen Genüsse mit den geistigen mengt! Man wird von beiden nicht gesättigt und begehrt immer mehr. Natürlich wird man verrufen und fühlt sich doch so hocherhaben und rein, und rein und vermögend! Mein Verhältniß zum Freunde ward immer kälter, wir stießen einander die Aeste — er achtete mich nicht mehr und ich fühlte ihn zu eckig. Bei der geringsten Veranlassung entstand Zank und ich glaubte um so viel gröber sein zu müssen, als ich seit dem Verluste der Lektionen von ihm den Unterhalt bezog — wir hörten auf, miteinander zu sprechen und schliefen doch fast in Einem Bette und bemitleideten einander herzlich. Endlich schrieb er mir über meinen Leichtsinn und es kam dahin, daß er mich in Sprachen unterrichtete. Welch eine Beseeligung zog wieder ein in meinen Busen! Wie einig ward ich mit

mir und der Welt! Ich kannte nun wieder das Vergnügen! Ach, das ist ein göttliches Wort! Sich ganz genügen! Das ist die höchste Lust! Aber bald kam ein Brief vom Hause — die Mutter schrieb zum letzten Male. Wie schnitt es mir in die Seele — „ich sei brav, zu brav," schrieb sie, „ich möchte praktischer werden und die Medicin studiren." — Sie hatte während des Winters den Großvater in einem Fieber Tag und Nacht gewartet und im Frühlinge erlag sie. Ich kam nach Hause. Der Kirchhof sah mich bleich an. Man sagt: „Jedem stirbt eine Mutter!" Ach nein! nicht Jeder ist mit ihr verwachsen in Eins, nicht Jeder wurzelt in ihr mit allen Daseinsfasern! Ich müßte den Gott hassen, der wie der Gott der alten Juden mit seiner Welt Ball spielt — Jesus ist nicht nur für, sondern auch mit uns, nicht nur vor 1800 Jahren gestorben — täglich, stündlich stirbt er noch heute — Gott leidet mit uns. Ueber die Klügler, die dem Tode einen Glorienschein leihen! Die, wie Hiob sagt: „Gottes Person ansehen," wenn der Mensch Ursache hat, mit ihm zu rechten! Ein Geheimniß ist der Tod — ein häßliches Räthsel — der Oedip soll noch kommen, der die Sphinx in den Abgrund stürzt. . . . Meine Mutter starb. — Wenn je Einer mit einem Glorienschein gestorben wäre, dann hätte auch sie einen haben müssen — nur ein Sonnenschein spielte auf ihrer Brust, als ihr der Odem entwich. Ihre Schwestern, die Blumen auf der Flur, mußten Schmerz empfunden und der süße Mond auf der andern Hemisphäre leise gebebt haben. Ich bereute jede Minute, nicht an ihrem Bette zugebracht. Der Großvater war doch ein eigener Mann. Ich lernte ihn jetzt erst kennen. Mein Blick hatte sich geschärft, meine Beobachtung war reifer geworden. Dennoch durchdrang ich etwas Ge-

heimnißvolles nicht, das ihn umgab. Als ich von ihm schied, vom Grabe meiner Mutter Abschied nahm, bebten seine Lippen. Er schien mir etwas verrathen zu wollen. Er weinte über meine Armuth. Oft versprach er goldene Berge. Wo sie hernehmen? „Laß nur, laß es," sagte er. Zuweilen kam auch Geld, dessen Ursprung ich mir nicht vorstellen konnte. Er versprach mir zu schicken. Ich reiste ab, um ihn nie wiederzusehen. — Eine Schreckenskunde hört' ich von einem Tage, wo er wäre mit einem blutigen Messer gesehen worden. Er wäre des Wegs vom Schlosse daher gerannt gekommen ... er hätte Drohungen ausgestoßen ... man hätte ihn gefangen genommen ... er wäre entflohen, hieß es ... ich erhielt geheime Geldunterstützung ... von wem konnte sie sein? Mein Leben —"

Bis hierher hatte Amalie gelesen, als Geräusch sie unterbrach. Sie hörte des Oberamtmanns Tritt, bebte zusammen und dachte an eine unbemerkte Rückkehr.

Springer aber hatte, sei's aus Vergessenheit, sei's aus Willkür, auf der Rekruten-Reise nach Josefstadt seinen gewöhnlichen auffallenden Anzug beibehalten. Die des Weg's kamen, blieben verdutzt stehen, lüfteten die Mütze und schauten der wunderlichen Truppe kopfschüttelnd nach. Fast sah Springer dem Räuber Moor ähnlich, der zu Pferde seine neugeworbenen Gesellen in's erste Pröbchen führte. Sein falbes Roß neigte trauernd den schlanken Hals und drehte ihn zuweilen zurück mit einem Blicke, der fragt: Darf ich ihn aufrichten? Doch sein Herr schaut andere Gesichte. Zürnend tritt vor ihn ein Greis und streckt die Hände aus und ruft: Wo ist mein Stab? Du reitest stolz und ich habe keine Krücke! In fernen Landen bettle ich von Thür zu Thür und mitleidig frägt der Grausamste: Hast, Alter, Du kein

Kind? Ach, hätt' ich kein's! Doch eins haben und es entbehren — das ist Tod! und tausend Mal muß ich das Wort wiederholen, das zweischneidig Seel' und Mund zerreißt! — Und wieder andere Gestalten tauchten aus dem Nebel — Amalie — sie lächelte — weh, das Lächeln ward ein Grinsen! Und sie lächelte wieder! Aber gleich wird Weinen daraus — wie Wolken umhüllen Thränen sie und sie leuchtet doch heraus, bis die Nacht einen schwarzen Witwenschleier ihr um das Antlitz wirft. Dort tritt der Abendstern hervor — Marie — hell und sanft — ist's etwa der Morgenstern? Morgen- oder Abendstern! Licht folgt ihrer Bahn, Licht strahlen ihre Schritte aus! — Unter solchen Träumen und Phantasieen war Springer'n der Weg geschwunden.

Lange schon war er in die Thore der Festung eingeritten, als endlich die dickbestaubten Rekruten mit ihrem Convoi still und ernst geworden bei dem Anblick der melancholischen Bollwerke am Sammelplatze eintrafen. Springer befahl ihnen nüchtern zu bleiben und beim Namensaufruf gehörig zu erscheinen.

Das Blut schoß ihm in die Wangen vor Zorn und Scham, als die Kommissäre die leidige Bloßstellung des menschlichen Körpers anstatt durch anständige Männlichkeit zu mildern, durch leichtfertige Manier verschlimmerten. Er hielt gewaltsam an sich und war froh, nachdem aus fünfzig Mann zehn gewählt waren, dieser Gesellschaft den Rücken zeigen zu können. Er allein ritt noch am Abend aus der Stadt und gab dem Amtsschreiber Stock, der ihn bis zum Thor begleitete, noch mancherlei Aufträge.

Da geschah es, daß die Offiziere der Besatzung den kecken Reiter erblickten. Sie sahen ihm auf die Sporen. Ja die Wache präsentirte sogar das Gewehr. Zwei Lieute-

nants standen still und grüßten. Jetzt verabschiedete sich Stock und rief, das Pferd noch liebkosend: „Glückliche Reise, Herr Aktuar!" Stock rief mit überlauter Stimme.

Kaum hatten die Lieutenants dies Wort gehört „Herr Aktuar", als sie das Pferd am Zaume gefaßt und den überraschten Reiter vom Sattel gerissen hatten.

Sein Federhut flog ihm vom Haupte. Der Wind warf ihm die braunen Locken in's Gesicht. Geschrei erhob sich. Es kamen Soldaten herbei. Stock kehrte um und schien beschwichtigen zu wollen, aber die Offiziere, jung und gegen Civil gereizt, rissen Springern vom Pferde, traten ihm die Sporen von den Stiefeln und riefen: „Gewehranschlag vor einem Federfuchser?" Springer wehrte sich. Die Uebermacht entriß ihm die Reitgerte. Die Offiziere trafen ihn... er blutete... da rasselten Trommeln.... Alles stob auseinander — und der Gemißhandelte stand allein. Er hatte keine Genugthuung. Wenn er sie forderte, man würde sie ihm, dem Schreiber, verweigert haben.

Sein Pferd hatte sich indessen eine Strecke davon ruhig niedergelegt. Es erhob sich schwer. Springer reinigte sich und tiefaufseufzend führte er sein Roß eine Weile am Zügel. Dann schwang er sich auf und ritt in die Welt hinaus, wie ohnmächtig. Das treue Thier hielt vor einer Herberge. Springer stieg ab. Er war krank und blieb zu Nacht.... Stock war mit den heimkehrenden Rekruten vorausgegangen. Ganz Rosenthal wußte den Schimpf Springer's, ehe er ankam.... Marie ward todtenblaß, als es hieß: Den Springer hat man zusammengehauen. Der Vater sagte zu ihr: „Brauchst nicht zu weinen! Morgen wird er doch wieder Sporen tragen! In Rosenthal darf er sich eine goldene Krone aufsetzen. Freilich draußen, da über'm

Backofen, da gilt der Obenhinaus nur für ein Schreiberle! Jeder Feldwebel kann's ihm sagen.

Marie beweinte Springer's Fall. Sie wußte, was ein Phaethon leiden mußte. Daß es selbst in einer geringen Existenz tief Angelegtes und ein Bedeutendes geben kann, wer ahnt das so immer!"

## 4. Kapitel.

### Schwarzel, der Waldgeist.

Die Demüthigung Springer's hätte in Rosenthal noch mehr Aufsehen gemacht, wäre nicht derzeit das Interesse auf einen andern Punkt gespannt gewesen. Man hatte nämlich während Springer's Abwesenheit beim Holzmachen im Bärenwalder Busch ein Menschengerippe gefunden. Dabei lagen die Gebetriemen eines Juden sammt einem Beutelchen aus Hirschleder mit sieben Kreuzern und ein Schlüsselchen darinnen. Von Kleidern waren nur geringe Fetzen erhalten. Die Sache ward ruchbar und doch hörte man nichts von einer Untersuchungskommission; Herr Frank, der mit dem Oberamtmann seit einiger Zeit über die Achsel war, weil sein Junge wegen Tabakrauchens auf der Gasse war eingesperrt worden, ging auf die Kanzlei und gab's deutlich zu verstehen, daß man nur deßwegen die Sache vertusche, weil es eine Judenleiche sei. Gleich hinter Frank kam der Spion, der getaufte David, und sprach den Verdacht aus, daß wohl der Schwarzel, den man unverantwortlicherweise auf der Herrschaft sein Spiel treiben lass', den Juden ermordet habe. „Was das betrifft," erwiederte der Oberamtmann, „daß wir den Schwarzel dulden, hat das seine guten Gründe — die Ihn nichts angehen; aber, bis der Aktuar von der Rekru-

tirung da sein wird, soll die Sache vorgenommen werden!" Auf dem Rückwege unterhielten sich Frank und David (merkwürdiger Weise zwei uneigentliche Juden, die sich allein der Leiche eines Juden annahmen) über die „guten Gründe", von denen der Oberamtmann gesprochen; Frank meinte, es sei der Obrigkeit lieb, daß der Geisterspuk die Leute fromm und abergläubisch mache; der getaufte David leugnete dies zwar nicht, aber nach seiner Meinung müsse die heuer ungewöhnlich rasche Abreise des Grafen mit dem Schwarzel in einiger Verbindung stehen. Frank ließ sich nicht darauf ein, denn er kannte die weithergeholten Kombinationen, die Daviden für's Leinwandgeschäft oft nützten, meist aber in andern Dingen über's Ziel hinausschossen.

Einen andern Mittelpunkt des Gesprächs in Rosenthal bildete ferner das Stutzen der Pappeln, die um das Muttergottesbild im Ringe standen. Der Pater hatte Springer's Abwesenheit dazu benutzt, die Statue vergolden und die Bäume verkürzen zu lassen. Springer sah, als er eintritt, gleich die geköpften Pappeln und das hervorragende Standbild. Er lächelte schmerzlich — über sich. Bei Kaufmann Groß vorsprechend, traf er im Hausflur einige Mädchen, die seinen Gruß kaum erwiederten und eine nach der andern in die Küche liefen, woher er zuerst ein Wispern, dann ein unterdrücktes und endlich ein helles Auflachen hörte. Er trat in's Nebenzimmer. Marie saß am Klavier; er grüßte und setzte sich ungeheißen auf das Kanapé, bittend, fortzufahren. Sie stand aber auf und sah ihn voll Mitleid an. Als Vater Groß lächelnd sich zu entschuldigen kam, weil er hinaus müsse, nach der Gerste sehen, antwortete Springer nicht; es kam ihm auch die Honigsüße des Alten wie Hohn vor. Als er durch's Gewölbe hinausging, wußte

er nicht, wer darinnen sei; mit dem Sichempfehlen hatte er es nie genau genommen und so eilte er jetzt auch lautlos hinweg.

Vor dem Schloßthore begegnete er dem Amtsdiener, der ihn aufsuchen und vom Herrn den Befehl wissen lassen sollte, mit den im Schloßhofe versammelten Leuten den Schwarzel einzubringen. Er hatte schon auf dem Heimwege von Josefstadt die Geschichte von der Leiche erfahren und auch dabei an Schwarzel gedacht. Doch war er stets weit entfernt, seinen Hirngespinnsten Wesenheit zuzutrauen und nun ganz überrascht, daß die Welt mit ihm übereinstimme, was denn doch sehr natürlich zuging. Jetzt erst schien es ihm ganz unmöglich, daß Schwarzel des Juden Mörder sei — und doch wünschte er, es wäre so und Schwarzel ein Ungethüm, das ihm viel zu schaffen und seinen Schimpf zu vergessen gebe; — er warf, in seinem Zimmer angelangt, den Frack ab, hüllte sich in den Mantel und nahm ein paar Terzerole. Als er über die Hoftreppe eilte, kam ihm Hedwig in den Weg, er möchte zum Mutterle kommen in den gräflichen Ahnensaal. Hedwig, des Oberamtmanns Kind erster Ehe, nannte Amalien schon das Mutterle. Er schlug sich mit der Terzerolfläche vor die Stirn, als hätte er etwas ganz vergessen und in einigen Augenblicken stand er vor Amalien. „So ist's recht!" rief sie ihm entgegen, „in dem Anzug bist Du ein ganz anderer Mensch, wenn's auch in Josefstadt was gegeben hat." Springern war's wohl, daß sich doch Jemand um ihn kümmerte und ihm gefallen mochte. Unwillkürlich stellte er Marien zwischen die Ahnenbilder und blickte dann auf die glatte Stirn Amaliens, von der das Leben glänzte. „Ich liebe Dich, Amalie", rief er helllachend, „komm' an mein Herz! ich liebe Dich unermeßlich!" Zum

ersten Mal preßte er sie an sich in minutenlangem Kuß, selbst- und allvergessen — Flamme loderte in Flamme — und ernst sahen die Ahnenbilder drein. Sie merkten's nicht, als die Thür sich öffnete, Schrenk eintrat und bei dem Anblick selbst zum Bilde ward. Erst als die kleine Hedwig nachkam, schrie Amalie auf und riß sich los; Hedwig ging hin zum erstarrten Springer und sagte, sich an ihn schmiegend: „Ich und Mutterle haben Dich gern!" Da raffte Springer sich auf aus seiner Betäubung und stürzte an dem Oberamtmann vorbei, hinaus, die Treppe hinab; er prallte zurück vor den Leuten, die ihm entgegenkamen, um den Schwarzel zu suchen. Er eilte ihnen wie rasend voran. Man konnte ihm nicht nachkommen; den Berg lief er hinan, als gält' es, ihn einzunehmen; er hörte nicht den Zuruf des stimmgewaltigen Rubel. „Hundeton! wo ist denn Hundeton?" fragte Rubel. — „Der wollt' nicht mit! Er hat rasende Angst vorm Schwarzel." — „Meine Alte", sagte der Müller am Silberberge, „läßt heute kein Kind aus der Stube! Ich mag ihr's nicht wehren; wie ich's Unglück hatte mit dem Fuchs, hat sie auch damals den Knecht mit der Fuhre nicht weglassen wollen — die Weibsen haben eine krit'sche Nase!" — „Der Schwarzel ist ein gehöriger Patron — ihr mögt euch vorsehen," warf der preußische Christoph ein, den man gezwungen hatte mitzumachen. Als man in den Wald einbog, huschte er auf die Seite und lief nach Hause zurück. „Der Aktuar ist seit Josefstadt toll," sagte Stock leise und schmunzelte vergnügt, als man darauf einging und die josefstädter Geschichte zu hecheln begann. „Pst!" rief Stock, den Finger auf den Mund legend und deutete auf die Felsenküche, wo man Springern sitzend gewahrte. Dieser stand auf und schritt auf die Ankommenden zu, und nachdem Jeder

seine Stimme abgegeben, wie man sich vertheilen müsse, um kein Luftloch zum Entschlüpfen zu lassen oder ob man lieber beisammenbleiben und mit dem fünfzehn Mann starken Haufen in das Dickicht eindringen solle, da sagte Springer mit Feldherrnruhe: „Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden: entweder ist, wie allgemein geglaubt wird, Schwarzel ein Geist; dann ziehen wir vergebens aus mit Ketten und Stangen! Oder er ist ein Mensch: dann muß er essen, trinken und irgendwo wohnen!"

„Der Pfarrer sagt aber: es gibt auch Halbteufel!" warf Rubel ein. „Ich sage, er ist ein Mensch!" setzte Springer ruhig fort, „folglich müssen wir hinter dem Busch zum „Feldhäusler" gehen, wo sich vielleicht Spuren finden könnten."

„Der Feldhäusler ist selbst nicht geheuer!" hieß es, „man sieht ihn nie unter Menschen, und wenn man auf dem „Bodasteig" „Lützow's wilde, verwegene Jagd" singen hört, dann ist's der Feldhäusler sicher."

„Er war schon bei der Einnahme von Paris," setzte der Müller hinzu, „anno, anno — kurz, er muß schon damals nicht mehr grasgrün gewesen sein, denn jetzt hat er seine Siebzig auf dem Buckel; aber er trägt sie leichter als ich meine Fünfzig."

„Man sagt", begann der alte Breier, „daß seine Augen im Finstern leuchten wie Kateraugen."

„Und daß er geschmolzene Bleikugeln drei Mal des Tags ißt wie wir Erdäpfel," ergänzte ein Anderer.

Während dieser Unterhaltung war man rechts an einen Waldsaum gekommen, in dessen Nachbarschaft an einem Felsenquell ein nettes Häuschen, von Bohnenschlingen umrankt, sich erhob. Die Schaar nahte leise und suchte unter dem

Schutze des lebendigen Gartenzauns ungesehen an den Fenstern vorbeizukommen und auf der andern Seite die Hausthür zu erobern. Da schlug ein Hund an in der Stube und gleich darauf erschien eine hohe Gestalt mit eisgrauen Haaren um Haupt und Mund am Eingang. Sein Körper war nach allen Seiten mit bunten Heiligenbildern bedeckt und in der rechten Hand hielt er ein rothes Fähnchen, worauf ein weißes Kreuz eingenäht war.

Als diese Schreckgestalt der Leute ansichtig ward, schwenkte sie das Fähnchen in Form eines Kreuzes und sprach mit voller Stimme: „Dein Wille geschehe!"

Die Leute, welche vor der Erscheinung eine Scheu empfanden und nicht wagten aufzublicken, glaubten in den Worten: „Dein Wille geschehe!" ein Geständniß der Schuld zu hören und nahten sich, über ihn herzufallen; aber wie erstaunten sie, als Springer sie zurückstieß, auf den Alten zusprang und vor ihm weinend auf die Kniee fiel, dann seine Füße, seinen Leib, Hände und Angesicht küßte und mit seinen Thränen benetzte.

Der Greis benahm sich, als hätte er das Alles erwartet und käme ihm gar nicht fremd vor; er legte dann seine beiden Arme um den Aktuar, so daß die Fahne über Beiden schwebte.

Niemand sprach ein Wort und man wußte nicht, welcher von Beiden schluchze, sie standen da ineinandergewurzelt — die Leute erfaßte der Anblick so, daß sie nach einander unvermerkt die Hände zu falten, niederzuknieen, das Haupt zu entblößen und erst leise, dann laut zu beten begannen.

Die Beiden erwachten dadurch und stimmten mit ein.

So war wie durch einen Zauber die Rotte, die auszog,

um zu fangen und zu fesseln, von der Andacht mächtigeren Ketten selbst gefangen und gefesselt worden.

Doch auf nicht lange. . . .

Springer sagte dem Greise einige Worte in's Ohr; dieser lächelte und ging in die Stube zurück, erschien aber gleich wieder an der Thür mit einem Gewehr, gab es dem Aktuar und schien aufbrechen zu wollen.

Als die Leute das Gewehr sahen, schlüpften wieder Hintergedanken aus ihrem Versteck; sie vertheilten sich so, daß der Alte mit dem Aktuar in die Mitte kam, und lautlos ging's zurück in's Städtchen.

Springer war so erfüllt im Innersten, daß er gar nicht der Begleitung gedachte, die ihn theils neugierig, theils verdächtigend ansah. Als sie aus der Brettergasse in den Ring tauchten, kam ihnen das Geschrei entgegen: „Schwarzel kommt! Schwarzel kommt!" Und von allen Seiten liefen Männer, Weiber und Kinder hinzu, erst furchtsam, dann keck und dreist; man führte ihn in's Schloß, das Volk hinterdrein; es wollte ihn in's „schwarze Loch" stecken sehen. Stock faßte ihn am Arme und machte Miene, ihn wahrhaftig in's „schwarze Loch" zu führen und sagte: Es solle fortan Schwarzel-Loch heißen! Aber der Aktuar schleuderte ihn zurück und entführte seinen Gefangenen den erstaunten Blicken der Leute in sein eigenes Zimmer.

Der Oberamtmann fehlte. . . . Man sagte, er wäre krank. . . . Doch hatte er noch so viel Geistesgegenwart, wenigstens stumm auf einen inzwischen angekommenen Brief zu zeigen, demzufolge die Judenleiche aufgeklärt wurde. Ein gewisser Neustadtel aus Reichenau kam und erkannte seinen vor Jahren im Winterschnee auf Reisen gegangenen und verkommenen Bruder an Schlüssel und Beutel.

Springer ließ sich zum Großvater einsperren und wollte durchaus nicht von ihm weichen. Denn sein Großvater war der Waldgeist. Springer konnte nun die Lücken seines Tagebuches ausfüllen. Der Großvater war einst, aus Ursachen, die sich lichteten, mit dem Messer auf den Grafen losgegangen. Ewige Kettenstrafe wäre seine Strafe gewesen, wenn ihm der Graf nicht die Freiheit gegeben hätte unter der Bedingung, nach Ungarn oder Siebenbürgen auszuwandern. Er nahm die Summe, die er dazu empfing, schickte die Hälfte an den Studenten Springer, lebte in der Fremde, bis ihn die Sehnsucht zu seinem Enkel zurücktrieb. Als Schmuggler und Waldgeist hielt er sich im grünen Versteck. Er sah den Sohn seiner Tochter genug, ohne daß ihn dieser wiedersah, bei jenem Königsschießen nur stand er einmal vor ihm und nahm ihm die Flinte, die in den Farrenkräutern lag. Er hatte selbst die Flinte dem Studenten einst verehrt. Sie war ein Geschenk des Mannes gewesen, den er mit dem Messer angefallen ...

Und warum diese Frevelthat?

Springer erfuhr sie und konnte sich den Reiz zu ihr ausmalen, als nach einigen Tagen der Graf — dem man alle diese Vorgänge berichtet hatte — vor ihm stand und ihm sagte:

„Mein Sohn! In Hohenelbe lag ich einst im Quartier. Des Glöckners Tochter war allerliebst. Du gleichst ihr auf ein Haar. Man thut, was man thun kann. Ich ließ Dich sogar studiren. Aber der Alte wurde zudringlich, impertinent. Ich konnte ihn in Ketten bringen, lebenslänglich. Ich war gnädig. Du bist Aktuar. Der Oberamtmann wird nicht gesund davon werden, daß er seine Braut in Deinen Armen sah, Du Don Juan! Ich hielt ihn immer für geistesschwach.

Nun zeigt sich's. Man setzt ihn ab. Wirst Amtmann, auch Ober-, wenn Du willst. Sei Herr, aber nicht zu hoch hinaus. Der Denkzettel in Josefstadt war nöthig. Ich werde meine Hand nicht von Dir thun. Heirate die Marie oder die Amalie, welche Du willst. Ich werde um Dich werben. Im Uebrigen, mein Sohn, bleib' ich Dir in Gnaden gewogen."

Für Schwarzel hatte der Graf nicht nöthig zu sorgen. Der hochbetagte Greis hielt die Erschütterung nicht aus. Er starb in kurzer Frist.

Der Oberamtmann mußte pensionirt werden. Sein Verstand gab zu viel Blößen....

Des neuen Amtmann's Wahl zwischen Marie und Amalie entschied sich bald. Er wohnt noch heute in Rosenthal.

# Der halbe Kaspar.

„Gleich! gleich! wer pocht denn so früh? Daß Dich —“, so polterte der junge Klausemüller Georg in der dunkeln Stube umher, ehe er sich entschloß an's Fenster zu treten, um beim Lichte des Mondes, der eben hinter dem Saume der Föhren zu verschwinden drohte, um dem goldenen Morgenstern das blaue Himmelsfeld zu räumen, den Ruhestörer zu entdecken. Er legte sich endlich an die vielfachzusammengesetzte Scheibe, die nur mit dem ganzen Rahmen, nicht aber flügelweise zu öffnen war, und sah den halben Kaspar, wie er eben wieder seine eisernen Handgelenke ausstreckte, um zu pochen. „Na!“ dachte der Klausemüller, „vor dem brauchst noch keine Angst zu haben, wenn's auch vor Mitternacht wär'!“ und ging, um die Hausthüre zu öffnen. Aber, wie er sich abmühte, sie wollte nicht nach außen weichen; der Schnee lag davor wie ein Mauerbrecher; „was willst denn, Kaspar?“ rief der verdrießliche Wirth hinaus, indem er sich fest an die Thür drückte „'s wird wohl Zeit haben, bis es vollends Tag geworden!“ — „Nein!“ antwortete es draußen; „es ist dringend! so lieb Dir es ist, etwas über Deines Vaters Tod zu hören.“

Georg eilte zurück in die Stube, nahm eine Schaufel, schlug das kleine Fensterlein durch, indem er sie hinausschleuderte; „na! mach' mir Bahn! halber Kaspar!“ — Wäre jetzt ein Fremder in die Klauseschlucht gekommen, er wäre erschrocken stehen geblieben vor dem Anblick des halben Kaspar, der, ohne Füße geboren, den Oberkörper nach unten durch ein festes Brett abgeschlossen, mit den mächtig entwickelten Armen im Schnee herumwühlte; seine natürlichen Hände waren mit dicken Lederriemen und eisernen Fingern bepanzert; während er nun die eine Tatze zur Bewegung brauchte, ergriff er mit der andern die Schaufel und arbeitete emsig wie ein Gnom, bis der Klausemüller aus der Thüre treten konnte. „Kaspar!“ sagte dieser, der sich mittlerweile ganz angekleidet hatte bis auf den pelzverbrämten Rock, „Du bist gar geschwinde fertig! Der Herrgott hat Deinen Armen all die Kraft geschenkt, die er uns andern in die Beine gab — so bist Du am Ende ein ganzer Kaspar! also was Du sagen willst, sag!“ — „Hier nicht!“ antwortete Kaspar mit einer tiefen Stimme und einem entschiedenen Ausdruck; „Ihr müßt ein paar Schritte mit mir gehen!“ — „Nu, wenn's Dir recht ist,“ meinte Georg, „mir ist's auch recht, hab' ich ja Füße!“

Kaspar lachte unheimlich auf; der Müller war im Innern mit dem Gedanken an seinen Vater und wie er nun etwas hören solle, was er ein Jahr lang vergebens ersehnt und herbeigewünscht, so sehr beschäftigt, daß er vergaß, die Thür hinter sich zuzuschlagen, und schon dem voraus sich schwingenden Kaspar den Berg hinanfolgte, als aus dem Hause eine weibliche, ängstliche Stimme ihm nachrief: „Kaspar! Kaspar! Kaspar! Suntich! Suntich! Suntich!“ — und bald darauf eine weibliche Gestalt im bloßen Linnen

an der Schwelle erschien, deren aufgelöst herabfallendes dunkles Haar von einem feinen, bleichen Antlitze grell abstach; sie watete barfüßig ohne Gefühl der Kälte durch den Schnee, wie einst die arme Kutrun am Meeresstrande im Winter Kleider waschen mußte; jene aber, 's tolle Rusla genannt, hatte das schmerzliche Glück, von ihrem Zustande nichts zu wissen. Jene beiden Männer kümmerten sich um nichts, was hinter ihnen geschah, und stiegen so heißblütig, als wollten sie in den Himmel, der sich eben öffnete, um auf safranfarbigem Teppich dem annahenden Gotte Lichtrosen zu streuen, eindringen und auf dem Sonnenwagen Platz nehmen. Der halbe Kaspar war stets voraus — schon lag das rothgedachte Jägerhaus hinter ihnen; Georg gleitete oft aus, während jener mit seinen eisernen Fängen sich einkrallte in den gefrorenen Schnee und tiefe Spuren seines Stehbrettes zurückließ. Sie wechselten kein Wort — endlich waren sie an einem Felsenvorsprung angelangt; links zog die Landstraße hin gegen Reichenau, rechts schoß der Klauseberg jäh ab, während zu seinen Füßen die Klause raschlaufend dem Froste nicht Zeit ließ, ihr seine Kette anzulegen. Ueber sie hin regten sich düstre Fichten, in Reih und Glied hintereinander aufgestellt, als stünden sie auf dem Sprunge. Fernhin lagerte sich das Dorf Pěčin, dessen Kirchenspitze eben im ersten Sonnenstrahl blitzte. — Hier machte der halbe Kaspar Halt, hart am Rande des Felsenkegels, und ehe noch der Klausemüller zu fragen begann, antwortete jener, dessen Gestalt nun gleich einer Sphynx sich bäumte, wie folgt:

„Es war in dem Sommer, auf den der vorjährige folgte, als Euer Vater hier vorbei auf seinem leichten Wägelchen mit seinen zwei Schecken nach Reichenau auf den

Wochenmarkt fuhr — ich denke, es war der Kirschenmarkt. Ich stand gerade so da auf dem Fleck und sah mit Freude das Gespann kommen den Hohlweg herauf; ich reckte schon von weitem meine beiden Arme aus und rief: Guter Vater Klausegeorg! seid so gut und nehmt mich mit! nehmt mich mit, Vater Klausemüller! — so bat ich; er aber beugte sich heraus aus seiner Kutsche und machte mir ein Kompliment und sprach: „Halber Kaspar! man darf dem Müllerhund den Mehlwagen nicht leer lassen, wenn man ihm auch nur Steine in die Mehlsäcke zu füllen hat! es möchte Dir das Fahren zu gut schmecken — mußt schon so nach Reichenau zu kriechen suchen!" — 's Rusla, Eure Schwester, saß neben ihm; es half nichts, daß sie ihn mit aufgehobenen Händen beschwor, ihn mit Thränen bestürmte — er peitschte rechts und links und weg war er! Georg! Ihr seid mit zwei stattlichen Füßen zur Welt gekommen — Ihr könnt nicht begreifen, wie das so einem „halben Kaspar" schmeckt — der nicht einmal zum Betteln Füße hat und wenn er das dargereichte Stück Brod nehmen will, das Gleichgewicht verliert — o, wenn ich mich daran erinnere, wie er so bequem darin saß, seine Wangen blühten, seine Augen funkelten, wie ein Weinglas — wie er nur seine Füße eine Spanne weit hätte hinter den Sitz zurückziehen müssen, um so einem Klumpen wie mir ein Plätzchen einzuräumen, das man doch dem Futtersack vergönnt — o, wie es knallte und rollte und stäubte, und ich dalag — Georg, da hab' ich mir vorgenommen, Deinen Vater umzubringen. Rolle nur die Augen, ball' Deine Fäuste, knirsche mit den Zähnen — hör' nur, was weiter kommt."

„Einige Minuten darauf fuhr der Grünhändler aus Rokitnitz mit seinem Schubkarren schwitzend daher; er grüßte

mich: „Guten Morgen, Kaspar, na, es wird bald heißen guten Mittag! Dir wird rasend warm werden, ehe Du da hinein baumelst in das Nest! komm her, setz' Dich auf! bist doch so viel werth wie eine Butte Kirschen, und, wenn's gut geht, kauft man Dich drin; schade genug, daß man sich bei uns zu Lande nicht verkaufen kann, möcht lieber mich selber verkaufen als das Lumpenzeug!" — Er nöthigte mich auf seinen Schubkarren und führte mich bis zu Markte; die Leute gaben mir dazumal sehr reichlich, zu jeder andern Zeit wäre ich froh geworden, aber diesmal hätt' ich Jedem den Beutel in's Gesicht geschmissen; warum fragte mich Niemand: „Halbmensch, wie bist Du denn zu Markte gekommen?" — Ich hätte so gern erzählt, um mir Luft zu machen — aber da schmissen sie, ohne mich lange anzusehen, ihre Pfennige in meinen Hut — so ist die Galle in mir zu Stein geworden! Ich schaute die Straße hinauf und hinab fortwährend nach Eurem Vater aus, daß er kommen solle, mir auch 'was in den Hut zu schmeißen — er kam nicht! O Gott! warum kam er nicht? ich hätt' ihm den Groschen in's Gesicht geworfen und einen Stein hinterdrein, er hätt' aus einem Loche am Kopfe geblutet — und mein Höllenfeuer wäre von diesen paar Tropfen gelöscht worden. — Ich saß an der Ecke noch lange, als alle andern Krüppel schon in ihren Winkeln schliefen, als alle Buden eingesunken, die Wagen mit den Kisten nach allen Seiten davongefahren waren und wartete, daß Euer Vater komme, mir ein Almosen zu geben."

„Seitdem brütete ich darüber, wie mich zu rächen. Die Klausemühle anzünden? nein! dacht' ich mir; 's Rusla könnte ja mitverbrennen und die wollte dich ja mitnehmen auf dem Wagen! — Ich lauerte dem Klausemüller einmal

auf und wollte ihm vom Mühlrad die Füße abreißen lassen, aber kaum wollte ich hervorbrechen und ihn packen, da stand das Rad still wie behext — so verzog sich's und der Winter kam. Gerade heute ein Jahr, am Faschingsonntag, wurde an der Klausemühle der blaue Schlitten mit dem Schellengeläute angespannt — der Müller stieg ein, in einen weißen Schafpelz gewickelt, und nach ihm 's Rusla in einem Tuchmantel mit Doppelkragen; die Kälte war jämmerlich, eine Schneewolke war über die blutroth aufgehende Sonne hergefallen und ein beizender Morgenwind trieb bald die Flocken im Wirbel herunter — es machte Windwehen — da stand ich gerade auf dem Fleck und sah dort den Schlitten den Hohlweg heraufkommen; es schien, als könnt' ich mich nicht aus dem Schnee herauskriegen; ich ächzte und wimmerte. Da hörte mich der Klausemüller; er hielt die Schecken an, stand auf in seinem Schlitten und sah sich um nach dem Verunglückten; er erblickte mich hier. „Na! heute erfrierst Du, halber Kaspar, wenn ich Dich stecken laß'" — so lachte er, zog den Pelz aus und kam zu mir herüber, 's Rusla hatte die Zügel in die Hand genommen. Ich stak tief im Schnee; Euer Vater reichte mir seine Hand, aber die war nicht stark genug, mich herauszuziehen; er mußte ganz zu mir herwaten und mich umhalsen — wie ich ihn warm an meiner Brust fühlte, da fing ich an, ihn zu umhalsen. Seht, meine eisernen Fänge sind wie dazu gemacht — er schrie — ich würgte ihn — 's Rusla rief Mord und Hilfe und versuchte auszusteigen, aber sie verwirrte sich mit den Füßen im Zügel, die Pferde scheuten, und sie wurde geschleift. Euer Vater lag bald todtgehalst in meinen Armen — ich machte mich los von ihm und stürzte ihn da hinab. — Der Klausegeorg schrie laut auf vor Schmerz und hinter

ihm verhallte ebenfalls ein leiser Schrei, der wie ein Echo dem seinigen gefolgt war. Ich ging zurück in die Mühle und ließ mich gut füttern; bald hörte ich ein Geschrei im Hofe, man brachte das Rusla blutig herein, denn sie war bis Jawornitz geschleift worden; auf Alles, was man sie fragte, hatte sie keine andere Antwort, als: „Suntich, Suntich, Suntich" — sie war toll geworden — Georg! das that mir im Herzen wehe — sie hat mich ja mitnehmen wollen! — Man wußte nicht, wohin Euer Vater gekommen — man glaubte, er sei von einer Windwehe verschüttet worden; die Pferde konnten nicht reden und Rusla war toll geworden. Ich kroch mein Leben weiter fort und bettelte — der Klausemüller aber, der mich nicht hat nach Reichenau auf den Markt mitnehmen wollen, der war todt und konnte sich nicht mehr rühren. Und so war es auch recht. Vor sechs Wochen erfuhr ich aber vom Lochmüller, Euer Vater habe manchmal heimlicherweise getrunken — das fiel mir zentnerschwer auf's Herz — wie, dacht ich mir, wenn er damals im Sommer gerade betrunken gewesen wäre? ja seine Backe war so roth, sein Auge so feurig — er war betrunken! Wäre er nicht dazumal betrunken gewesen, so stimmte es ja gar nicht überein, daß er mich dann im Winter so mitleidig herausziehen wollte aus dem Schnee! Sagt Ihr, hat er getrunken?" — Georg schüttelte bejahend den Kopf und Kaspar fuhr fort, als hätte er die Antwort sicher erwartet: „Nun hatte ich keine Ruhe mehr bei Tag und bei der Nacht — und ich freute mich kindisch auf den heutigen Morgen, Euch das Ganze haarklein zu erzählen. Wenn Ihr ein rechtschaffener Sohn seid, so werdet Ihr Euch nicht lange besinnen, wenn ich Euch mit aufgehobenen Händen, mit den Händen, die Euern Vater erdrosselt haben, bitte,

mir ein Gleiches zu thun; mich wie einen Pack schlechter Steine da hinabzustoßen! — Nun? seht! ich schau nicht hinter mich — so, jetzt bin ich am äußersten Rande — ein kleiner Ruck und es ist geschehen."

Georg stand wie festgewurzelt und sprachlos da. „Georg!" fuhr der halbe Kaspar fort, „Ihr denkt, ich könnte mich selber hinabstürzen; aber, seht, das wär' ein zweiter Mord! Ich hab' nicht das Recht, aber Ihr habt es, mich umzubringen; ich bitte, thut's!" — „O nein!" erwiederte der Klausegeorg, „da wär' ich ein Narr! lebe! lebe! lebe! und krieche! bis Du einmal von selber verreckst!" — Somit drehte er sich um und wollte weggehen; aber er stieß auf seine arme Schwester, die hinter dem Gestein gelauert hatte. Sie schoß an ihm vorbei, rief: „Kaspar! Kaspar! Kaspar! Suntich! Suntich! Suntich!" — und stieß jenen rücklings in den Abgrund hinab. Er kollerte lange von Steinspitze zu Steinspitze, endlich ein letzter Fall — und er war nicht mehr.

Georg nahm nun seine bebende Schwester auf seine Arme und trug sie den Berg hinab in die Klausemühle. Das Rad klapperte schon, die Mehlglocke läutete, die Burschen liefen, als die Geschwister in's Haus traten. Georg legte das Rusla in die warmen Federbetten, sie entschlief bald, schlief viele Stunden lange, der Georg wich nicht von ihrem Bette; als sie erwachte, standen Rosen auf ihren Wangen, ihr Auge leuchtete verständig, sie stürzte weinend in die Arme ihres Bruders — sie beweinte des Vaters Tod, als erfahre sie ihn eben erst jetzt — es waren heilsame Thränen. Das tolle Rusla war von Stunde an geheilt. Den halben Kaspar aber vermißte Niemand — er hatte ja keine verwandte Seele auf Gottes Erde. Wohl ihm!

# Veilchen.

„Veilchen! Veilchen!“ rief die Mutter besorgt vom Vorhause die Treppe hinauf; keine Antwort; sie erstieg nun eine Stufe nach der andern und wiederholte wie eine Henne, die ihre Küchlein zusammengluckt, wenn es dämmert, ihren Ruf, bis sie auf der Bodenkammer war; Veilchen war auch da nicht zu finden. Die Mutter bekam schier Herzpochen, sie durchsuchte mit der Laterne die ganze Kammer in allen Winkeln, sah unter den Wäschkasten, hinter den Kleiderschrank — Veilchen war nicht zu finden; sie stieg auf den Oberboden, wo das Mädchen letzthin oft weinend bei dem kleinen Fensterchen gesessen und in die Ferne gesehen hatte — Veilchen war auch da nicht. Es war die Nacht vor der Hochzeit — die Mutter war mit der blühenden Braut soeben im Frauenbade gewesen, wie es bei den jüdischen Bräuten Sitte ist; sie waren darauf beide zugleich schlafen gegangen — aber um Mitternacht fuhr die Mutter auf aus dem Schlafe und sah bei der Nachtlampe, die seit Veilchen's Geburt brannte, daß des Kindes Bett leer war; sie sprang auf und suchte sie allerorten, aber sie weckte den Vater nicht, hatte er ja

die Tage her durch Veilchen hinlänglich verstört gehabt, Sie ward endlich müde und die ängstliche Besorgniß machte ihre Füße schwer; sie sank hin auf ihr Bett und überdachte noch einmal den ganzen Verlauf der Heiratgeschichte. Veilchen, das einzige Kind des Hauses, ward natürlich verzärtelt und verzogen; ihr Vater war gegen Jedermann Eisen und Stahl, Feuer und Flamme, nur gegen Veilchen ein seidenes Tüchlein, das sich schmiegt und fältelt je nach der Laune und dem Wogenschlag des Busens, der es trägt.

Aber — in Kleinigkeiten! sobald es zu dem ersten, wichtigen Schritt, zum Heiraten kam, da zog der Vater ganz neue Saiten auf — er mochte den Lehrer Pyrkheimer nicht ausstehen; er gestand es ein: der Mann könne mit Noth ein Weib ernähren, er sei sogar ziemlich raisonnable, hübsch und wohlgestaltet — aber es braucht nur morgen der Gemeinde einzufallen, ihn fortzujagen, so ist er ein Bettler, denn so bald findet sich nicht wieder eine Stelle; es widerstand ihm auch die Art und Weise, wie sich Pyrkheimer an sein Veilchen „angemacht"; außer dem Hause auf einem Balle hatte er sie zum ersten Male angesprochen, von der Zeit an sie immer in der Fremde aufgesucht, sich aber nicht vor des Vaters Angesicht gewagt, denn er ahnte es, daß der reiche Naphtali Landstein einen Schwiegersohn wolle, der Haare auf den Zähnen habe; der Vater wußte es, daß man zur Schürze der Mutter die Zuflucht nehme und grollte um so tiefer. Sein Schooßkind war ihm nun ganz entfremdet; wenn er von Reisen kam, so mußte er zufrieden sein, wenn ihm der Pudel entgegensprang und ihm die Hände leckte — Veilchen verkroch sich; am Samstag zur Nacht, wenn drei Sterne am Himmel verkündigten, der Ruhetag habe Abschied genommen, und die Gewürzbüchse bereit stand auf

dem Tische, daneben ein Glas Wein, da sah sich der Vater um nach allen Ecken des Zimmers nach Veilchen, daß sie die grünweißrothverschlungene Wachskerze, die Havdalah halte und er getrost die neue Woche einsegne — er mußte sie selber halten; wenn er Samstags aus dem Tempel kam und in die feierliche Stube trat, da sehnten sich seine Hände auf das Haupt Veilchens, dessen reichgeknoteten Zopf sie immer nur leise berührten, während seine Lippen sprachen: „Du sollst werden wie Sarah, Rebekka, Rachel und Lea!" — Seit der Bekanntschaft mit dem Lehrer hatte sich Veilchen auch dem Segen ihres Vaters stets zu entziehen gewußt.

Diese kleinen Gewohnheiten des Lebens, in die ein reiches Herz all seine Innigkeit und Wärme legt, entbehren zu müssen, that dem Manne sehr wehe. Veilchen hingegen fand einen geheimen, kindischen Reiz in diesem Versteckensspielen, in diesen Geheimnissen; je mehr sie den Umgang des Lehrers entbehren, je besorgter sie sein mußte, wenn sie ihm bei irgend einer Freundin ein Stelldichein gab, desto inniger glühte es in ihrem Busen, ein desto himmlischeres Licht ergoß sich um die Züge ihres Geliebten, desto entschlossener ward ihr Wille, sich durchzusetzen. Pyrkheimers Gestalt war derartig muskulös und kräftig, daß man in ihm ein Etwas vermuthen konnte, das sich dem Lehrerstande nur ungern schmiegte, das nur eine gute Gelegenheit zu erwarten schien, um den ganzen Menschen zu erfassen und in eine entsprechendere Stellung zu bringen. In der Gemeinde flüsterte man, er spekulire auf Landstein's Vermögen und beabsichtige nach der Verbindung mit dem Hause Geschäftsmann zu werden. — Eines Tages, als Veilchens Vater aus der Synagoge ging und in der Vorhalle noch einmal die Tefilin, d. i. die Kopf- und Armbänder aus Leder, in

denen die wichtigsten Sätze der Torah enthalten sind, küßte, um sie dann herabzuwickeln und zusammenzulegen, klopfte ihm Jemand auf die Schulter; er drehte sich rasch um — es war der Lehrer Pyrkheimer. „Was steht zu Diensten?" sagte Veilchens Vater eiskalt mit einer höhnischen Verbeugung. „Ich bitte mir einige Schritte zu schenken," sagte der Lehrer lächelnd, nahm ihn alsbald am Arme und führte ihn in seine Wohnung, in die von der Gasse eine hölzerne Treppe führte; er hieß Jenen niedersitzen, öffnete seinen kleinen, eisenbeschlagenen Koffer, und siehe da! er war voll Silbers, ungefähr im Werthe von viertausend Gulden, wie es Landstein bald heraus hatte. Pyrkheimer erzählte nun dem erstaunten Manne, er habe mit seinem kleinen Lehrergehalte heimliche Geschäfte getrieben, habe dort Ochsenhäute zusammengekauft, hier Leder, ohne sich je einem Risiko auszusetzen, und er habe stets mehr oder weniger gewonnen. Er habe nun ein rundes Sümmchen beisammen und hoffe, dem reichen Geschäftsmanne nicht mehr so verächtlich zu erscheinen, wenn er um Veilchens Hand werbe. Der Alte hatte nun vor den paar Thalern allerdings wenig Respekt, aber der Geist, der sie erworben, imponirte ihm, er fühlte sich bezwungen und ergab sich. Wie erstaunte Veilchen, als der Vater ihr durch die Mutter sagen ließ, es sei morgen Abends die Verlobung und in vier Wochen die Hochzeit!

Wir kehren nun zur Mutter zurück, die mit den Gedanken an all das, was wir so eben erzählt haben, entschlummert war. Sie träumte viel Lustiges und Trauriges untereinander, da das Licht der Lampe ihr in's Gesicht fiel. Aber während ein verhängnißvoller Schlaf sie zur unrechten Zeit gebunden hielt, irrte Veilchen im leichten Nachtgewande draußen in finsterer Nacht umher, wie von einem bösen

Geiste getrieben; sie lief von einem Ende der Gasse zum andern ohne Zweck und Ziel und schrak allemal zusammen, wenn ein Schneeball vom Dache schob, oder ein Kater mit funkelnden Augen über den Weg lief; sie glaubte schon den Hammer zu hören, der an die Thüren pocht, um die Leute zu ihrer Hochzeit in die Synagoge zu rufen. Ein kindisches Herz stand da mit Schaudern zum ersten Male vor der Eisenpforte des Lebensernstes — sie hatte mit glühender Faust an diese Pforte gepocht und gerüttelt, bis sie sich aufthat — nun tritt sie erschrocken, entsetzt vor ihren eigenen Wünschen zurück — zu spät — die Erfüllung ist da! Der Mann, dessen Anblick eine Minute ihr wochenlange Geistesnahrung gewesen, in dessen Besitz sie alle Himmel ihres eigenen Busens versetzte, dessen armseligstes Wort sie aus der Fülle ihres Geistes zu einem Born der tiefsten Weisheit gemacht, so lange eine äußere Gewalt, die väterliche Willkür, sich abwehrend zwischen ihn und sie gestellt hatte: derselbe Mann stand nun da vor ihr in gemeiner Wirklichkeit, ein Abscheu ihrer Seele, als jene väterliche Willkür die Hände, die sie früher auseinanderhielt, zum ewigen Bunde in einander legte. — Sie hätte gerne alle Schläfer aufgeweckt wie zum jüngsten Gerichte, das mit allen seinen Schrecknissen in ihrer Seele loderte! Da schlafen sie Alle und lassen sich nichts träumen von dem armen Mädchenherzen, das von Abgrund zu Abgrund wie ein Ball geschleudert wird! Die ganze Situation der Trauung stand lebhaft vor ihrem Geiste; aus den Augen ihrer Eltern strahlt die Freude, ihrem Kinde das langersehnte Glück bereitet zu haben; ihre Freundinen und Verwandten rings um sie her — der Trauhimmel über ihr — jetzt spricht der Prediger von den Pflichten gegen Gatten, von ihrer ewigen Liebe —

jetzt stellt man das Gläschen unter den Fuß des Bräutigams, er zerstampft es, und wie das Glas nie wieder ganz werden kann: so unauflöslich ist ihr Bund! jetzt wechseln sie die Ringe — nein! nein! nein! ich will ihn nicht! Der Traubimmel stürzt ein, die Eltern raufen sich das graue Haar aus, Geschrei und Getöse, Fragen und Antworten — es brennt, es brennt! — aber nur im Herzen des armen Veilchen; — jetzt steht sie mit zitterndem Leibe am Ufer des Stromes, das Eis kracht und stöhnt melancholisch, und darunter braust die gefesselte Fluth — sie breitet ihre Arme aus gegen den Himmel, aber dichte Wolken umlagern ihn finster wie abwehrende Thorwächter — kein Stern! kein Stern! rauh streicht der Wind über ihre Wangen und ihre Locken fliegen; o daß die ganze Gestalt so leicht würde wie diese Locken, daß sie auf Flügeln des Windes dahingetragen würde über Land und Meer an's Ende der Welt — wo er nicht ist! — Wie sie früher seine Abwesenheit dazu benützte, sein Bild mit allen goldenen Strahlen der gegenstandlosen Jugendliebe zu verklären: so häuft sie jetzt mit eben der Gluth eines leidenschaftlichen Hasses alle schwarzen Schatten darüber hin — sie hätte sich den Busen aufreißen und sein Bild daraus vernichten mögen — o, unseliges Herz! so lange eine Faser an dir zuckt, kannst du es nicht los werden dieses Bild — darum stirb! wenn du zerschellst, zerschellt es mit. — Was regt sich dort? sie kommen! sie kommen! sie reißen Dich fort zum Altar! er faßt Deine Hand — weg, weg! — die Wogen schlagen an das Ufer, als lüden sie sie ein, in ihren Schooß zu flüchten — noch Ein Gedanke, der alle Welt und alles Unheil umfaßt — und sie liegt geschaukelt in den Armen des Stromes, bis sie unter der Eisdecke verschwindet!

Als der Morgen dämmerte, sprang die Mutter erschrocken auf, sie rief wieder: Veilchen, Veilchen! und wieder antwortet Niemand. Sie weckte das ganze Haus auf; draußen an den Fenstern glitzerten die Eisblumen im Frühlicht; der Vater fragte: ob der Rabbiner schon da sei zum „Bedecken" der Braut, und hörte, daß man Veilchen suche. Er kleidete sich nichtsdestoweniger feierlich an, war er ja wochenlange auf diesen Morgen vorbereitet; die Nachbarhäuser wurden auch aufgestört; zu allen Freundinen der Braut ward geschickt — Veilchen war nicht zu finden! — Die Männer hatten sich bei'm Bräutigam, der die Braut nicht sehen darf bis zur Trauung, eingefunden, man betete bei ihm das Morgengebet, der Rabbiner kam angefahren — aber Weinen und Wehklagen scholl ihm entgegen anstatt der Zimbeln und Pauken. Plötzlich ertönte vom Strom her, wo die Mägde an einem Eiseinschnitt ihre Geschirre wuschen, Wehegeschrei — man hatte Veilchen gefunden — aber todt — unter dem Eise. Der ganzen Gemeinde, den Eltern selber blieb es ein Räthsel, daß eine Braut, die am Morgen ihre Wünsche gekrönt sehen, ihren geliebten Mann bekommen sollte, den sie von ihrem Vater so lange ertrotzt hatte, in der Nacht vor diesem Morgen sich umgebracht haben sollte. Man bestürmte den Bräutigam um Aufklärung der Sache — er bekannte sich blind wie die Andern: aber er wußte in seinem Herzen, wie Veilchen seit der Stunde, da der Vater ihren Bund bewilligt hatte, wie verwandelt gegen ihren Geliebten war; sie verweigerte ihm Alles, was er sonst nicht erst zu fordern brauchte; sie floh ihn, wenn es Niemand bemerken konnte, sie konnte ihm nicht in das Auge sehen — die Liebe hatte sich in Haß und Abscheu verwandelt. Man verbreitete, sie sei verunglückt im Wasser;

aber Pyrkheimer war von der schmerzlichen Ueberzeugung durchdrungen, sie habe sich hineingeworfen.

Er verließ den Ort, man begegnete ihm bald darauf auf Pferdemärkten; — der Lehrer war ein Roßkamm geworden.

# Der Trutzian.

Der junge Erhard schien es von jeher darauf angelegt zu haben, die Erwartungen der Menschen zu täuschen; ganz Ottendorf hatte es dem alten Freischulzen prophezeit, aus dem Wildling werde nichts Rechtes werden; hatte Jemand eine Katze auf einem Brettchen angepicht den Bach kläglich jammernd herabtreiben gesehen — wer es gethan? der junge Erhard; erzählte der Schullehrer, ein Bursche habe sein verzärteltes Bübchen in der Mühle an den Füßen gepackt und mit dem Kopfe über das rauschende Mühlrad gehalten — wer war es? der junge Erhard! Hatte Jemand mit einem Steinwurf die Kirchenfenster eingeschlagen — so krabbelte gewiß ohne Zögern der alte Schulze sogleich in seiner Geldschublade, um den Glaser zu bezahlen — denn so hoch traf nur die geübte Hand seines Erhard! — Was Wunder, wenn der geringste Häusler so gut wie der Herr Papa den Kopf dazu schüttelten, als der Schulze seinen Sohn für's Studium bestimmte, wozu doch nur ruhige, ofenhockende Bürschlein zu taugen pflegen. Nichtsdestoweniger war der Erhard durch sechs Jahre unausgesetzt der erste Prämiant,

wiewohl er in den jedesmaligen Vakanzen seine gewohnten Stückchen forttrieb. Er war der einzige Sohn und hatte nach dem Tode seines Vaters das Freigut mit dem Schulzenamte, dazu noch eine Erbschaft von einigen Tausend Thalern zu erwarten.

Der Vater ließ die Leute reden und setzte auf seinen Erhard die größten, durch den unerwarteten Erfolg in den Studien wohlbegründeten Hoffnungen; er begnügte sich mit den zur Zeit pünktlich eingesandten Schulzeugnissen und hatte gar nichts dagegen, daß ihm sein Sohn nie eine Zeile schrieb, war er selber sein Lebtag ja auch nicht ein Freund von Reden gewesen und hatte seine Freude stets am Thun gehabt, was doch bei den meisten Menschen gerade umgekehrt der Fall zu sein pflegt. So starb er auch ohne seines Sohnes andere Gegenwart als die in seinen väterlichen Gedanken, denn er wollte es nicht zulassen, daß man jenen von seiner Krankheit benachrichtige.

Nun hatte man in Ottendorf was zu plaudern; der sagte, der Erhard werde seine Studien nicht aufgeben, er sei immer herrisch gewesen und strebe hoch hinaus; der Andere: der Erhard verstehe nichts vom Bauern, er müsse die Felder verpachten und da werde er schlecht dabei fahren; — so suchten sie für ihre Wünsche oder Gedanken die Beweise zusammen. — Aber wie ein Feldherrngenie die papierenen Pläne seiner Gegner mit einem kühnen Handgriff zerreißt, so war eines Tages der Erhard, wie er leibte und lebte, im Dorfe, auf seinem Freigut, hatte bereits seine luftigen Studentenkleider mit der massiven Bauerntracht vertauscht, sein langes Blondhaar hart an der Haut abgeschnitten und das leichte Spazierstöckchen mit einem derben Knüttel, die bernsteinerne Cigarrenspitze mit der kurzen Bauernpfeife

aus Birkenholz, den leisen Gelehrtentritt mit dem tiefspurigen eines festgegründeten Landmannes, der auf seiner eigenen Scholle einherschreitet, schnellfertig ausgewechselt. — Man machte gute Miene zum bösen Spiel, seine Weisheit so zu Schanden geworden zu sehen, und erschien in Sonntagskleidern rottenweise beim wohlbestallten Hause des neuen Freischulzen, sein Beileid wegen des Todten, seinen Glückwunsch dem Ueberlebenden darzubringen; aber mit langer Nase zog man von dem zweiflügeligen Hofthore wieder ab, denn da war mit viertelellenlangen Buchstaben Folgendes zu lesen: „Wer des Dorfes in Amtssachen mit mir zu thun hat, der öffne und trete ein; der lästige Besucher aber bleibe mir fern, sonst breche ich ihm den Hals. Erhard Schönlein m. p." — „Das ist deutlich genug," — „der fängt schön an," — „da war der Alte doch ein ganz anderer Mann;" — mit diesen Riechfläschchen, die sie einander unter die Nase steckten, erweckten sie sich gegenseitig aus ihrem ohnmächtigen Erstaunen.

Der reiche Peter, der zwei Wirthschaften besaß und Pferdegeschirr trotz dem Freischulzen, ein gar kluges Männlein mit Millionen Pfiffigkeitsfältchen um die Augen, sagte lächelnd zum Nachbar Georg, dem Nachtwächter: „Wächtergeorg, hier hast Du meine rechte Hand! Du wirst länger in Ottendorf blasen, als der Erhard bauern!" — „Wie käm' das, Vater Peter, he?" — „Wie's käm? hi, hi, hi! nu, wir haben ihm alle Taglöhner ausgedungen, er soll sich den Flachs selber jäten und das Korn schneiden — der Knirxs Wenzel, der Viehhirte, darf ihm auch nicht bleiben, so wahr ich schöneres Vieh habe als er!" — Zeitich früh standen zur Heuerntezeit, die im Gebirge viel später eintritt, die Bauern Ottendorfs neugierig in Gruppen um das

Freirichtergut her, sie schauten alleweil nach dem Thore, aus dem sie den Erhard selbst das Vieh treiben zu sehen hofften, und spaßten, daß er sich werde in vier Stücke theilen müssen, wovon Eines Hirte, daß andere Knecht, das dritte Magd und das vierte Schaffer heißen werde. Während dieser Reden krachte plötzlich das Hofthor in seinen Angeln und sprang auf: wirklich erschien Erhard selber, die Sichel in der Hand, und zog recht demüthig vor jeder Gruppe besonders die Mütze — ein Gekicher entstand, ein helles Gelächter und sogar einzelne Witzreden stachen ihm nach — aber noch war er nicht so weit, als man eines Hirten Ruf hört, als eine Schaar fester Kerle mit Sicheln und Gabeln aus dem Thore hervorbrach, rothwangige Mägde mit Grastüchern folgten plaudernd, und ihren ziemlich langen Zug beschloß die stattliche Herde, hinter der ein pfeifender Hirte die Thorflügel schloß, nachdem er den Hund mit čechischen Worten herausgerufen, der heute, weil ihm Alles fremd war, nicht recht d'ran mochte. Mit offenen Mäulern standen sie da die Bauern alle, welche die Zeit für ihre eigene Arbeit versäumt hatten, um ihrer Schadenfreude gütlich zu thun. Also Erhard hatte aus den čechischen Dörfern Pěčin und Slatina unvermerkt Taglöhner und Dienstleute heraufgebracht. Abermalige Enttäuschung des ganzen Dorfes.

Erhard hatte zuweilen ein Mägdlein in die Backe gekneipt, einem andern sogar einen Kuß gegeben, was doch von einem vierundzwanzigjährigen Burschen gar nicht zu verwundern ist; ja, des Peters Lisla, obwohl eines Feindes Tochter, hatte er auf dem Badersteige über einen Sumpf getragen. Darum war im Dorfe unterschiedliche Rede. Der sagt: der Erhard nimmt die Peterstochter, — ein Anderer: er heiratet gar nicht aus der Gegend, sicher habe er in der

Stadt irgend eine vornehme Liebe — ein Dritter: er scheine auf des Schullehrers Agnes ein Auge geworfen zu haben; — die betheiligten Schönen selber mochten sich wohl schon als Freischulzinen denken und kokettirten auf ihre Weise durch Verschämtthun, durch Ausweichen, wenn er ihnen auf der Wiese entgegenkam u. s. w. Erhard hatte ein scharfes Auge auf alle Dinge und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Meinungen zu bestärken, so daß man am Ende doch nicht recht klug aus ihm werden konnte. — Schon hatte der Winter das Dorf verschneit, hie und da gefährliche Windwehen zusammengewirbelt, schon hatten die Dreschflegel ihren melancholischen Dreischlag beendigt und die Rockengänge begonnen: als von Haus zu Haus, nothdürftig in unzureichende Gewänder gehüllt, eine weibliche Gestalt betteln ging, deren Alter wohl kaum sechzehn Jahre betragen mochte; ihre Gesichtsfarbe stach nicht sehr vom Schnee ab, und wenn sie den blassen Mund öffnete, um gierig das dargereichte Brod zu essen, kamen zwei Reihen der niedlichsten Zähne zum Vorschein, die wohl auf feinere Kost berechnet waren. Sie war sehr scheu, denn man pflegt junge Leute, wenn sie um etwas bitten, barsch anzufahren und auf's Arbeiten, das jederzeit seinen Mann nährt, zu verweisen. Sie sprach auch bei Peter ein, dessen schönste Kuh eben erkrankt, dessen Laune daher eben nicht die Geberlaune war. „Bettelvolk! nichts da! geh' hinüber zum Nachbar Erhard, der ist ein Junggeselle, der wird Dich gerne sehen!" — So spottete der Harte ihrer, sie verstand ihn aber nicht ganz, sondern flüchtete nur vor seiner rohen Stimme und der heftigen Geberde so schnell sie konnte aus dem Hause, trat wirklich in ihrer Unschuld in den Freischulzenhof und öffnete die eichene Stubenthür mit zarter Mädchenhand.

Es dunkelte bereits, denn des Gebirges Tage sind halbe Nächte; Erhard war im Zeichnen einer selbsterfundenen Dreschmaschine begriffen und wußte ziemlich lange nichts von der Anwesenheit des armen Kindes; sie machte ihn endlich durch die zaghafte Erzählung dessen, was im Nachbarhause ihr geschehen war, auf sich aufmerksam e fing, indem sie Peters Worte wiederholte, bitterlich zu weinen an. „Du sollst zum Erhard gehen, der sei ein Junggeselle, und werde Dich gerne sehen," sagte er so? nun bei meiner Seele! er soll wahr gesprochen haben! komm' her, liebes Kind, setz' Dich her zu mir auf die Bank, ich werde Licht machen." Sie that nach Befehl, wußte aber nicht, was er eigentlich damit sagen wolle. Beim Lichte ruhte sein großes blaues Auge, über dem die Augenbrauen ineinandergewachsen waren, mit sichtlichem Wohlgefallen auf der edelangelegten Mädchengestalt, die sich ruhig neben ihm niedergelassen hatte. „Mädchen, wie ist Dein Name?" — „Auguste!" — „Woher bist Du?" — „Aus Liebenthal." — „Hast Du noch Eltern?" — „Nein! mein Vater starb, als ich erst ein Jahr alt war, und die Mutter hab' ich im letzten Herbst begraben." — „Hast Du Geschwister?" — „Ich war meiner Eltern einziges Kind und dennoch zu viel!" — „Was zwang Dich zu diesem letzten Gewerbe?" Sie erröthete und sprach: „Meine Mutter hat mir keinen Groschen hinterlassen, vielmehr mußte ich noch einige Schulden berichtigen; zum Arbeiten bin ich zu schwach und als Kindermädchen hab' ich noch keinen Dienst gefunden; aber könntet Ihr mich als Ziegenhüterin brauchen, ich will ihnen nachklettern auf alle Felsen und soll mir keine zu Schaden kommen!"

Erhard lächelte und hieß die Groß-Magd sie über die Nacht zu sich nehmen; er wollte des Morgens schon weiter

mit ihr reden. Bei dem Sturm, der draußen heulte, mußte dem unglücklichen Mädchen das Anerbieten sehr angenehm sein; sie wollte ihm die Hand küssen, nicht in sklavischer Gewohnheit, sondern aus wahrer Herzensdemuth. Früh befahl Erhard, Auguste möchte das Frühstück besorgen, Auguste es auftischen; sie that das Befohlene gewandt und zierlich; hatte sie ja durch vier Jahre ihrer kranken Mutter Alles verrichtet, und anhaltender Uebung folgt Grazie in jeglicher Arbeit. Hierauf mußte sie vor seinen Augen spinnen, er hätte lieber selbst der Flachs in ihren Händchen sein wollen: das las man in seinem Blick, der dem tanzenden Rädchen leuchtend folgte. „Aber wie, Kind," sagte er, „wenn Du das Alles so hübsch verrichten kannst, warum Dich nicht damit ernähren?" — „Ja, lieber Herr Freischulze, nicht Jeder sagt, daß ich's hübsch kann; man probirt's gar nicht mit mir, man sieht mich nur so an und schickt mich fort." — Das gefiel ihm, es ließ sich nichts einwenden. Nach einigen Tagen, in denen er das Mädchen in verschiedenen Situationen beobachtet und dieses ihm immer mehr gefallen hatte, denn es konnte die Wahrheit kein gediegeneres Gold geben, sagte er zu ihr, indem er ihr auf die schon geröthete Wange ein Plätschchen gab: „Weißt Du was, Schätzel, ich heirat' Dich, und da gilt kein Peter und kein Paul, nicht umsonst heiß' ich der Freischulze von Ottendorf. Sonntag ist die erste Aufbietung, abgemacht!"

Wirklich war drei Wochen darauf Auguste die angetraute Gattin Erhards, des Freischulzen, zum großen Erstaunen, Bedauern und Aerger der Welt, zur Verzweiflung der anwartenden Bauerndirnen. Peter erinnerte sich seiner Hohnworte, und im Stillen gab er ihnen die Schuld am Tode seiner Kuh. Nun tröstete man sich mit der Hoffnung,

das könne kein Gut thun, die Bettlerin müsse früh oder spät vom reichen Erhard fortgejagt werden, der verstorbene Freischulze werde sich im Grabe umkehren, er werde „umgehen" und die Mitternächte seines aus der Art schlagenden Sohnes beunruhigen. Man erzählte Geschichten, wie reich die Bettler alle von der Auguste beschenkt würden, und legte ihr dieses keineswegs zum Guten aus, was man im Hinblick auf die Hoffart der gewöhnlichen Emporkömmlinge und die Härte gegen Ihresgleichen doch hätte thun sollen; man trachtete dem Gatten solche Verdächtigungen beizubringen und staunte, ihn sehr froh darüber zu finden. Der todte Freischulze rührte sich nicht, es blieb Friede im Hause, sie lebten wie die Tauben. Nun aber raunte man hie und da boshaft lächelnd einander in die Ohren, die Bettelschulzin sei unfruchtbar, wenn binnen Jahr und Tag sich kein Kind ergäbe, werde der Erhard böse werden und sich scheiden lassen. Als ob Gott mit nichts Anderem zu thun hätte, als die Erwartungen der Ottendorfer zu enttäuschen, genas Auguste alsbald eines Knäbleins voll Schönheit, dem ward von seinem Vater der Name Trutzian zum abermaligen Kopfschütteln der Welt, die natürlich das Kind schon mit des Vaters Taufnamen: Erhard beschenkt hatte. Der Pater wollte einschreiben „Kilian", da der Name Trutzian nicht unter den Heiligennamen zu finden sei, aber Erhard ließ sich's nicht nehmen ihn Trutzian einmatrikeln zu lassen, denn er behauptete, ein Mensch, der so hieße, müsse jeden Augenblick, wenn man ihn riefe, gemahnt werden, seinem Namen keine Schande zu machen.

Erhard hatte den alten Schlendrian der Ottendorfer Bauern verlassen und ganz neue Wege der Agricultur betreten; er düngte nicht so tief, er kalkte nicht so häufig, er führte Dreschmaschinen ein, er versuchte das und jenes, man war

in der ganzen Gegend nicht gut auf ihn zu reden, man behauptete allgemein, er müsse sich ruiniren, sein Vater habe auch was verstanden und wäre doch nicht von der gemeinen Bahn seitab gewichen. — Bei Alledem aber ward Erhard fett und fetter, seine Felder standen im blühendsten Zustande, sein Hof erweiterte sich, sein Vieh sah herrschaftlich aus, und Jedermann schätzte sich glücklich, der in seinem Dienste stand. Man vertröstete sich von Jahr zu Jahr, aber sein Sturz wollte nicht kommen. Vielmehr wuchs auch seine Familie zu vier Söhnen und zwei Töchtern an, lauter Trutziane, die ihrem umsichtigen Vater auf den Wink gehorchten, und an denen ihre immer frischblühende Mutter große Freuden erlebte. Man nannte sie zwar hie und da die Bettelkinder, aber der bekam sicher ein Loch in den Kopf, der es Einem von ihnen in's Gesicht zu werfen wagte. Einstmals ward Vater Erhard gefährlich krank; nun sei keine Hoffnung zum Aufkommen mehr, hieß es, aber nichts desto weniger stund er wieder frisch und gesund auf. Als vor einigen Jahren Geschworne für das Kreisschwurgericht in Königgrätz gewählt wurden, nahm sich fast jeder Ottendorfer vor, den Erhard nicht zu wählen; aber es fiel kein Anderer aus der Urne — als eben Erhard, denn mit oder ohne ihren Willen mußten sie ihn wählen, da er weitaus der Gescheiteste unter ihnen war. Im vorigen Jahre starb er. Einige wollten ihm zu Ehren Böller abfeuern; aber noch im Grabe waren sie neidisch auf ihn und gaben es nicht zu: da erhob sich, als eben der Sarg in die Gruft gesenkt ward, ein Gewitter, und ihm zu Ehren donnerte der Himmel.

# Der Onkel aus Petersburg.

Viele Jahre heißt es schon in Rosenthal: der Petersburger Onkel kommt! Einer frägt den Andern: „Woher weißt Du's?" — „Ich hab's vom Spitzwirth!" so genannt, weil er an der Spitze des Städtchens sein Wirthshaus hat; man geht zu diesem: „Woher hast Du's?" — „Ich hab's vom Buchbinder!" Man geht zum Buchbinder, dieser hat's vom Schullehrer, und der letztere hat es vom „Rubel", einem Tischler, so genannt von den Rubeln, die ihm sein Bruder, der Petersburger Onkel, zu schicken pflegt. Der „Rubel" aber weiß es nicht anders als durch den Postboten, der ihm gesagt, man habe in Reichenfeld einen Brief aus Prag erhalten, der Onkel sei schon mit seiner Frau und Tochter auf der Reise. Das Gerücht bestätigt sich, er ist schon von Wochenmarktfahrern in Reichenfeld gesehen worden — das Städtchen hält den Athem an; der Küster läßt beim Pfarrer fragen, ob er die Glocke ziehen solle, wenn er seinen Einzug in Rosenthal halten werde. Der Spitzwirth hat's gut, er muß ihn kommen sehen; der „Rubel" geht in Gloria einige Tage, die Hände auf dem Rücken, umher im Städtchen, faßt Jeden, dem er begegnet, zutraulich herablassend beim

Knopf und verkündet mit strahlenden Blicken: Er sei nunmehr schon über den Klauseberg; seine Zunge lallt nicht wie gewöhnlich, wenn die Geister des Geistes sie gefesselt haben, daß er im Rausche nicht Geheimnisse verrathe — nein! er hält sich mit Bewußtsein nüchtern, sein Weib hat ihm ja gedroht, ihn todtzuschlagen, wenn er Spektakel machen wolle, so lange der Petersburger Onkel da sein werde; sie hat ein Stübchen, das auf den Ring hinausgeht, für ihn nett vorbereitet; aber sie zittert, man werde sie ausstechen, denn der Herr Bürgermeister bereitet sich auch vor, der Buchbinder nicht minder, ja und am ehesten der Spitzwirth.

Dieser sitzt zwei Tage lang mit einem Fernrohr auf dem Gipfel seines Daches und späht auf dem Wege nach Reichenfeld unermüdlich — jetzt, das muß er sein! Er stürzt athemlos herab — vergebens, es war ein Wagen aus dem Schlosse. Und wieder steigt er hinauf, bis er endlich wirklich kommt. Er fällt den Pferden in die Zügel, beschwört, bittet, droht, der bleiche, lange, hagere Mann im Wagen macht ein sehr saures Gesicht, aber er steigt ab und führt seine Frau und seine Tochter, ein rothbackiges, lebhaftes Mädchen von siebzehn Jahren, in das Spitzwirthshaus. Man will ihnen sogleich auftischen, aber der Onkel weist gelinde ab und bittet um ein Zimmer, wo man ausruhen könnte; man führt sie in ein wohleingerichtetes Zimmer im ersten und letzten Stock. Der Spitzwirth sinkt auf einen Sessel in eine Art Lethargie von der übermäßigen Anspannung aller Leibesgeister. Die Lüfte scheinen die Kunde weiter getragen zu haben, denn bald ist der „Rubel" da, gleich hinter ihm der Buchbinder mit seinem hoffnungsvollen Sohne, den er an der Hand festhält, ihn gleich präsentiren zu können; vor dem Wirthshause muß der Sohn einige Scharrfüße machen zur Probe.

Hinter diesen kommt gleich der „Hundeton", so genannt von den Hunden, welche ihm herdenweise nachbellten, — er ist bleich, ein Mann mit struppigem Haare und einem langen Stab in der Hand, — er war eben noch krank von dem Spiritus, den man ihm statt des ordentlichen „Ordinären" eingegossen, der Petersburger Onkel sollte ihn vollends kuriren. Hier kommt ein Müller, der einst den Onkel auf den Armen getragen; dort schnatternde Muhmen und weitschichtige Vettern. Das Alles harrt unten im Gastzimmer, während der Spitzwirth in seinem süßen Schlafe liegt und von Lorbeern und Rubeln träumt, während die Wirthin mit den Mägden in der Küche bäckt, kocht, siedet und ein bläulicher Duft das Haus würzig athmend durchströmt.

Er kommt, der große Moment! Man hört die Treppe herabsteigen, die Steine am Vorhause schallen, die Thür geht auf — da stürzen der Buchbinder mit seinem Sohne, mit den Füßen wild ausschlagend, heran, da fliegen ihm die Vettern und Muhmen, Hundeton, der Müller u. s. w. entgegen, packen ihn, küssen ihn, drücken ihn, schreien Alle durcheinander: „Willkommen, Herr Vetter aus Petersburg!" Hundeton sagte leise, aber bestimmt: „Rubel!" Man winkt ihm, man zieht ihn am Rock, man pufft ihn in den Rücken, er steht fest, lächelt und sagt lauter: „Rubel!" Die Leute wissen nicht vor Scham, was sie thun sollen (denn sie sahen ihres Herzens tiefsten Wunsch an's Licht beschworen) und packen Hundeton sachte am Kragen. „Was ist das?" fragt der Onkel lächelnd; „ach! das ist ja Anton!" und reicht ihm freundlich die Hand, die Vettern und Muhmen raunen einander laut zu: „Wie er herablassend ist! so ein großer Herr und nicht ein Grümpchen Hoffart!" Hundeton aber sagt: „Rubel!" — der Onkel gibt ihm auch einige Silberlinge,

aber ehrliches, österreichisches Geld, was den Vettern und Muhmen gar nicht recht gefallen will. Der Buchbinder führt nun seinen Sohn auf, dessen Hirn sich gänzlich in den Hinterkopf zurückgezogen hatte, um in der Einsamkeit zu überlegen, was besser schmecke: eine geräucherte Wurst oder ein Stückchen Schweinefleisch mit Sauerkraut — die Stirne war durchaus nicht zu entdecken — er macht einige Kratzfüße und der Vater noch mehr. „Na! aufgeschossen!" meint der Onkel, „was soll er denn werden?" — „Nu!" meint der Buchbinder, „ich, für meine geringe Person habe ihn für das Studium bestimmt; es kommt darauf an, ob der Herr Vetter damit einverstanden ist!" — „O, ich bitte, ganz und gar!" erwidert der Petersburger Onkel, und macht Halbrechts, um ein Lächeln zu verbergen.

Hierauf präsentirt sich der Müller als einen einst auf den Armen Getragenen. „Sie sind ein ganzer Mensch geworden!" — „O, ich bitte, Herr Vetter, sagen Sie nur: Du bist ein ganzer Mensch geworden! 's klingt viel besser!" (der gute Mann glaubte, es klingt wie Rubel.) Jetzt kömmt „der Rubel", des Onkels Bruder, vornehm hüstelnd, ganz steif herab aus dem ersten Stock, nimmt hier einen Vetter, der ihm unlängst ein „Stamperl" hat einschenken lassen, unter den Arm und führt ihn hinauf zur Frau Muhme und dem Fräulein; so sieht sich der Onkel bald dem Buchbinder und seinem den Musen geweihten Sohne in schrecklicher Einsamkeit gegenüber; er erkundigt sich, absichtlich ausweichend, nach fernliegenden Dingen, aber immer hält der Vater den Sohn an der Hand und führt ihn vor wie zur Quadrille, und dieser scharrt wie ein Schlachtroß. „Mein Sohn" — stottert der Alte endlich — „Ihr Sohn — ja, ist sehr gewachsen, stark geworden, muß vortrefflich sein für

eine anstrengende Profession!" — „Profession!" schreit der Buchbinder entsetzt, und der Sohn scharrt und ruft auch: „Profession!?" — „Herr Vetter vergessen — er soll studiren!" — „Ah, was Sie da sagen! das kostet ja viel Geld!" — „D'rum eben! wir meinten, Herr Vetter —" — „Nun, was meinten Sie?" — „Daß wir in Petersburg einen Gönner haben würden!" schmunzelt der Vater und der Sohn schmunzelt nach: „Ja, einen Gönner!" — „Meinen Sie den Kaiser Nikolaus?" — „Ach nein! Herr Vetter scherzen — wir glaubten, der Herr Vetter —" — Hier ward die Audienz durch einen neuen Besuch unglücklicher Weise aufgehoben, scharrend entfernten sich Vater und Sohn.

Nun ging es zur Kirche. Der Ring war voll von Aufwartenden; man erwartete, der Onkel werde in der Kirche die Orgel spielen, denn er war, hieß es, Kammermusikus beim russischen Kaiser; das Mädchen sollte singen auf dem Chor. Endlich gingen sie, begleitet vom Spitzwirthe, den man mit Blicken gern getödtet hätte, vom „Rubel" und dem Letztangekommenen, der ein Jugendfreund des Onkels war, zur Kirche — der Buchbinder und Sohn schlossen sich dem Zuge an, und sobald der Onkel sich ein wenig zurückwandte, zogen die Beiden die Hüte und scharrten mit den Füßen. Man staunte, daß die Frau aus Rußland auch die Nase in der Mitte des Gesichtes hatte, und daß sie nicht in pures Gold gekleidet war; die Bürgermädchen paßten genau auf den Kleiderschnitt der Tochter, um gleich so ein Kleid zu bestellen; „Rubel" wandte sich nach rechts und links und grüßte statt des Herrn Bruders.

Auf dem Rückwege fragte der Onkel nach einem im Städtchen lebenden Poeten, von dem er Manches gelesen und über den er in der Residenz günstig urtheilen gehört

hatte; man staunte mit offenen Mäulern, daß der Petersburger Onkel den Menschen besuchen wolle, von dem man gar nicht wußte, was er denn eigentlich wäre! Der Spitzwirth hielt sich seinem Gaste eng an die Fersen und kam mit hinauf in das Dachstübchen des Poeten, wo kein anderes Möbel war, als ein Tischchen mit einem Blumenstrauß darauf und einigen Büchern, ein Sessel und ein Bett; der Poet mußte stehen, damit sein Gast sich setzen könne, der Spitzwirth stemmte sich mit den Elbogen an den Sesselrücken des Onkels. Dieser begann mit dem Poeten französisch zu sprechen, der Spitzwirth spitzte die Ohren und riß den Mund auf. „Sie wohnen hier sehr bescheiden!“ sagte der Onkel.

„O, ich bin ganz glücklich!“ erwiederte der Poet, „dort in weiter Ferne sehe ich die blauen Berge, den Vermählungskuß des Himmels und der Erde, grüne Wiesen ziehen sich bis zu meinem Fenster, die Bäume des Kirchhofes rauschen, Schwalben und Bienen fliegen bei mir ein und aus, ich fühle mich glücklich!“

„Ich beneide Sie!“ sagte der Onkel mit einem Seufzer; „sehen Sie mich an, man hält mich für glücklich und nicht einmal das Glück eines Wanderburschen läßt man mich genießen, der nach mühevoller Wanderschaft in die Heimat zurückkehrt. Das Eis Rußlands legte sich kalt um meine Seele, die Sehnsucht erwachte in mir, all' die gewaltsam zurückgebannten Ströme des Gemüthes einmal zu befreien. Ich wollte meine lieben Berge wiedersehen, wo das Wort nicht auf der Zunge erschrickt, wo die Brust frei athmen darf, wo die Herzen wärmer schlagen — ich träumte von dem Empfange, den mir meine Jugendgefährten bereiten, von der Auferstehung, welche meine Seele feiern würde —

und was fand ich? Eigennutz, nichts als Eigennutz! man erwartet kalifornische Schätze von mir; Jeder, auf den mein Auge sieht, will Geld! Da kam ein alter Freund zu mir; ich jauchzte im Herzen: Nun, der wird's doch aufrichtig meinen! Ich fand ihn aber zurückhaltend, sparsam mit Worten, kalt; ich bemerkte, daß seine Kleider etwas abgetragen sind und machte ihm mit der Frage Muth, ob ich ihm mit Etwas dienen könne? Er rückte nun mit der Sprache heraus, denken Sie nur, er hat gehofft, ich werde ihm tausend Gulden geben können, Schulden zu bezahlen und sich wieder auf die Beine zu helfen! Ich gab ihm ein mögliches Geschenk — enttäuscht zog er sich zurück; mein Herz blutete mir. Von sechs Meilen Entfernung her bekomme ich Boten mit Briefen, welche alle Ein Wort aussprechen: Geld! Schon ist Ebbe in meiner Tasche, kaum werde ich auf die Rückreise genug haben; sogar Hundeton geht mir nicht von den Fersen und ich fühle mich hundert Mal unglücklicher, als in Petersburg!"

Der Spitzwirth verstand die Wörter „Hundeton" und „Petersburg" und sagte gleich überall herum, der Onkel werde Hundeton nach Petersburg mitnehmen, was wie ein Lauffeuer durch das Städtchen ging. Nur Hundeton wollte nichts davon wissen, er sagte: „Nicht Petersburg — Rubel!"

Der arme Onkel mußte sich im Spitzsaale an einem Sextett betheiligen; er strich die Geige und mußte sich von den Leuten loben hören, die ihm das Trommelfell zerrissen mit ihren Mißtönen; stumm saß er da, bleich, mit zusammengezogenen Brauen; seine Tochter zeigte an einem anderen Tische den Vettern und Muhmen ihre Zeichnungen und machte sich recht fein lustig über sie; die alte Frau sprach mit einer wirklichen Muhme, welche weinend vor

ihr stand und von den Wohlthaten redete, die sie schon von ihr erhalten, um neuen entgegen zu gehen. Ein junger Arzt beschäftigte sich um die siebzehnjährige Russin, welche in Petersburg ein Haus erben sollte — der Onkel schoß grimmige Blitze auf ihn, die er nicht sehen wollte, und legte endlich mitten im Spiel die Geige weg, stand auf, ging aus dem Saale und hinauf in sein Zimmer, wo er hinter sich absperrte, sich in einen Großvaterstuhl warf und heiße Thränen weinte.

Plötzlich sprang etwas an ihm empor, leckte seine Hände, sein Gesicht und bellte fröhlich wie in einzelnen Posaunenstößen — er sah den Hund an, fuhr über die Stirne — „Mein Gott!“ rief er aus, „das ist des alten verstorbenen Schullehrers Hund, der mich immer begleitete, als ich hier Schulgehilfe war! — Also du bist das einzige Wesen, das ohne Egoismus sich meiner erinnert, das sich wahrhaft meiner freut? Oder willst auch du etwas von mir?“ — Der Hund legte seinen Kopf in den Schooß des Onkels und muckste nicht, wie im Hafen der Glückseligkeit.

Der Onkel beschleunigte seine Abreise; der Spitzwirth machte ihm eine große Rechnung mit aller Freundschaft, sein Bruder, „der Rubel“, trank Eins zu viel aus Verzweiflung, daß er zum Mittagessen beim Doktor nicht auch geladen war, und machte dem armen Musikus noch mehr Verdruß, wofür ihn sein Weib ohrfeigte; der Buchbinder mit seinem Sohne harrte aus, bis der Onkel im Wagen saß und beide scharrten mit den Pferden zugleich; der Doktor trug sich zur Begleitung an und machte beim Fräulein den Ritter; Hundeton ward nicht mitgenommen nach Petersburg, wohl aber der Hund, welcher sich dem Onkel allein ergeben gezeigt hatte — bitter enttäuscht fuhr er davon,

enttäuscht war das Städtchen Rosenthal. Der Poet sah lächelnd dem Abschiede aus seinem Dachstübchen zu und sagte laut zu sich selber: „Der arme Mann wollte die Poesie in der Wirklichkeit finden! mir freilich ist sie poetisch, diese Wirklichkeit — weil ich hier oben ruhig stehe und Diese belachen, ihn traurig belächeln kann — ohne Aergerniß!"

# Der Jäger auf den Bergen.

## I. Im Ausgeding.

Die Sonne ist hinter dem Berge, die Klause hörte die Nacht herannahen mit leisem Ohr und scheint sich zu sputen, der Himmel neigt sich über das Thal herab, gleich der Mutter über die Wiege des Kindes. Dunkel ist es in der Hütte, man sieht das Mütterchen fast gar nicht, das auf der Ofenbank sitzt, mit dem immer regen Fuße das Rädchen schwingt und bisweilen nickt und nickend fortspinnt, gleich der Parze; graues Haar entweicht dem festgebundenen Kopftuch in ungeordneten Flocken und bringt einigen Fluß in das knöcherne starre Gesicht; der Seiger allein spricht hier und scheint mit seinem melancholischen Tiktak das Schweigen zu messen; die Katze, welche träge auf der Ofenbank in sich zusammengerollt liegt, erhebt bisweilen niedlich den Kopf und blickt neugierig auf den Pendel der Uhr und auf den nickenden Kopf der Alten, dann dehnt sie sich wieder in gleichgiltigem Behagen.

Plötzlich ertönen draußen die Steine des Vorhauses, die Thüre knarrt, die Alte fährt erschrocken empor. „Wer ist da?" und blickt ängstlich nach der Thüre.

„Ruhig, Mutter!“ erwiederte eine tiefe Stimme, „ich bin's und — mein Weib!“

Die Alte fährt empor. „Dein Weib? — willst Du mich schrecken, Tonla?“

„Mutter, es ist mein Weib! ich komme aus Katscher von der Trauung!“

Er zündete eine Schleiße an und legte sie hart an auf der Ofenbank, wo die Mutter gesessen, in den Halter; die Flamme knisterte, als spräche sie ja; die Alte schlug ihre dürren Hände zusammen, als sie wirklich ein Weib sah in Feierkleidern, das eben sich bequem machte und das große rothe Umhängtuch auf die Stangen am Ofen hängte.

„Jesus, Maria, Josef!“ schrie sie entsetzt und starrte dem jungen blauäugigen, aber rothbackigen Weibe in das Angesicht, als sähe sie ein Gespenst.

„Nu, nu,“ meinte die Junge, „ich komme ja gerade nicht aus dem Beinhäuschen — braucht nicht solche Augen aufzureißen.“

Die Alte aber verstand nur die halben Worte. „Häuschen?“ fragte sie zornig, „reißen? mich aus meinem Häuschen reißen! eher sollst Du auf dem Mist krepiren!“

„Stille!“ schrie der sonst sanfte Anton und ballte die Fäuste; er hatte seinen langen Rock ausgezogen und stand da in weiten, blühendweißen Hemdermeln, recht häuslich.

„Ich will nicht stille sein!“ sagte die Alte, zwischen ihn und sein Weib tretend, „ich bin hier Herrin im Haus! mich kennen die Balken besser, als Dich! wenn ich rede, horcht jeder Nagel in der Wand!“

„Ihr habt hier nichts zu befehlen, Mutter!“ schrie der Sohn. „Ihr habt hier nichts zu schreien! Ihr seid nur im Ausgedinge!“

„Warum hast Du mir die da in's Haus gebracht! ich hab' Dir ja versprochen, Dir soll kein Knopf am Hemde fehlen, und keine Schnitte in der Suppe, nur keine Fremde in's Haus!"

„'s ist ja keine Fremde!" lächelte Anton, „'s ist ja mein Weib!"

„Sie soll fremd sein und fremd bleiben!" sagte die Mutter, indem sie die Thüre aufriß und sich, mit dem Gesichte gegen das Zimmer gewandt, hinstellte, als sinne sie auf einen ungefährlichen Rückzug. — „Ihr Leib soll verflucht sein, wie ein alter, verdorrter Baum, der keine Früchte trägt, mag's auf ihn regnen oder schneien; traurig soll ihr Leben sein, wie sie mir meines macht, sie soll nicht schlafen können vor Aechzen und Weinen Tag und Nacht. Amen!" — Hierauf schlug sie die Thür heftig zu, daß die Schleiße erlosch; das junge Paar stand da wie versteinert; der Seiger pickte, das Kätzlein schnarrte, man hörte das nächtige Rauschen der Klause — endlich mischte sich ein lautes Weinen hinein — es war die Stimme der Marie, welche sich auf den nackten Boden verzweiflend hinwarf und ihn mit ihren Thränen benetzte.

## II. Iß von den nackten Wänden!

Spät in der Nacht hatte sich die Mutter wieder leise hereingeschlichen, aber die verdammte Thür knarrte, als wiederholte sie den gestern hart an ihren Ohren ausgesprochenen Fluch. Das Pärchen stieß einen Seufzer aus und schlief weiter. Mütterchen aber hatte Sand im Auge, drehte sich gegen die Wand, aber da war es ihr, als sähe das Muttergottesbild zornig auf sie; sie wandte sich schnell wie-

der und zog die Decke über den Kopf; plötzlich war's, als spränge etwas auf's Bett! sie fühlt's auf den Füßen, immer weiter hinauf, es lagert sich warm auf die Brust — Mütterchen spricht ein Vaterunser — es fängt an zu spinnen — „Jesus, Maria, Josef! das ist der Teufel!" Nun warf sie das unschuldige Kätzlein, das nicht wußte, wie ihm geschah, mit aller Kraft von sich, sie hatte vergessen, daß es allnächtig zu ihr in's Bett komme. Nachdem sie eine Stunde so schlaf- und ruhelos dagelegen, setzte sie sich im Bette auf, „und das ist jetzt!" murmelte sie, „wo's noch keine Kinder im Hause hat! — Schon recht! ich hab's ihnen verthan!" darauf kroch sie mühsam aus dem Bette, setzte sich an ihren alten, abgesessenen Platz auf der Ofenbank neben die Katze, nahm in der finstern Nacht das Rädchen zur Hand und trippelte mit dem Fuße, netzte mit den magern Fingern, murmelte mit den Lippen, nickte mit dem grauen Kopfe.

Das junge Weib war mit der Lerche wach, denn der erste Tag ist das Vorbild aller übrigen; lustig prasselte das Feuer auf dem Herde; die Balken des Häuschens knisterten, als freuten sie sich der frischen Herrin, welche ab und zu sprang, als wäre sie nicht dieselbe, welche zur Nacht weinend auf dem Boden gelegen. Der Schlaf war wie ein feuchter Schwamm über ihre Herzenstafel gefahren, und ausgelöscht waren die bösen Ziffern des Fluches. Auch Anton erhob sich, sah erst eine Weile aus dem Bette seinem „höll'schen Weibe" mit einem frohen Lächeln zu, bis sein Auge auf die spinnende Parze fiel; das Lächeln verzog sich zu einem schmerzlichen, grimmigen Ausdruck.

„Das Frühstück ist fertig!" klatschte Marie in die Hände; „ich hab' Chokolade gekocht, Tonla! mein Pathe hat mir welche in die Tasche gesteckt — es ist nichts zusammen-

geronnen, nichts angebrannt, nichts ausgelaufen, nichts zerbrochen, und wie es heute ist, so wird's alleweil sein unsere Lebtage lang!"

Die Sonne warf durch die kleinen Fensterchen ihre goldenen Strahlen herein auf den mit einem rothen Tuche gedeckten Tisch und auf die lachenden Gesichter, die Chokolade ward erst in einen großen Topf gegossen.

„Der ist für Tonla!" lispelte die geschäftige Marie, dann goß sie in einen andern Topf, der ziemlich bei Jahren zu sein schien, denn er hielt nur noch mühsam durch Draht zusammen. „Das für — (sie besann sich eine Weile, wie sie die Alte nennen sollte) die Grule (Großmutter)" — sie nahm den Topf mit beiden Händen, sonst wäre er ihr in der Hand geblieben, und trug ihn auf die Ofenbank hin für die Mutter, welche zum Bach hinausgegangen war, sich zu waschen. Sie trat ein, sich das Gesicht mit einem ihrer Röcke trocknend.

Anton schielte über seinen Topf auf sie neugierig, ja innerlich triumphirend hin. „Siehst Du, was ich da für ein Weib heimgebracht hab'," so lächelte sein Auge; „Du hast ihr heute vor der Brautnacht geflucht — und am Morgen gibt sie Dir zu essen! und gar von der Pathenchokolade! sonst hast Du nur eine Wassersuppe!"

Die Alte machte sich in der Stube zu thun, als sähe sie den Topf auf der Ofenbank nicht.

„Grule! dort ist für Euch was!" sagte Marie furchtsam. Die Alte hörte nicht; nun sagte Tonla sehr laut: „Horcht, dort habt Ihr Chokolade!"

Nun schoß die Alte einen grimmigen Blick auf den Topf, dann auf das Paar noch einen grimmigeren und sagte: „Glaubt Ihr, daß ich dadurch kuschen werde, nein! was ich

gestern gesagt hab', das gilt auch heute und morgen und alle Tage! ich brauch' Eure Kolate nicht!" Hiermit nahm sie die Thürschnur in die Hand und ging hinaus.

Stumm saß das Paar da bei der Chokolade, endlich sagte Marie: „Deine Mutter ist doch ein bös Gezeuge!"

„Eine Hexe ist sie!" schrie Anton grimmig und sprang auf, daß Marie erschrak; „ein eingefleischter Teufel ist sie! — Aber höre, Marie! wenn Du ihr noch einen Bissen gibst, erwürg' ich Dich! Sie soll von den nackten Wänden essen, so wahr ich Anton Schindelmayer heiße!" — Hiermit setzte er sich an den Webstuhl, arbeitete mit Händen und Füßen, schwieg und ließ das Weberschifflein reden und die knarrenden Tritte. Zu Mittage mit dem Schlage hörte er zu wirken auf und setzte sich zum reinlich gedeckten Tische, wo Suppe, Fleisch und Klißlan (Klöße) in einer Schüssel friedlich zusammen waren. „Ja, aber das ist ja zu gut!" sagte mit vollem Munde Tonla.

„Weil's der erste Tag ist!" antwortete Marie und sah ihrem Manne mit Freuden zu. „Schmeckt's?"

„Wart ein Bißchen, bis ich fertig bin!" Als er fertig war und die Schüssel so rein, als hätte sie die Katze ausgeleckt, gab er Marien einen Schmatz, daß die Scheiben klirrten. „Das hat geschmeckt!"

Hierauf setzte er sich etwas gewichtiger auf den Schämel und weiter ging's mit Händen und Füßen, während Marie mit dem Scheuern des Gefäßes beschäftigt war; als es glänzte, wie frisch gefallener Schnee, ordnete sie es auf den Schrank und konnte sich nicht satt sehen d'ran. Und als sie damit fertig war, sagte sie: „Tonla, Du wolltest ja mit der Lemd (Leinwand) zu Markte gehen?"

„Aber ich will das Schöckl noch fertig bringen!"

„Geh Du nur, ich werd's schon voll machen!"

Anton machte keine Komplimente, stand auf, ließ das junge Weib Platz nehmen, war sie ja auch eines Webers Tochter! nahm die Leinwand auf den Stock — „in Gottes Namen!" rief ihm Marie nach und er war schon auf dem Wege, hörte freudig das Rauschen des Webstuhles unter den Füßen seiner Marie. Sie aber ward in ihren Gedanken an ihn gestört durch den Eintritt der Grule, welche einen Sack auf dem Rücken trug. Sie setzte sich auf die Ofenbank und den Sack neben sich; hierauf öffnete sie ihn und kramte zum Schrecken des wirkenden Weibes ein Stück Brod nach dem andern aus, so daß die Bank ganz bedeckt war.

„Was habt Ihr da, Grule?"

„Brod!"

„Woher?

„Zusammen gebettelt! aus dem Dorfe!"

„Jesus! Maria! Josef!"

Und die Grule lachte laut, daß Marie erschrak, und aß von dem Brode, bis sie genug hatte, dann kramte sie es wieder in den Sack und setzte sich zum Rädchen, das mit dem Webstuhle zu zanken schien.

## III. Ich bin Jäger.

Braune Nacht hatte sich über das Gebirge ergossen, hinter dem Katschererberge kam der goldene Abendstern hervor und stand über dem düstern Fichtenwalde wie über einem finstern Menschenleben der Gnadenstrahl der Himmelshoffnung; die Klause murmelte durch die eingeschlafenen Mühlräder wie ein Wiegenlied, wie Liebesseufzer stöhnten Nachtwinde über die duftenden Gräser. Da dröhnte die Brücke

vor Marien's Hause, sie kannte den schweren Tritt und eilte aus der unheimlichen Stube, wo das Mütterchen auf der Ofenbank saß und das Rädlein zugleich mit dem Kätzlein schnurrte und der Seiger abgemessene Worte drein sprach und Finsterniß sogar die glänzenden Teller auf dem Schranke umhüllte, sie eilte nicht gleich Julien in Romeo's Arme — aber sie trat vor die Schwelle und rief ihrem Anton entgegen: „Hast Du verkauft?"

„Wenn das Haller (Geld) sind, was ich auf meinem Rücken trage!"

Erschrocken sah Marie die Leinwand in dem rothen Tuch auf der Spitze des dicken Knotenstockes schweben. „Jeß, Maria! Du bringst sie zurück?"

Anton antwortete nicht und bückte sich tief, um seine lange Riesengestalt durch die kleine, niedere Thür in das Haus hineinzuzwängen. Marie blieb schmollend ein wenig draußen stehen und ergötzte ihre Sinne an dem süßen Heuduft, der von des Nachbars Felde herüberwehte.

Anton machte Licht und zündete die Schleiße an; bei der Gelegenheit sah er das Brod, das die Grule noch immer auf der Ofenbank ausgebreitet liegen ließ. „Was ist das da für schimmelig Zeug?"

„Das ist mein!" antwortete die Alte, ließ ihren Fuß schwebend ruhen und guckte dem Sohne mit den halberloschenen Augen herausfordernd in's Gesicht, während ihre grauen Haare aus dem Kopftuche herunterfielen.

„Woher habt Ihr das Brod?" frug er dringend und streng, stolz darauf hindeutend, wie ein reicher Mann, dessen Kind sich von einem andern Kinde ärmlich beschenken ließ.

Die Grule mäßigte ihre Galle, weil sie ihren Sohn

fürchtete, duckte sich zusammen und sagte halblaut: „'s ist Brod, wie jedes andere!"

„Nein, 's ist schwärzer, latschiger, schimmeliger als unser Brod! 's ist Brod von verschiedenen Laiben, wie das Gezwerg, der Andres, es in seinem Sack hat!"

Hier trat Marie ein, und in einer kleinen Anwandlung von Bosheit, als freute sie sich ein wenig, dem heute unmanierlichen Manne etwas Aergerliches beizubringen, platzte sie so heraus: „Das Brod? zusammengebettelt hat sie's im ganzen Dorfe! Siehst Du denn nicht, daß es in allerlei Leute Oefen gebacken und von der schimmeligen Seite abgeschnitten ist? Ich wußt's nicht, daß meine Schwieger eine Bettlerin ist!"

Eigentlich wäre Anton am liebsten jetzt über sein Weib wie ein Donnerwetter hergefahren, denn er empfand ihre Bitterkeit als für ihn gemünzt — aber in einer seltsamen Verirrung des kochenden Gemüthes packte er die Mutter beim Arm und warf sie zur Thür hinaus: „Hinaus, Du Bettelhexe!" Dann nahm er das Brod mit beiden Händen und warf es ihr nach.

Als Marie das letztere sah, konnte sie sich nicht enthalten auszurufen: „Nein, das hätt'st Du doch nicht machen sollen! Gott's Gabe 'nausschmeißen!"

Also, daß er die Mutter hinausgeschmissen, kam ihr nicht so unnatürlich und gotteslästerlich vor, als das verschimmelte Bettelbrod hinauszuwerfen.

„Ja, Du bist auch so Eine!" schrie Anton wild, „Du bist an Allem schuld! Hätt'st Du mich nicht mit der Lemd fortgeschickt, hätt' ich in Rokitnitz keinen Verdruß gehabt! Hätt'st Du mir nichts gesagt von dem Bettel, ich hätt' die Mutter nicht 'nausgeschmissen!"

Marie wollte reden, aber jeder Widerspruch machte den

gereizten Mann toll; er sprang in die Höhe, daß er die schwarzen Bohlen der Decke berührte. „Wirst Du schweigen! Sie ist eine alte, Du bist eine junge Hexe!“

„Ich bin keine Hexe! Du bist der Teufel!“

Da packte Anton seinen Knotenstock, und hätte Marie nicht die Flucht ergriffen und die Thüre hinter sich zugeschlagen, sie hätte einen Tag nach der Hochzeit Schläge gekriegt.

Marie schluchzte draußen, die Grule fluchte; Anton war jetzt allein und hatte Muße zu sich zu kommen. Er maß mit drei großen Schritten das Zimmer aus und steckte in der Verlegenheit noch einige Schleißen an, so daß die niedere Stube ganz illuminirt war, hierauf stopfte er sich seine hölzerne Pfeife mit dem kurzen Röhrchen aus Kirschenholze, stopfte sie aber bald zu fest, bald zu locker und blies nun ungeheuere Wolken heraus, in denen sein Zorn verdampfte. Marie weinte fort; Anton begann zu schwitzen, große Tropfen lagen auf seiner Stirne, etliche Mal hatte er die Thürschnur schon in der Hand, aber der Stolz hielt ihn immer wieder zurück. Als sähe Marie seinem Kampfe mit sich selbst zu, steigerte sie ihr Weinen stets, wenn er die Hand von der Schnur wegzog; endlich wußte er sich gar nicht mehr zu helfen, da setzte er sich an den Webstuhl und arbeitete mit Händen und Füßen, daß es entsetzlich lärmte, aber Marie überschrie den Lärm, denn ihr ging der Gedanke im Kopfe herum: Wie's am ersten Tage geht, so geht's dann fort bis zum Sarge.

„Anton, Anton!“ so sprach sein Gewissen, „hast einen dummen Streich gemacht, um einen andern gut zu machen. Gestern geheuert und heut' schon — ne, ne! Marie, Marie!“ Er verließ den Webstuhl, öffnete die Thür und rief so lange, bis sie kam, die Augen ganz roth vom Weinen. „Nu, nu!

Ist's denn gleich aus? wer wird denn gleich so 'nen Höllenlärm machen? ich war halt nicht ganz gescheit; siehst Du, am Ende ist die Lemd an Allem schuld! das Garn theuer und die Lemd wohlfeil! und dann hab' ich mich drüben berühmt: Anton Schindelmayer bleibt wer er ist! er hat doch noch immer sein eigen Brod gessen — und da hat mir die Grule solche Schande gemacht!" Es begann wieder in ihm furchtbar zu kochen und er machte große Schritte durch die Stube.

Marie suchte in Gedanken nach einer Beschwörungsformel; endlich sagte sie fröhlich: „Anton, der Herr Adjunkt hat sich heut' im Vorbeigehen hereingestellt." — Der Weber horchte auf und blieb fragend stehen. — „Er meint, der Herr Förster werde sich geben; Du könntest doch Jäger werden!" — Anton lächelte. — Sie merkte es vergnügt und fuhr fort: „Denk' nur, vierundzwanzig Gulden jährliches Gehalt! und dafür gar keine Arbeit! ein Bißchen in den Wald gehen, Holz anweisen, das Wild hüten, das ist Alles! Und dazu vier Klafter Holz; wir werden uns Stockholz nehmen, das hält Feuer, und dann die Ehre." — Der Jäger in spe streckte seine lange Gestalt behaglich, sein Gesicht leuchtete, die kleinen Germanenaugen blitzten freudig, er zupfte die blonden Zoten seines Bartes. — „An Feiertagen, meint der Herr Adjunkt, könntest Du Uniform tragen; denk' nur, einen grünen Kragen am Kapot! Der Herr Förster wird Dich an Sonntagen zu Tische laden, und wenn der Herr Oberförster aus Kronstadt da sein wird, wird der Herr Förster sagen: Sehen Sie, Herr Oberförster, dieser Mann da ist jetzt unser Jäger! ist es nicht ein prächtiger Mensch? Der Herr Oberförster wird seinen langen Schnurrbart streichen und knurren: Ich wollt', wir hätten einen solchen in Kronstadt! Da wirst Du ganz roth werden vor

Scham und wirst sagen: Danke schön für's Kompliment, Herr Oberförster!"

Dabei zog der Jäger seine Mütze, als wäre Alles wirklich schon so, wie es Marie schilderte; hierauf setzte er sich, nachdem er sich hemdermelig gemacht, an den viereckigen Tisch, stemmte sich darauf und sagte lächelnd: „Hast Du nichts zu essen, Frau Jägerin?"

„O ja!" Sie hüpfte hinaus, brachte einen Topf Milch, goß sie in die irdene Schüssel, brockte einen ganzen Laib Brod hinein und tischte auf.

Hierauf tiefes Stillschweigen; man hört nichts, als das Klatschen des Löffels in die weiße Fluth eine ganze Stunde lang, dann frägt er sie: „Hat die Grule was zu Mittag gessen?"

„Nein! Ich hab' ihr Milchsuppe hingestellt, sie hat sie aber nicht gemocht."

„Also hat sie zu Mittag von den Leuten was erbettelt?"

„Kann schon sein!"

„Und der Herr Adjunkt war wirklich da?"

„Ja und Du wirst Jäger!

„Nun wenn sie betteln geht, ich kann nichts davor! — Ich bin Jäger!"

Mit beruhigter Seele ging man zu Bette und träumte von nichts als grünen Krägen, Oberförster u. s. w.

Die Grule schlich wieder spät in der Nacht herein; sie war ausgeschlossen aus dem Frieden, den Anton mit sich und seinem Weibe geschlossen; wer trug die Schuld? sie selbst, denn sie blieb bei ihrem einmal gefaßten Entschluß; aber auch das Paar, denn es kannte die zarte Rücksicht der Gebildeten nicht für das Wort „Vater," „Mutter." Anton war sobald der Mutter gegenüber ein Fremder, als er sein

Brod selbst zu verdienen angefangen — ein Fremder kennt keine Rücksicht auf das grollende, gallichte, versteckte Wesen des Alters! Wäre die Mutter gut gewesen, dann hätte er sie auch gut behandelt; der bösen gegenüber blieb auch er verstockt. Marien war sie fremd, sogar feindlich; wie sollte das einfache, wenn auch kluge und gute Weib zärtlicher gegen die Grule sein, als der Sohn? Genug, wenn sie ihr nichts Böses that. So standen die Dinge im Hause des zukünftigen Tags darauf schon wirklichen Jägers.

## IV. Halt.

Wie wir bereits wissen, steht in des Jägers Nachbarschaft eine Mühle; über das Geklapper des Räderwerkes hinaus hört man die Müllerin mit dem Sohne zanken, oder vielmehr den Sohn mit der Müllerin, denn er verlangt Geld und sie will ihm keines geben! Wunderbar, wie diese zwei Nachbarhäuser ein so verwandtes und doch so entgegengesetztes Schicksal hatten! Dort eine Mutter, welche dem Sohne das Leben vergiftet — hier ein Sohn, der so an seiner Mutter thut — hier das öde, ausgehöhlte Alter, in welchem nur Grillen nisten, dort die ungeschlachte Jugend, welche nicht weiß, zu welchem Fenster zuerst die überquellende Kraft hinauszuschütten!

„Also wollt Ihr mir keines geben?“ schnaubte der Mensch von achtzehn Jahren mit dem geschorenen Blondkopf.

„Nein!“ antwortete die Mutter und schüttete einen Sack Gerste in den Gang, „Du bringst mich noch um Haus und Hof und Ehr' und Leben! Ich hab' Dir schon genug gegeben! Wie viel hab' ich unlängst für Dich beim Juden ausgezahlt?“

„Zwölf Gulden!“ antwortete er höhnisch, „'s war für lauter Pfeifenköpfe! Jetzt aber will ich mir Kapseln kaufen, Mutter!“

„Na! warum borgst Du denn nicht beim Juden?“

„Ihr habt's ihm verboten, mir zu leihen! aber wartet! ich stell' Euch noch was an!“

Hierauf machte er sich buchstäblich aus dem Staube, nahm aus dem Vorhause das scharfgeschliffene Beil und die Säge und fort ging's den Berg hinauf in den Wald. Die Mutter scherte sich nicht um seine Drohung und sah ihm nicht einmal nach. Er ging vorbei an fleißigen Schnittern ohne Gruß, pfeifend; herrlich klangen die Sensen und die Luft zitterte melodisch dazu, der Wald schien durch den Wiederschein der gelben Aehrenfelder ganz vergoldet und unten tanzte die Klause über glatte Kiesel und in ihr tanzten Forellen gleich ihren fröhlichen Gedanken. Georg, der Müllerin Sohn, kümmert das Alles nicht — er tritt in den heiligen Wald wie ein Tempelschänder — das Rauschen der lichten Buchenkronen, das Lispeln der bebenden Espen, der ernsten Fichten männliches Wort — nichts geht ihm an die Seele! Er sinnt auf Mord! Erschrick nicht — nur auf Mord — eines Baumes! Er wählt sich die stattlichste Buche aus im ganzen Revier, welche ihre Wipfel weithin über die jungen Bäume breitet. — Es hallt der Wald — von Baum zu Baum wird das Aechzen der sterbenden Buche getragen und Ein Schrei durchzuckt sie Alle! Es ist ein Hilf-, ein Racheschrei!

Der Rächer naht mit weiten Schritten wie das Schicksal — in der Person unseres Anton Schindelmayer, des nunmehrigen Jägers. Er trägt ein langes Gewehr auf der mächtigen Schulter, stolz wie der Hirsch, der Zwanzigender, windet er sich durch das grüne Labyrinth, bleibt jetzt stehen,

horcht, Schläge fallen wiederholt durch die dünnen Lüfte, er geht dem Schalle nach, steht wieder, jetzt schrillt die grausame Säge und es wimmert der sterbende Baum — er hat sich leise herangeschlichen, jetzt durchbricht er das Gebüsch und steht vor den erstaunten Augen des Verbrechers plötzlich da in stiller Majestät, des Gesetzes unbeugsamer Vollstrecker. Die Buche hat schon das Haupt geneigt, schmerzlich wehen ihm die Blätter zu die abgerissenen Worte eines Sterbenden. Die Säge ist der frechen Hand entfallen, aber nun schwingt sie wild das Beil.

„Georg Priesel!" ruft der Jäger förmlich.

„So heiß' ich, Anton Schindelmayer!"

„Was thust Du da im Walde Seiner Excellenz, des Grafen Kolowrat?"

„Was Ihr nicht hindern könnt!"

„Du hast den Baum gefällt?"

„Ja!"

„Mit wessen Verlaub?"

„Mit dem Verlaub meiner Hand!"

„Und ich verhafte Dich, Georg Priesel, um Diebstahl im Namen des Gesetzes!"

Dem Jungen ward nun doch ängstlich zu Muthe, wie er den Nachbar so majestätisch sich gegenüber sah. „Ihr werdet mich schon gehen lassen!" sagte er halb drohend, halb bittend.

„Ich werde Dich gehen lassen und das nach Reichenau zum Gericht!"

„Ihr seid unser Nachbar!"

„Jetzt bin ich Dein Nachbar im Walde!"

„Ich habe ein großes Beil!" er schwang es recht zum Dreinhau'n.

„Ich eine Flinte!“

„Ich werde Euch den Kopf spalten!“

„Ich erschieß' Dich!“

„Meine Mutter wird Euch's nachtragen!“

„Deine Mutter wird mir dafür Mehl nachtragen!“

„Nachbar!“

„Was soll's?“

„Ich geb' Euch fünf Gulden!“ Er zog sechs Silberzwanziger aus seinem ledernen Beutel, bei der Operation aber entfiel ihm das Beil, das kleine Forscherauge des großen Jägers ersah den Vortheil und wie ein Donnerwetter war er über ihn her, packte ihn beim Genick, daß die Zwanziger niederkollerten in's feuchte Moos und der bestürzte Junge ganz blaß ward und zitterte.

„Laßt mich nur los! Ich geh' schon mit!“

Freilich ging er, denn er mußte, der Jäger stieß ihn vorwärts, hinaus aus dem Dickicht; die Sonne fiel jetzt beschämend über das Angesicht des Gefangenen her, er strengte sich an, sich ihm zu entwinden.

„Mein Beil!“ schrie er, „meine Zwanziger!“

„Die sind im Wald' gut aufgehoben, besser als in Deiner Tasche!“

Schon ließ der Landmann die Sense ruhen; eine Gruppe von geschürzten Mähderinen und Mähdern sammelte sich fragend um die Beiden. Georg schämte sich die Augen aus dem Kopfe.

„Was hat er gethan?“

„Die schöne Buche hat er gefällt!“

„Jeß, Maria!“

Georg ward dem Richter übergeben, nach Reichenau transportirt und dort zum Militär assentirt; er kam nach

einigen Tagen mit der Rekrutenkappe in's Dorf zurück mit dem Vorsatze, noch dem Jäger zu guter Letzt Ein's zu versetzen. Seine Mutter freute sich recht herzlich, daß sie ihn los werden sollte. Das ganze Dorf war froh, ihn vom Halse zu kriegen; inzwischen kam der Winter auf die Berge, ein noch lästigerer Geselle!

## V. Wie mir, so Dir.

Die Grule steht vor der Mühle; sie blickt furchtsam hin auf die Fenster ihres Hauses, ob nicht Anton oder Marie sie sehen möchten und schlüpft dann in die Mühle; vermuthlich hatte ihr der Jäger auf die Seele gebunden, wenigstens seine unmittelbare Nachbarschaft mit dem Bettelsack zu verschonen. Sie ging nicht in die Gesindstube, denn dort konnte man sie nur zu leicht entdecken, sondern zum Räderwerk.

Taube Leute gehen gern an Wasserfälle, in Mühlen, Fabriken und überhaupt dahin, wo ein Anderer mit seinen gesunden Ohren auch sein eigen Wort nicht hört; hingegen hören Taube bei solch elementarischem Geräusch die Menschenrede leichter, als in stiller Umgebung.

Niemand war da als Georg, der noch zu guter Letzt recht müllern wollte, um dann vielleicht keinen großen Abstand zum weißen Soldatenrock zu haben. Er sah träumerisch in das zitternde Mehl — und eine gute Weile stand die Grule bei ihm, ohne daß er es wußte; er schrak zusammen, als sie ihn mit den dürren Fingern an der weißen Jacke zupfte; eine eigene Röthe schien sein Angesicht zu überfliegen, als er des Jägers Mutter vor sich sah, dann zuckte ein dämonisches Lächeln über seine Lippen. Er winkte

ihr, sie möchte mit ihm zur Hinterthür in den Garten hinaus gehen, und deutete auf seinen Mund, ihre Ohren und auf das klappernde Rad — sie aber kicherte, nahm ihn beim Arm, führte ihn zum Hauptrad und deutete, er möchte ihr nur getrost in's Ohr 'neinreden.

Es nahm sich geisterhaft aus, wie es geisterhaft ist, wenn der Blinde des Nachts ebenso sicher seines Weges geht, wie Andere am Tage.

„Seit wann habt Ihr kein Fleisch gegessen?" fragte Georg neugierig.

Ja, jetzt war die Antwort schwierig; sie, die Taube, hörte ihn, er aber konnte sie nicht hören, sie antwortete ihm also durch Zeichen. Sie stellte sich nämlich steif an die Wand, streckte die Arme nach beiden Seiten hinauf, als wären sie angenagelt, und ließ den Kopf mit brechenden Augen hängen.

„Seit Ostern?" sagte Georg, „armes Weib! Möchtet Ihr nicht mal einen Braten essen?"

„O ja!" nickte die Grule.

„Einen Rehbraten! He?"

„Ja, ja!"

„Ich helf' Euch zu einem, wenn Ihr wollt!"

Die Grule hob beide Hände bittend in die Höhe.

„Wißt Ihr das Husarenfleckl, he? da könnt Ihr mit Euren alten Händen selber ein Junges nehmen; sie sind dort wie Aemsen (Ameisen); aber wartet noch, bis der Schnee höher geht, dann kommen sie aus dem Dickicht!"

Die Alte rieb sich die Hände vor Freude und schnalzte sehnsüchtig mit der Zunge. Sie deutete fragend auf Georg, ob er dann noch da sein werde? ob er ihr helfen wolle?

„O ja! Ich will Euch den besten Winkel zeigen und dann aufpassen, daß der Herr Jäger Euch nicht in den Weg komme!"

Die Grule hatte in dem Augenblick vergessen, wer denn eigentlich jetzt Jäger ist und machte eine fragende Geberde.

Georg lachte wild auf und sagte ihr in's Ohr: „Habt Ihr vergessen, daß es Euer Sohn ist?"

Die Grule schlug sich vor den Kopf und schien dann eine Weile nachdenklich. Georg fürchtete, das Opfer entspringe ihm noch und beeilte sich, den Gaumen wieder mit Hilfe der Phantasie zu kitzeln.

„Ach, ein junger Rehbraten, das ist ein Essen!"

Die Grule kicherte und schnalzte wieder, dann streckte sie die Hände aus; die Pfiffige wollte die Gegenwart nicht verlieren im Hoffen auf die Zukunft. — Georg schnitt ihr einen Keil Kornbrodes in die Schürze und die Alte machte sich aus dem Staube.

Inzwischen sah Georg, der mit der Grule hinausgetreten war, den Nachbar Jäger sich wie eine Winde durch die Thüre beugen; er hatte einen Kragenmantel und hohe Stiefel an, an welchen Reifenschuhe befestigt waren; diese bestehen aus einer Sohle, von welcher nach allen Seiten Stricke auslaufen, die in einen Reifen münden; dadurch, daß das Gewicht des Körpers auf einer breiteren Basis ruht, sinkt man nicht so tief in den Schnee. Sein kleines Haupt, das gleich einer Rübe auf dem ungeheuern Rumpfe saß, bedeckte eine Pelzmütze mit Ohrlappen; in seiner gewaltigen Hand trug er den langen Stab, der zugleich als Holzmache Dienste leistet. Drinnen hörte man dessenungeachtet den Webstuhl sausen, als hätte der Jäger den Weber abgestreift und im Hause zurückgelassen. Er schritt über die Brücke, daß sie dröhnte, und hinter ihm blieben unheimliche

oder possirliche Kreise im Schnee zurück von den Reifen; er setzte seine Beine weit auseinander, daß die Reifen nicht aneinander schlügen und er falle zum Gespötte seiner Feinde, wie es ihm unlängst im Dorfe auf einer gefährlichen Eisstelle vor der Volksmenge, die eben aus der Kirche kam, geschah, wo er so verlacht ward, daß er sich das Datum jenes Tages mit Kreide an den schwarzen Balken seiner Stubendecke schrieb.

Georg sah ihn kommen und rief ihm schon von Weiten: „Einen gesegneten Morgen!" zu.

Der Jäger nahm den Gruß ernstlich und erwiederte: „Schön Dank, schön Dank, Georg Priesel!" und griff an seine Pelzmütze.

Georg lachte hinterher; plötzlich schoß ein Gedanke in ihm auf: er bat ein Schulkind, das eben vorbei kam, hinzugehen zum Jäger und der Grule zu sagen, sie möchte in die Mühle kommen, der Doktor Jakel sei da und er wolle ihr von der Taubheit helfen.

Gleich kam sie heraus mit dem Kinde.

Georg that ihr zu wissen, er habe eben im Walde ein Rehlein gesehen, wenn sie einwillige, wolle er mitgehen und es fangen helfen. — Die Grule stand eine Weile verdutzt, bald aber kam konvulsivisches Leben in ihre versteinten Züge, ihr Auge trat hervor, ihre blassen Lippen kniffen sich noch fester zusammen. Georg war zu wenig Psychologe, um die innern Revolutionen zu begreifen, wie erst Scheu, dann Furcht sie zurückhielt, plötzlich ein teuflischer, ja raffinirter Rachegedanke in ihr erglomm, aufloderte, ihr ganzes Wesen ergriff — sie wollte ihrem Sohne, der sie beim Weggehen hart angefahren, sie solle sich während seines Amtsganges nicht draußen sehen lassen, an der empfindlichsten Stelle

Eins versetzen. Die sinnliche Person, die Lust am Fleische trat gänzlich in den Hintergrund, sie wollte den Braten nicht — was sie denn wollte? — Es kömmt wohl an die Sonne! Wer hätte dieser menschlichen Ruine noch so viel Kraft zugetraut!

Weit schreitet sie aus, Georgen voran, der ihr mit staunendem Auge folgt, nun den steilen, eisglatten Berg hinan, in den Wald hinein! Sie läßt Nadeln ritzen, die ausgelassenen Wipfel Schnee auf ihr graues Haar werfen, die Zweige geben ihr Ohrfeigen, hier sinkt sie bis an das Knie ein, dort rutscht der lose Schnee unter ihren Füßen weg, daß sie strauchelt — sie hat für all die Unannehmlichkeiten keine Empfindung. Jetzt schreit sie auf — warum? Dort durch die lichte Stelle schleicht ein kleines Reh, sie winkt Georgen — er zieht ein zusammengewickeltes Garn aus der Tasche, im Nu ist die Schlinge geschürzt, dem Wild um den schlanken, weichen Hals geworfen — es springt ängstlich hin und her; doch jetzt fassen es warme Hände an, es sieht mit kläglichen, vorwurfsvollen Augen in das runzlichte Antlitz der Grule, die es bald mit der Schürze umhüllt, als fürchte sie den Blick der Unschuld. Nun winkt sie Georgen weg, er solle nach Hause gehen, schnell, ehe man ihn bei ihr bemerke; ihm kam's gelegen! Er sieht sie noch einmal fragend an und verschwindet im Gebüsch.

Unterdessen streifte der Jäger mit Eiszapfen am blonden Bart gleich dem personifizirten Winter im Revier umher. Oft bleibt er stehen und horcht dem melodischen Fall der Klause, dem einzig Lebendigen in der starren Oede des Winters; dann betrachtet er die weißen Berge, die beschneiten Wälder, den Himmel, in dem er genau die Schneevorräthe bemessen zu können glaubte, dann die immergrünen

Fichten um sich her, die vestalischen Altäre der Natur, in denen ihre heilige Flamme nie erlischt — und endlich sich selber, den König dieser Reiche mit dem Zepter in der Hand. — Er brach in folgenden Monolog aus: „Ich, Anton Schindelmayer, oder du, Anton Schindelmayer, bist Jäger! Zu Hause in deiner Hütte sitzt deine Marie und webt, wenn du nach Hause kömmst, ist dennoch eine warme Molkensuppe fertig — du bist ein Beamter, der täglich mit dem Herrn Förster zusammenkömmt; der Herr Adjunkt ist dein Duzbruder — und wenn du dir's wohl überlegst, bist du, oder warst du doch nur ein armer Weber — Anton Schindelmayer! Mein Wort gilt vor Gericht, wie wenn es der Graf sagte; die bösen Leute fürchten mich, die guten lüften die Kappe vor mir, die reichsten Bauern sagen: „Herr Jäger, kommt mit uns in die Schenke!" — Das ist Alles nicht so übel — wenn mir nur der Herrgott zwei Dinge noch dazu thät, dann wäre ich der allerglücklichste Mensch zwischen der Erlitz und Klause. — Die Grule soll er zu sich nehmen in's Himmelreich, denn hier macht sie mir Schande, sich Ungunst und den Leuten Verdruß — und dann (dabei sah er andächtig gen Himmel, dabei stahl sich aus seinem Auge eine Thräne, aber er nahm keine Notiz von diesem bei ihm so selten gesehenen Gaste) und dann — soll er dazu sehen, daß die Marie ein kleines Jägerle kriegt."

Hier riß der Gedankenfaden entzwei — denn eben an einen Abhang am Ausgange des Waldes gelangt, bemerkte er ein Weibsbild (so nennt das Volk mit Recht das Weib, denn jedes Weib ist nur das Bild vom „Weibe"), dessen sonderbares Wesen, seltsame Vermummung, jetzt schleichender, jetzt eilender Gang ihn Verrath wittern ließ. Er lief ihr nach und schrie: „Halt!" Sie blieb einen Augenblick

stehen, dann schien sie eine Angst zu packen und maschinenmäßig weiter zu jagen; sie überkam die instinktartige Furcht vor Anton, dem Sohne, nicht vor Anton, dem Jäger. Jenseits des Baches blieben auf dem Stege die Leute neugierig stehen; der Jäger bemerkte sie, trotzdem sein einziges Augenmerk die Flüchtige blieb; er bekam Furcht, er werde fallen und den Gaffern ein Spektakel geben — richtig stießen seine Reife aneinander, er fiel der Länge nach hin, gleich einer gefällten Tanne, und kollerte den ganzen Abhang einer Lawine gleich, im Herabrollen an Umfang zunehmend, nieder und schon erscholl ein unauslöschliches Gelächter drüben über dem Bach, das seine fluchende Anstrengung, sich aufzurichten, steigerte; jetzt ergriff er einen herabhängenden Zweig, er haftete, löste die Reifen ab, und sogleich setzte er die Verfolgung fort.

Schon schnaubt ihr sein Athem heiß am Rücken — sie spürt schon seiner Faust Gewalt — sie sinkt in die Knie — Leute umstehen die Beiden — jetzt faßt er das weite Umhängtuch, reißt es ihr vom Gesicht — „Jeß, Maria, Josef!" schreit er aus der Tiefe seiner Seele, „meine Mutter hat ein Wild gestohlen!"

Aus dem Haufen lacht eine Stimme laut auf, Alle drehen sich um; Georg ist es, der da lacht und mit eingeschlagenen Armen triumphirend dreinschaut.

Der Jäger hält eine Weile beide Hände vor das Gesicht, dann wendet er sich an die Grule, welche noch immer da kauert, mit den unaussprechlich vorwurfsvollen Worten: „Mutter, warum habt Ihr mir das gethan!"

„Wollt' mal sehen, wie ein Braten schmeckt!" antwortete sie boshaft, sich freuend über ihres Sohnes Schmerz, den sie im Vorhinein wohl berechnet hatte.

„Ihr sollt den Braten auskosten!" sagte der Jäger blaß

vor Zorn. „Anna Schindelmayer! Ich verhafte Dich im Namen des Gesetzes!“

Diese letzten Worte sprach der Sohn mit feierlicher, zitternder Stimme halb an die Mutter, halb an das herumstehende Volk gewandt aus. Die Grule veränderte nicht im Mindesten ihre kalten Züge.

„Seid Ihr müde?“ frug er die Grule.

„Nein!“ erwiederte sie trotzig und richtete sich auf, das junge Reh fest in der Schürze haltend.

„Gut, so kommt mit; aber gebt das Wild heraus!“ Sie zögerte; er aber entriß es ihr, und auf einem Arm das Reh, mit der andern Hand die Hand der Grule fassend, als könnte oder wollte sie ihm entrinnen, durchzog er das Dorf, jedem Begegnenden ungefragt Rede stehend: „Meine Mutter hat das Wild gestohlen!“

Und so ging's hinein nach Reichenau zum Gericht, der Sohn mit der Mutter Hand in Hand wie in langvergessener Eintracht. In Rampusch ließ er ihr eine halbe Bier aus dem Wirthshause herausbringen, und sie trank es aus auf einen Tropfen; in Habrowa, wo er schon das Gerichtsgebäude sah, fing er an zu schluchzen, aber die Hand der Grule ließ er nicht fahren. — Man wird sich verwundern, daß eine so alte Frau einen Weg von drei Stunden im Winter unter solchen Umständen aushalten konnte, aber man wird aufhören mit Verwundern, wenn ich sage, daß sie für fünf Groschen denselben Weg gern und leicht zurückgelegt haben würde; denn diese Leute sind es gewöhnt, die Maschine ist im Gang, sie halten immer gleichen Schritt, überhasten sich nie und bleiben deßhalb bis zum Tode zu Strapatzen tüchtig.

Marien hatte Georg die traurige Kunde in das Fen=

ster geschrieen; sie erschrak so, daß ihr die Arme schwer wurden; das Kätzlein miaute unheimlich; der wohlweise Seiger schnurrte sehr bedenklich; sie begann vor Angst zu weinen. Als es aufing zu dunkeln, nahm sie ihre Jacke, schlug dreimal das Kreuz, schloß das Häuschen und machte sich ihrem Mann entgegen auf den Weg.

Dort kömmt er allein, sein Gang ist unsicher; hat er getrunken? Er will an ihr vorbei.

„Anton! Anton!“.

Er sieht sie an mit wildem Auge; eine Fieberröthe bedeckt sein Gesicht. „Marie!“ sagt er dumpf vor sich hin, läßt sich von ihr am Arme fassen und nach Hause führen

Sie zündet die Schleiße an; er wirft sich in den Kleidern in's Bett und bleibt darin liegen, von einem Nervenfieber festgehalten. Er träumt lebhaft von Wäldern, darinnen die Bäume verzauberte Menschen, die Jäger waren, bis ihre Mütter Wild stahlen, dann sind sie eingewurzelt, jedes Haar auf ihrem Kopfe sträubt sich zu einer Nadel empor; Eichhörnchen spielen mit Reifen, die sie den Wipfeln als Kronen aufsetzen; aber die Bäume schrumpfen zusammen, die Reifen fallen nieder auf den Grund und machen Kreise in den Schnee, daraus strecken die Rehe ihre schlanken Hälse und die Grule reitet auf einem solchen Reh zur Hölle.

Die Grule kam nach vierzehn Tagen aus dem Arrest nach Hause, und saß wie sonst auf der Ofenbank beim Spinnrädchen; Georg Priesel hatte einrücken müssen, und Anton fieberte noch immer. Er fieberte, als Marie sich mit Schmerzen einer Gebärerin in das Bett legte — traurig sah es da aus beim Jäger: er in einem Bett, sie im andern. Die Grule beim Flachskolben sah ängstlich die Hebamme eintreten, ihr immerreger Fuß blieb stocken, ihr irres

Auge glotzte hin auf Marien's Lager stundenlang, und als um Mitternacht ein junges Jägerle das erste „Halt!“ in die Welt hereinschrie, da zuckte die Grule zusammen und saß als eine Leiche beim Spinnrocken, die Hand am Flachs, den Fuß am Tritt, das Auge stier auf den Mutterschooß gerichtet, der trotz ihres Fluches geboren, dessen Geburt ihr Tod war. Erst als sie begraben und das kleine Tonla getauft war, kam der Jäger zur vollen Besinnung.

So hatte Gott den dunkeln Schleier der Krankheit über ihn geworfen, um ihn mit der Erfüllung seiner Wünsche zu überraschen. Die Grule war todt. Marie hatte einen Sohn geboren, der Herr Förster war sein Pathe — kann da die volle Genesung lange ausbleiben? kann eine glücklichere Rekonvaleszenz gedacht werden?

# Mammon im Gebirge.

Die Welt ist außen schöne weiß, grüne und roth,
Und innen schwarzer Farbe finster wie der Tod.
Walther von der Vogelweide.

Wer ist wohl jener Mann in der zerrissenen Jacke, welche fast einer Karte von Deutschland ähnlich ist durch ihre mannigfaltigen Farbenmuster? Seine schmutzige, hirschlederne Hose reicht nicht weit unter das Knie, das untere Bein ist nackt und sehr gebräunt, sein Halstuch sieht einem Strick nicht unähnlich, so lange her ist es, seit er es auf dem Reichenauer Wochenmarkt endlich unter Seufzern gekauft, nachdem er zehnmal von der Bude weggelaufen und sogar das unermüdliche Mundstück der Schnittwaarenhändlerin verachtungsvoll stillgestanden, als er verzweiflungsvoll den ledernen Beutel zog und nach einer halben Stunde Herumwühlens das alte Lied sang, man solle ihm einen Groschen nachlassen — ja, und der Hut, welcher seinen kleinen Kopf bedeckt, bietet dem Geometer, der seine Form bestimmen sollte, große Schwierigkeiten, denn von jeder Seite sieht er sich anders an — meine Leser werden mir eine weitere Detailschilderung erlassen, da ich durchaus nicht gewillt bin, ein schwarzes

Buch zu schreiben, wohl aber eine düstergefärbte Novelle, in welcher dieser abgeschilderte Bauer, welcher eben in jenes einsame Gehöfte schleicht, das eher einer Räuberhöhle, als einem Bauernhofe gleicht, eine Rolle spielen wird. Schenken wir also dem Leser reinen Wein ein: Dieser nicht so verschwenderisch, noch weniger modern oder geschmackvoll gekleidete Mann heißt Sommer Hans und ist wirklicher Besitzer vorbesagten Bauernhofes, der zwar noch schmutziger aussah, als sein Herr, aber so und so viel Morgen Landes (man denke sich doch ja recht viele!) zu seinem Departement zählt. Dies Gut war ehemals eine Schulzerei, als der erste Gatte von Sommers Frau, noch jetzt gewohntermaßen „Frau Schulzin" genannt, noch lebte. Der ehemalige Schulze war ein halber Jurist und ein ganzer Narr; er war im Stande, heute wegen fünf Groschen einen Prozeß zu führen und morgen die schönste Kuh aus dem Stalle einem pfiffigen Schmeichler zu schenken — heute seine Frau zu prügeln, morgen ihr ein halbes Dutzend seidener Kleider anzuschaffen, welche er freilich übermorgen wieder in den Ofen zu schmeißen im Stande war, wenn seine Frau zur ungehörigen Stunde nieste — sie ertränkte den Kummer über seine Launen im Wein, Bier und Branntwein, welche Spirituosen allezeit sich im Hause befanden, da es zugleich eine Schenke war. Endlich endete des Schulzen Leben — närrisch! er sollte nämlich mehre Monate im Kriminal sitzen, weil er einen mißliebigen Menschen in seinem Hause halbtodt prügeln ließ — das hatte er nicht erwartet! er kam vom Amte krank nach Hause gefahren, behauptete die Cholera zu haben, schrie und wand sich vor Schmerzen wie ein Wurm und in zwei Tagen war er todt. Man sagte allgemein, er habe sich vergiftet! — Und die Wittwe? Heiratete!

Wen? Den Sommer Hans! Wer war der? Ein liederlicher Schlingel, welcher, nachdem er seines Vaters Vermögen durchgebracht, im Städtchen N. einen Laden eröffnete, um ein Dutzend Kaufleute um ihre Waare zu prellen, sich aber von Ladenjungen bestehlen ließ, während er Wilddieberei trieb, aus Preußen Dinge herüber paschte, welche hier wohlfeiler zu kriegen waren, im Busch und an der Grenze erwischt ward, wacker Strafe blechen mußte, den Laden von Gläubigern geschlossen bekam, welche Wind von seinem Lebenswandel hatten, hierauf nach Strick, Flinte, Messer blinzelte, sich den Garaus zu machen und endlich — an der Schulzin, oder vielmehr ihrem Gute hangen blieb — erstere versprach nämlich bald zu sterben; leider erfüllen sich derartige Versprechen noch seltener als die Ehegelöbnisse am Altare und die wackere Schulzin zapfte noch Jahre lang im Weinkeller Seidel in die Gläser und Maße in die Gurgel. Sommer war auf einmal reich geworden; die ganze Umgegend prophezeite der Schulzerei nun bald ein seliges Ende — aber sie hatte sich gründlich getäuscht! Sommers Verschwendung war nicht nur seiner Jugend, sondern auch der Verzweiflung des Nichtbesitzenden zuzuschreiben — weil er keinen Gulden hatte, wollte er auch keinen Kreuzer haben; er war eine trotzige Natur, er hatte sich ruinirt der Welt zum Trotz und aus Trotz ward er jetzt mehr als sparsam, er ward geizig; was seine Frau verschwendete, wollte er ersparen, und wie unter dem ewigen Wunsche, sie möchte nun einmal sterben, seine Seele sich abmarterte, die schönsten Jahre freudlos dahinschwanden, scharrte er das Geld zusammen, gleichsam als Garantie einer schöneren Zukunft — wie sollte ihm das Geld nicht theuer sein, da er seinetwegen sich an ein solches Weib gekoppelt? — Endlich war

sie die Gicht in's Bett, sie kam wieder auf, vermochte aber die Luft nicht zu ertragen und schlich in der Stube umher wie ein Gespenst; zum zweitenmale packte es sie stärker, sie konnte das Bett nicht mehr verlassen, unter welchem dessenungeachtet die Flasche funkelte. So lag sie wieder mehre Jahre — armer Hans! wer sieht es Dir an, daß Du ein guter Vierziger bist? Dein gelbes Gesicht, Deine Runzeln, Dein gebückter Gang, Dein aschfarbiges Haar lassen einen Sechziger vermuthen! Zu Weihnachten wird es zehn Jahre, daß die Hochzeiter in dreißig Schlitten mit Schellengeläute und Peitschenknall zur Schulzerei fuhren, da hast Du noch gejauchzt, um die Stimme tief in Deiner Brust zu übertäuben und die Leute glauben zu machen, Du seist lustig! da bist Du mit „Deiner Lene", wie Du die alte Säuferin nanntest, Allen vorangefahren und beim Hochzeitstanze bist Du höher gesprungen, als alle die andern Bursche, Du hast mehr getrunken, als Deiner Gäste jeder — und nun? was trägst Du in dem Sacke da? die Kuchen, welche fremdes Vieh auf der Gasse hinter sich gelassen! huste, huste! drinnen ächzt Deine Lene!

An einem schwülen Sommertage, da die Steine auf der Klause Grund sichtbar wurden und die Blumen auf dem Felde matt ihre Köpfchen sinken ließen, da die Heumähder den Schatten der Bäume suchten, während der würzige Duft des Klee's ihre trüben Sinne einschläferte, die Luft vor Wollust zitterte, der Schäferhund mit lang heraushängender Zunge sich zum stockenden Bache schleppte, um mit heißer Gier das Wasser zu schlucken — da trat Sommer Hans aus dem Hofe, um nach seinen Leuten zu sehen, sie zur Arbeit anzutreiben; an der Schwelle des Hofthores wäre sein nackter Fuß beinahe über ein Mädchen

gestrauchelt, das, in Lumpen gehüllt, das runde Gesichtchen dunkelgebräunt von Luft und Sonne, das Köpfchen auf den Arm gelehnt, im kargen Schatten des Thores schlummerte; Sommer Hans blickte zuerst unwillig drein, dann immer milder und milder, als sich sein Auge in das Antlitz der Schlummernden vertiefte, bis ein Anflug von Seele in seinem Angesichte aufging, wie der Mond über Ruinen gleitet — mit verschränkten Armen stand er selbstvergessen da und konnte sich nicht satt sehen an dem Bilde der Unschuld im Gewande tiefster Dürftigkeit — er bückte sich zu ihr und sah, daß ihre Schürze etwas verhüllte, ihr Athem wehte in sein Gesicht, er neigte sich tiefer und küßte sie auf den Mund, wobei er zu knieen kam; hierauf sah er in die Schürze — es waren einige Stücke weißen, schwarzen Korn- und Haferbrodes darin — also ein Bettelkind! Als er die Schürze wieder zusammenwickelte, schlug das Mädchen zwei dunkle Augen auf, welche ihn anstarrten, als besännen sie sich, was sie sähen, wo sie wären. — Sommer richtete sich schnell auf, seine hagere Gestalt reichte fast so weit als das Thor; das Kind sprang furchtsam auf und wollte davon rennen, aber Sommer hielt es am Röckchen fest, das kaum seine runden Wädchen bedeckte. „Was wollt Ihr?“ — schrie sie ihn an, „laßt mich gehn, ich hab' noch keine Schüssel voll Brod!“ — „Kannst schon kriegen! ich habe auch Brod! sag' mir, wie heißt Du?“ — „Trude!“ — „Wie noch?“ — „Ich weiß nicht!“ — „Wie heißt Dein Vater?“ — „Ich habe keinen!“ sagte das Mädchen und starrte den Bauer mit großen Augen an. — „Und wie heißt Deine Mutter?“ — „Die Betteltrese!“ — „Wer heißt sie so?“ — „Die Leute!“ — „Hast Du Deine Mutter gern?“ — „Nicht ein Grümpchen!“ — „Warum nicht?“

— „Sie schlägt mich so sehr!" — „Warum schlägt sie Dich?" — „Weil ich die Schüssel nicht voll aufbring'!" — „Hast Du Geschwister?" — „O ja! sechse! sie laufen alle betteln 'rum wie ich; der Kerle geht in's Wirthshaus!" — „Wer ist der Kerle?" — „I nu der Kerle!" — „Wer ist der Kerle?" — „Der bei der Mutter schläft!" — Sommer Hans lachte, Trude wollte wieder ausreißen. — „He, Trude! bleib, hast ja noch nichts kriegt! Sag' mir, möchtest bei mir bleiben?" — er ergriff sie beim Händchen, das er zärtlich drückte. — „O ja!" rief Trude, „wenn Ihr mich nicht schlagt!" — „Wird Dir die Mutter nicht nachkommen?" — „O nein! die wird gar froh sein!" — „Wie alt bist Du?" — „Zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre!" lachte Trude. — „Du weißt es nicht?" — „Bei meiner Seele nein!" — „Hast Hunger?" — „Nein, aber Durst, viel Durst!" — „So komm herein!" Er nahm ein Deckelglas, welches noch mit rother Farbe nummerirt war, zum Zeichen, daß es sich noch des Schulzen und des alten, lustigen Lebens erinnere, ging zum Troge, welcher im Hofe stand, füllte es mit kristallhellem Wasser und gab ihr zu trinken, während er das Glas am Henkel hielt; sie schlürfte mit langen, durstigen Zügen und er sah jedem Zuge mit Wohlbehagen bis in die Kehle nach. „Zahl's Gott!" sagte sie gewohntermaßen, ohne viel Innigkeit im Ausdruck. — „Gib mir das Brod, das Du da in der Schürze hast!" meinte der Bauer. — „Ich darf nicht! muß es der Mutter bringen!" — „Hast denn vergessen, Trudchen, daß Du bei mir bleibst? Du kriegst Butter auf's Brod, früh Milch, Mittags Fleisch" — er erschrak bei dem Worte, da er sich erinnerte, selbst kaum an Sonntagen einmal Fleisch zu essen; als sie noch immer unschlüssig und zweifelnd sann, fuhr er fort: „Und schöne

Kleider auf den Leib, Strümpfchen und Schühlein.“ — Trude blickte auf Sommers nackte Füße und sagte naiv: „Ihr habt ja selber keine Schuhe!“ — „Blitzmädel!“ brummte Sommer vor sich hin, der sich auf einer Inkonsequenz ertappt fühlte. „Hast recht!“ sagte er laut, „ich bin stark und geh' lieber so, Du sollst aber Schuh' und Strümpfe haben!“ — „Wie die Fritze Juliane?“ fragte Trude kindlich. — „Ja, wie die Fritze Juliane!“ ging der Bauer auf ihre Frage ein. — „Und werd' ich auch wie sie in einem Bettchen schlafen?“ — „Ja, und dazu bei mir!“ — „Das mag ich nicht!“ rief sie frischweg. — „Warum nicht?“ — „Weil — weil — weil Ihr so garstig seid, ich möchte mich fürchten!“ — Sommer lachte laut auf, das war ihm schon lange nicht geschehen. — „Sollst ein eigenes Bettchen haben!“ beschwichtigte er die Ahnungsvolle. — „Und eine Docke wie die Fritze Juliane?“ — „Ja, eine Docke sollst auch haben mit wunderschönen, rothen Kleidern und gesticktem Kragen!“ — „So bleib ich bei Dir!“ klatschte Trude in die Hände und hüpfte ausgelassen im Hofe umher, daß die Hühner von ihrer Stange aufflogen und der Kettenhund in seiner Hütte knurrte. — „Ja, Du bleibst bei mir!“ —

Und so geschah's auch. Und was noch merkwürdiger ist! Sommer hielt alle seine Versprechungen! Sie sah recht zierlich aus in ihren neuen Kleidern und wußte gar nicht, wie sie gehen sollt', die Betteltrude. — Sommer gab sie dem neugierigen, verwunderten Gesinde für eine Pathin aus, „seiner Lene“ aber durfte sie nicht nahe kommen, ohne etwas an den Kopf zu kriegen. Trude wollte bisweilen zugreifen, wenn's Arbeit gab, aber Sommer Hans gab's nicht zu, sie sollte müßig gehen „wie die Fritze Juliane“, alle Liebe, welche in seinem Herzen begraben lag, häufte er auf

das Haupt des fremden Mädchens, welches seine Wohlthaten pflichtschuldigst hinnahm, denn wer oft „Zahl's Gott!" gesagt hat, verlernt die Dankbarkeit, welche sich nicht ausspricht, aber um so wahrer und tiefer empfindet. —

Sie ward bald schmuck und reif, die Knospe der Jungfräulichkeit schwoll, mit eigenem Wohlgefallen ruhte Sommers Auge auf ihr und funkelte sonderbar. Wenn es ihr in der Schulzerei zu unheimlich wurde, besonders gegen Abend, wenn die Sonne hinter den westlichen Bergen verschwand und der Mond im Osten emporstieg, schlüpfte das schlanke Mädchen zum Thore hinaus wie ein Pfeil oder Mondesstrahl hinüber in das arme Häuschen des Schusters Ignaz, der auf seinem Dreifuß saß und den Draht wichste. Sie setzte sich auf den andern Dreifuß und half ihm wohl auch; dabei erzählte ihr der Schuster Ignaz von seinem Sohne Martin, welcher in der „Kavallerie zu Pferde" diene und jetzt wohl in Italien oder Hungarn stehen mochte. — „Da," sagte der Alte, „wo Du jetzt sitzest, ich bleibe beim „Du", wenn Du auch aufschießest wie ein Flachsstengel nach einem guten Regen, da, wo Du sitzest, saß er immer und arbeitete und sang." Der Alte seufzte. — „Schreibt er Euch wohl auch?" — „O ja!" rief der Schuster, „ich hab' nur seinen letzten Brief verlegt, sonst möcht' ich Dir ihn wohl zeigen!" Er wandte sich um und murmelte: „Wenn's wahr wär'! der Lump!" — „Kömmt er denn nicht bald heim?" — „Kömmt Zeit, kömmt Rath! Siehst, Mädel, ich war auch Soldat!" — „Wie lange?" — „Nu, vierzehn — Tage!" — „So lange! und habt's Handwerk nicht verlernt?" — „Wart' nur, Du Kruzmalefiz! ich werd' Dich lehren, mich zum Besten haben! Wenn ich ein Narr gewesen wäre, hätte ich graue Haare unter der Pickelhaube

kriegt! Na, horch, ich werde Dir's erzählen, wie ich mich davongemacht habe, aber was ich sagen werde, daran kannst Du glauben, wie an's Evangelium! Ich bin ein geborner Preuße! sperr 's Maul nicht so auf, es fliegt Dir doch kein Bräutigam hinein! „Drüben" muß jeder dienen außer den Buckligen und Lahmen — Du siehst, ich war ein geschlacker Bursch, ich mußte einrücken, da half kein Donnerwetter!" — „In den vierzehn Tagen habt Ihr's Schimpfen und Wettern recht gut erlernt!" spottete Trude. — „Horch, Malefizin! ich kam gleich in's Gefecht! sei ruhig, ich habe keine Seele auf mir! meine Hände sind rein." — „Seht nur besser drauf!" lachte Trude, „'s hat Pech dran!" — „Von Blut rein, von Menschenblut, mein' ich! wir standen in Peiker, der Feind hatte sich plänkelnd zurückgezogen, 's waren nur streifende Franzosen-Marodeurs." — „Was sind das für Leute?" — „Räuber und Plünderer; schöne Mädel sind ihnen noch lieber als gebratene Gänse! Ich stand unter den Vorposten, drüben sah ich die schwarzgelbe Brücke, die Kameraden schnarchten unter den Zelten, 's war taubstummstockblindschwarze Nacht, ein Vorposten konnt' den andern nicht sehen, nur hören, wenn er den Kolben anstieß, da nahm ich die Füße über die Schulter und sagte: Ade, Vaterland, ade, guter König! wie eine Kugel so schnell war ich drüben. Denk' Dir den Schrecken, Mädel, ich plumpse gerade in einen Mann hinein, der mich mit beiden Armen packt, ich packte ihn auch, beide schrieen wir: Laß mich los! Wer bist? Was willst? Beide verlegten wir uns auf's Bitten — kurz! wir waren beide zugleich ausgerissen, 's konnt' Einer den Andern Deserteur heißen und brauchte keinen Rippenstoß zu fürchten. Ja und seitdem bin ich hier im Oberdorfe ansäßig und nähre mich redlich — mein

Sohn hält länger aus.“ — „Und was ist mit dem Andern?“ — „Drüben Deines Pflegevaters Vater, der Gerber im Niederdorfe ist's — oder war's — er ist ja schon todt, der gute Sommer!“ — „Jeß! seid Ihr denn schon so alt?“ — „Ich bin gerade so alt wie mein linkes Bein!“ — „Aber mein Pflegevater muß ja schon selber sechzig auf dem Buckel haben?“ — „Da irrst Du! das gehört in ein anderes Kapitel! den hat die Schulzin und der Geiz alt gemacht!“ — Trude sann eine Weile, dann sagte sie: „Warum mag er denn für mich alleine so viel Geld ausgeben?“ — „Du hast ihn verhext! das ist nicht anders! o, Deine schwarzen Augen haben's ihm angethan!“ — „Jeß, Maria, Josef! 's ist schon zehne! das Thor wird bald zu sein! gute Nacht, Herr Soldat! ich werde von Euerm Sohne träumen!“ — „Das laß bleiben! der bringt sich eine Frau Korporalin oder Feldweblin mit.“ — „Ihr wißt nicht, was er eigentlich ist? hat er's Euch nicht geschrieben?“ — „Ich hör 's Thor knarren, lauf Mädel, sonst zerreißt Dich der Hund!“ — Sie lief davon. Schuster Ignaz dachte über die Lüge und den Teufel nach und gerieth in's Nicken.

Als Trude nach Hause kam, fand sie das Thor noch weit offen, es mußte etwas außerordentliches vorgehen, es brannte eine Kerze auf dem Tische anstatt der Schleiße auf der Ofenbank. Als sie in's Vorhaus kam, stieß sie auf eine Laterne, bei derem Lichte sie den Pater aus dem Städtchen erkannte, der zu ihr sagte: „Zu spät! zu spät! sie ist hin!“ — „Wer? ist die Schulzin todt?“ — „Ja, auch ich kam zu spät, sie ist unversöhnt gestorben. Gott geb' ihr die ewige Ruhe!“ — Und der Pater ging aus dem Hofe. — Ein Schauer kam über Truden, sie wollte dreimal in die Stube treten und immer trat sie wieder zurück, endlich lief

sie in den Hof hinaus, aus dem Thore wie gejagt und schreckte Schuster Ignaz aus seinem Schlummer auf; er hatte eben geträumt, sein Martin sei als General, die Brust voll Orden und Sterne, nach Hause gekommen. „Teufel! Du siehst ja aus wie die Wand! Hat Dich Packan gehetzt?" — „Nein, Meister, die Schulzin — ist — gestorben!" — „Krep" — Trude verhielt ihm den Mund, er konnte nicht ausreden; sie bat ihn, über die Nacht da bleiben zu dürfen, nach allerlei Späßen sagte er ja. Früh wurden die Beiden aus dem Schlafe getrommelt, Schuster Ignaz eilte im Negligée an's kleine überlaufene Fensterchen und schob es zurück, denn es hatte keine Flügel zum Oeffnen. — Sommer Hans steckte sein gelbes Gesicht herein und fragte: ob nicht Trude da wäre, sie sei nicht heimgekommen. Der Meister wies auf das Bett hin, wo sie nur halb entkleidet noch tief im Schlafe lag. „Ich gratulire — das heißt, ich bedaure sehr — die Schulzin ist todt!" scherzte der Schuster. — Sommer Hans seufzte und lächelte dabei. „Sagt ihr, sie solle ja zum Frühbrod heimkommen!" rief er dringlich, warf einen verschlingenden Blick auf das schöne Mädchen, dessen Busen sich hob, und ging — zum Schuster herein.

Als er eintrat, erwachte Trude und sprang erschrocken empor. „Schöne Führung!" sagte er zärtlich schmollend, „bei Nacht in fremde Häuser schlafen gehen — zu einem alten Soldaten." — „Hört!" rief der Schuster, indem er mit dem Fuße in den Stiefel fuhr, „mit Euch nehm' ich's noch auf!" — Sommer Hans erblich und schwieg betroffen, während er ein Lächeln erzwang.

Als er mit Truden heimtrabte (es war ein prächtiger Frühlingsmorgen, die Vögel sangen, Thauperlen bedeckten die Wiese, die Sonne stand rein am blauen Himmel), sprang sie

ihm sorglos voraus, er hatte Mühe nachzukommen und war fast athemlos, er ging mit sich zu Rathe, ob er ihr schon jetzt seine Absicht entdecken solle, aber so oft er anfangen wollte, blieb ihm das Wort in der Kehle sitzen, er verschob's bis nach dem Begräbniß. Und als es nach dem Begräbnisse war, er allein von der Kirche nach Hause ging (denn ein Leichenmahl hatte er nicht veranstaltet, Niemand begleitete ihn, auch Trude war ihm entsprungen), da klopfte sein Herz gewaltig. In der Thüre kam ihm Trude zu Gesichte, sie stand mit dem Rücken gegen ihn, ein weißes Kleid umfloß ihre schlanken Glieder und in zwei mit Rosabändern durchflochtenen Zöpfen hing ihr üppiges Haar fast bis auf den Boden herab. Sommer schlich leise heran, er hörte, wie sie ein Lied vor sich hin summte: „Die Thür ist geschlossen, die Fenster sind zu — wer stört mich in meiner nächtigen Ruh'? Es klopft in der Kammer, es raschelt im Stroh — es sinkt mir 's Herze und ich war doch so froh!" Da hielt ihr jemand von hinten die Augen zu, sie schrie: „Das ist der Martin!" und riß sich los — als sie Sommern erblickte, sagte sie ärgerlich: „Ihr solltet jetzt nicht an solche Späße denken!" und zerriß die Rose vorn an ihrem Busen und streute sie in den Wind. — „Närrlein!" sagte Sommer demüthig, „der Martin ist wer weiß wo in der Welt, oder gar gefallen — und Du kennst ihn ja gar nicht — laß Dir vom Schuster drüben kein X für ein U vormachen!" — „'s geht Euch nichts an, ich kann denken an wen ich will!" rief Trude gereizt und wollte fort. — Sommer hielt sie am Kleide zurück und bat sie recht demüthig, auf ihn zu hören. „Nun gut, ich höre schon!" sagte sie barsch und stellte sich stramm auf die Beine. „So nicht!" bat Sommer, „komm herein und laß uns recht vom Herzen reden!" —

Widerstrebend folgte ihm Trude in die Stube, er schloß die Fenster, hieß das Mädchen feierlich niedersetzen, setzte sich auch ihr gegenüber und begann: „Ich bin zu Ostern zweiundvierzig Jahr alt geworden.“ — „Das glaub' ich nicht!“ unterbrach ihn Trude, „Ihr seid zum wenigsten sechzig!“ — Sommer zog eine bereitgehaltene Schrift aus der Schublade. — „Da sieh!“ hiemit hielt er ihr seinen Taufschein unter die Nase. — „Ich glaube dem Gesicht mehr als dem Gekritzel!“ rief Trude, seine Absicht errathend. Sommer legte die Schrift ruhig zusammen und in die Lade zurück, setzte sich wieder und begann zum zweitenmal: „Ich bin reich, Trude, sehr reich! Haus und Hof und Feld und Vieh und Wald ist das geringste — ich habe einen reichen Schatz an baarem Gelde da drinnen in meiner Kammer — der ist mehr werth als Alles — die Schulzin ist todt — sie hat mir mein Leben verwüstet, ich habe eine traurige, sehr traurige Zeit mit ihr verbracht — Gott, der Herr, selbst hat Dich an meine Schwelle geschickt, daß wir einander helfen sollen — ich habe seinen Ruf in meinem Herzen gehört; er rief: nimm dieses Kind, es wird Dir zur Freude erwachsen! Du bist nun groß und schön worden und die Schulzin ist todt — verstehst Du, was ich meine?“

Trude schlug ihr Auge auf und sah ihn an, er weinte — sie ward gerührt — ein flüchtiges Gefühl für den Mann, dem sie Alles zu danken hatte, trat in ihr Auge, er ergriff ihre Hand und sagte unter Thränen: „Trude! ich bitte Dich, um aller Welt willen, sag' mir ein gutes Wörtchen.“ — „Nun ja, ich — hab' Euch ja lieb!“ sagte Trude. — „Hast Du?“ rief Sommer entzückt und sprang in die Höhe vor Freude, „hast Du? o Du mein Engel, Du Goldene, hast Du?“ Er kicherte unheimlich, Trude erschrak vor ihrer

Aeußerung und setzte abkühlend hinzu: „Wenn Ihr nur nicht so geizig wäret!“ — „Geizig? war ich's gegen Dich?“ sagte Sommer ernst — „'s ist wahr, das Geld war seit meiner Hochzeit mit der Schulzin meine einzige Freude, mein einziger Trost, aber für Dich möchte ich statt Samen Dukaten säen; versprich mir Deine Hand und ich thu' was Du willst, mag's noch so viel kosten.“ — Truden fuhr ein Gedanke durch den Sinn, wie sie die Entscheidung verschieben und Frist gewinnen könne, am Ende schmeichelte ihr der Gedanke, Besitzerin so großer Reichthümer zu werden, aber ihre Gedanken hatten sich an den fernen Martin festgestellt; wenn er nun käme — einen Säbel an der Seite, in prächtiger Uniform, stolz und schön — und du Sommers Weib — nein! Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Kömmt er bis dahin nicht, nun, dann bin ich Frau Sommerin! — „Gut!“ sagte sie zu Sommer, der an ihrem Munde mit dem Blicke eines Hundes hing, welcher einen Brocken erwartet; „ich will Euch auf die Probe setzen! Die Fritze Juliane ist Müllerin in Schönwalde geworden — baut mir auch eine Mühle drunten am Bach.“ — „Und wenn sie fertig ist?“ — „Dann“ — „Nun dann?“ — „Dann wird sich's schon machen!“ — „Wird sich's! Wird sich's machen? o Du“ — er wollte sie umarmen, aber sie stieß ihn weg — „o Du Grausame! Himmlische! Gute, Böse! Du sollst eine Mühle haben, bei meiner Seele! ich gehe gleich Leute bestellen!“ —

Und so geschah's auch. Bald wimmelte es in der Nähe des Hofes unten am Bach von Bauleuten und Taglöhnern, Sommer Hans immer mitten unter ihnen, antreibend, befehlend, anordnend; sein Anzug war weit prächtiger als im Anfange unserer Erzählung, wenn auch noch sehr grob; sein Gang war munterer, sein Gesicht belebter, wenn er auch keine Nacht

recht schlief, bald an die Kammerthür schlich, um auf Trudens Athemzüge oder auf die Worte zu lauschen, welche sie im Schlafe ausstieß (welche ihrerseits den Riegel vorgeschoben hatte), bald das Fenster öffnete und in die warme Sommernacht auf seine Mühle hinaussah, welche noch unvollendet im Mondscheine dalag. Je höher die Mühle wuchs, desto zudringlicher wurde Sommer, desto finsterer und launischer Trude. Sie blieb Abends oft aus, und wenn Sommer an's Fensterlein des Schusters Ignaz pochte, legte sich Trude auf 's rechte Ohr, der Meister auf's linke, und seufzend bald, bald fluchend mußte der Pflegevater allein nach Hause gehen, wo er seine Thür öffnete, den schweren Sack heraushob und seine Abbilder, die gleißenden Dukaten, im Mondenlichte überzählte, bis fern im Osten der Tag und der Morgenstern einander lächelnd begrüßten.

So geschah's auch in einer Herbstnacht, daß Trude im Häuschen des Schusters geblieben war, wieder klopfte es an die Scheiben — vergebens — beide schnarchten um die Wette, aber der Klopfer dünkte sich stärker als der Schlaf drinnen und ließ nicht nach mit dem Pochen, daß die Scheiben klirrten, und als doch kein Mäuschen im Hause sich rührte, da drosch's an die Thür. Jetzt ward es dem Schuster Ignaz zu bunt, er kroch hervor aus seinem harten Lager, schob das Fenster bei Seite und rief hinaus: „Siehst Du, ich hör's, ich mach' Dir doch nicht auf!" schob das Fenster wieder zurück, sprang wie ein Jüngling in die Hühnerfedern seines Bettes und schnarchte weiter; der Pocher aber sprang jetzt wieder zum Fenster und rief ein paar Worte, welche der Herbstwind übertönte; er rief sie noch einmal und aus allen Kräften — jetzt pocht dem alten Schuster im Bette das Herz, er erkannte die Stimme, es war nicht Sommer Hans — es

war — doch der Meister brummt: „Warum klopft er auch so? ich hab's gesagt, ich mach' nicht auf und dabei bleibt's!“ Nicht so Trude; sie sprang aus dem Bette, warf mit zitternden Händen das Kleid über, schlüpfte aus der Thür und öffnete leise den Riegel draußen — der Pocher hatte sie nicht gehört — sie glitt auf den Fußspitzen über den Rasen zur Hecke hin, hinter welcher verborgen sie mit heller Stimme rief: „'s ist ja schon offen!“ Der Soldat, denn er war's, drehte sich nach der Geisterstimme um und sah keine lebende Seele, mit einem Fluch ging er nun zur offenen Hausthür, drehte sich aber noch einmal um — eben trat der Mond hinter einer pechschwarzen Wolke hervor, und er sah fern über die Wiese ein Kleid flattern wie das mondscheingewebte einer leicht hinschwebenden Fee. Er starrte hin, bis der Mond wieder hinter die Wolke zurücktrat, dann schritt er in Gedanken über den seltsamen Empfang über die ausgetretene Schwelle und umarmte den alten Vater, welcher eben sein Lämpchen angezündet hatte; hierauf legte er den Czako ab, warf die ledernen Handschuhe, die er sonst nur an Sonntagen trug, vornehm hinein, zog den ledernen Gurt, an welchem ein abgeschraubtes Bajonnet hing, aus, und hängte ihn an einen Pflock in der Wand, gerade dem Fenster gegenüber, das Gewehr aber legte er vorsichtig auf's Bett.

Während sich Martin so häuslich einrichtete, schürte sein Vater mit der Ofengabel von draußen in dem ungeheuern Kachelofen, welcher die Hälfte des Stübchens einnahm, die noch glimmenden Kohlen zu neuem Leben an und setzte eine Pfanne mit gebackenen Forellen in's Rohr, wobei er unbemerkt auf seinen stattlichen Sohn, welcher majestätisch, voll Selbstgefühl mit drei großen Schritten das Zimmer maß und sich lächelnd am Thürpfosten das eingeschnittene Zei-

chen seines vormaligen Wuchses ansah, neugierige Blicke voll Ehrfurcht warf; hatten ja die Militärjahre einen prächtigen, blonden Schnurrbart auf die Lippe und ein Gefreitenschnürchen auf den Czako seines Sohnes gepflanzt, gegen den er sich vornahm, anfangs wegen der langen Vernachlässigung „verflucht einsilbig" zu sein. Martin fragte endlich, und sah dabei gegen die Decke, welche seit seiner Einberufung viel schwärzer und seinem Haupte näher gerückt war, den emsigen Vater, was er schüre? — „Forellen!" brummte Schuster Ignaz kurzgebunden. „Was der Tausend! wie kommt Ihr, Vater, zu Forellen?" — Der Alte machte sich nichts hören und holte das Brod aus dem Wandschrank; Martin schüttelte den Kopf und dabei funkelte an seinem linken Ohre ein goldener Ring. „Warum ließt Ihr mich denn so lange klopfen, Vater, und wer hat mir denn eigentlich aufgemacht?" — Schuster Ignaz stellte sich zornig. „Fragen! Fragen! lauter Fragen! Er meint wohl, weil Er Gefreiter ist, Er kann da seinen alten, ehrlichen Vater viel quästioniren? Setz' Dich dorthin auf Deinen Schämel — nun, wird's! und jetzt laß mich einmal fragen, Du Vagabund, Du schlechter Kerl, Du ehrevergessener Sohn! Meinst Du, weil ich um zehn Pfunde weniger wiege und meine Haare mit Asche besudelt sind, seit Du in die weite Welt gezogen bist, ich hätte Dich nicht erzeugt? wie? bin ich keines Briefes werth? Schweig! red' mir nicht! schweig, sag' ich! Ein Blick von einem jungen Mädel und vergessen ist Vater und Mutter und Alles!"

Martin wollte reden, aber sein Vater stieß die Pfanne mit wohlriechenden, gebackenen Forellen vor ihn hin und rief: „Stopf Dir damit 's Maul — Du — Du — Du" — er konnte nicht ausreden, die Thränen liefen ihm über die

dürren Backen und er umhalste seinen verblüfften Sohn recht inniglich, streichelte ihn mit der einen Hand und wischte sich mit der andern die Thränen ab, hieß seinen Martin immer essen, immer zugreifen und ließ ihn selber nicht dazu kommen, bis Martin sagte: „Ihr seid ja recht närrisch vor Freude, Vater!“ — Der Alte ließ ab und Martin verzehrte die Fische mit großem Appetit.

Als die Forellen fast mit den Gräten verzehrt waren, wischte sich Martin den Mund und fragte: „Na, woher habt Ihr doch die Fische?“ — „Von der Wassernixe!“ — Jetzt erinnerte sich Martin der Erscheinung draußen und fragte, auf sein Bett losgehend, auf das er schon lange sehnsüchtige Blicke geworfen hatte, denn er war sehr müde, wer denn das gewesen wäre? Hierauf öffnete er das Bett und rief: „Ei, ei, Vater! hier hat ja schon jemand gelegen? Ihr habt wohl nicht wieder geheuert?“ — Schuster Ignaz sah ihn pfiffig an und fingerte ihm Eins an die Nase! Martin schlüpfte in die Federn — „Teufel! 's ist ja noch warm! Ich will durch 300 Mann Spießruthen laufen, wenn nicht vor einer Viertelstunde ein Mädel hier gelegen hat!“ — Der Alte lachte: „Na, Du hast Prax! ja, ein Mädel war's! und was für Eins! na, nimm Deinen Kopf zusammen, Martin, daß sie Dich nicht verruckt macht, sie ist eine Hex'!“ — Er löschte die Lampe aus und schwatzte noch im Bette buntes Zeug durcheinander, leider redete er für die Fliegen, welche sich an der Pfanne einen guten Tag machten, denn der Martin war hinüber. —

Anders erging es diese Nacht Truden; als sie sich auf öder Wiese so mutterseelenallein sah, der Himmel umwölkt, kein Haus nah und ferne, nur Wald, Bach und Wiese, welche der Wind bald heftig tosend, bald leise we-

hend durchzog, da ward ihr gar sehr bange, sie fühlte sich so recht verstoßen, so recht ein verlorenes Kind; da war sie zufällig in die halbfertigen Gemäuer der Mühle, ihrer Mühle gerathen, aus welchem bei ihrer Annäherung das Nachtgevögel kreischend ausflog; sie setzte sich auf einen Steinhaufen nieder, der Wind seufzte durch die Lücken und Oeffnungen des Gemäuers, das Mädchen empfand ungeahnte Schauer, unheilverkündend tönte ihr Alles, die Stimme des Wassers, der Luft, des Gevögels und die ihrer eigenen Brust — sie floh, als jagten sie die Schrecken der Hölle; die eben erst schweren Füße schienen nun beflügelt, athemlos lief sie, ohne zu wissen wohin, nicht wagend, hinter sich zu blicken, sie wollte schreien und konnte nicht, die Kehle war ihr zugeschnürt.

Sie mochte so eine Meile in einer Stunde zurückgelegt haben, rein dem Zufall oder einem gewissen magischen Zug der Seele hingegeben, als ihr auf einem Hügel ein Licht entgegenschimmerte; jetzt erst hielt sie an im Laufe und trocknete das vom Schweiße triefende Gesicht mit der von Dornsträuchen zerfetzten Schürze. Mühsam kroch sie fast den Hügel hinan, öffnete die Thüre der Hütte, indem sie an der Schnur zog, und stürzte halb besinnungslos in eine kleine Brechstube, welche kein Vorhaus hatte. Als sie ihr irres Auge aufschlug — erkannte sie ihre Mutter, welche bleich vor Hunger und Noth ihr jüngstes Kind wiegte und zerfetzte Hemdchen beim trüben Scheine der Lampe zusammenflickte. Die Mutter sah sie mit hohlen Augen an und schrie, ohne von ihrer Arbeit zu lassen: „Hat er Dich fortgejagt und kommst Du jetzt zu Deiner vergessenen Mutter, weil Du nichts zu fressen hast? Sieh her, was wir im Hause haben!" Sie deutete auf die Kinder, welche auf Stroh umherlagen und schliefen.

Trude fiel auf einen Schämel zurück und suchte sich zu sammeln. Ein eigenes Schicksal hatte sie heimgeführt in dieser Nacht, welche gleichsam der Wendepunkt ihres Lebens werden sollte — sie hatte auf strengen Befehl Sommers von ihrer Familie keine Notiz mehr genommen, er wollte keine Bettelgevatterschaft dulden — auch war sie in ihrer Kindheit von der Mutter so arg behandelt worden, daß sie kein Gefühl für sie hatte, und wenn sie einmal zu ihr kam oder schickte, sie mit einer geringen Gabe und der dringenden Aufforderung, ja nicht wieder zu kommen, er wolle es durchaus nicht, abfertigte und fremd that. Jetzt fühlte sie Erbarmen mit dem elenden Weibe, das ihr Mann mit so vielen Kindern allein zurückgelassen hatte und — da er nicht ehelich mit ihr verbunden — in die Welt gegangen war. Sie bereute im Angesichte dieses Elends ihre Härte, und ihr tiefaufgeregtes Gemüth machte sich in Strömen von Thränen Luft.

„Hast Du nun gar Eins unter dem Herzen?" sagte die Mutter fast gleichgiltig, zu entkräftet zum auffahrenden Zorne. „Nein!" rief Trude entrüstet, „ich bin ein braves Mädchen und Ihr sollt das von heute erfahren — mag Er noch so sehr wüthen, kommt nur, ich werde Euch schon geben!" — „Hast Du denn was zum Geben? bist Du nicht selbst ausgejagt?" — „Nein! — ich weiß nicht, was diese Nacht mit mir vorgegangen ist — Mutter, der Herrgott muß mich selber zu Euch hergeführt und mir für Euch ein Herz gegeben haben — ich weiß nicht, wie ich hergekommen bin!"

Sie setzte sich an der Mutter Seite und nahm ihr die Flickerei aus der Hand, da sie sah, wie ihr der Schlaf in den Augen saß. „Kannst denn nähen?" fragte die Mutter und ließ sich gerne bereden, die Schlafstätte zu suchen. —

„Die Großmagd drüben hat mir schon manchmal was gezeigt!“ — Bald saß sie an der Arbeit und hörte mit einem niegekannten Gefühl der innersten Zufriedenheit mit sich selber den Athemzug ihrer armen, verlassenen Familie, für welche sie wirkte und wachte, bis Ermüdung gegen ihren Willen die Augenlider schloß und die matte Lampe immer düsterer und düsterer brannte, bis sie, noch einmal aufflackernd, wie um das Familienbild zu beleuchten, ganz erlosch und friedliche Nacht drinnen wie draußen webte. —

Diesmal galt es ein scharfes Examen, als sie früh bleich und sanft, still und bescheiden nach Hause kam. Denn Sommer Hans hatte zeitlich früh, als er wie immer nach der Mühle ging, zu sehen, ob die Bauleute schon da wären, den Gefreiten Martin getroffen, der es nicht erwarten konnte, sich seinem Dorfe in Uniform, gestiefelt und gespornt, die Waffe an der Hüfte, zu zeigen. Trude sagte die Wahrheit und bat den Pflegevater, die Noth ihrer Familie erleichtern zu dürfen. Sommer war nie geneigter, ihren Wünschen, die ihm ja stets für Befehle galten, nachzukommen, denn es freute ihn, daß Martin mit ihrem Ausbleiben nicht zusammenhing; „sie solle ihnen hinüber schicken, so viel sie wolle, nur möge sie die Leute nicht in's Haus ziehen!“ — Für dieses große Zugeständniß nahm er es sich heraus, sie im Fluge auf die Wange zu küssen — sie ward feuerroth, Zorn funkelte plötzlich in ihren Augen, aber sie schwieg — dieser geraubte Kuß zerstörte alle Gefühle der Dankbarkeit, welche im Herzen des Mädchens noch soeben entbrannt waren — denn sie fühlte, daß alle Güte, welche ihr Sommer bezeigte, der Selbstsucht entstammte, sie kam sich in seinen Augen vor wie ein schöngeschnittener Dukaten, den zu erwerben er keine Mühe, kein Opfer scheute, seine Liebe

zu ihr erschien ihr als Geiz in Maske. Die Bauleute hatten Sommer noch nie so lustig gesehen, er machte die tollsten Späße! der Arme! der Kuß sollte ihm theuer zu stehen kommen! — Trude wusch die Wange am Troge mit frischem Wasser und rieb den welken Kuß aus allen Kräften weg, so sehr ekelte ihr davor; dann trat sie vor das Hofthor, an dem eben Martin vorbeistolzirte; er grüßte militärisch, indem er zwei Finger der beschuhten Hand an den Czako legte — Trude ward feuerroth und sagte unwillkürlich: „Willkommen, Martin!" Der Gefreite blieb bei der zutraulich Grüßenden stehen und dankte für die Forellen, lachte über die Art, wie sie sich gestern davongemacht habe — und fragte mit zärtlichen Blicken, ob ihr ein Soldatenrock so schrecklich fürchtig mache? Darauf meinte Trude mit niedergeschlagenen Augen: O nein! sie habe ihn schon lange erwartet, Vater Ignaz habe so oft mit ihr von ihm gesprochen, daß sie sich ihn schon ordentlich leibhaftig habe vorstellen können. — Martin fragte bescheiden, ob's auch so eingetroffen?• „Nicht so ganz!" antwortete Trude, „Sie sind, viel herrischer, man kriegt ordentlich Respekt!" Martin lachte selbstgefällig und stampfte die Steine, auf denen er stand, mit dem Absatze, daß es Funken gab. „Ja man lernt's!" sagte er bescheiden; „wenn man mit Hauptleuten und Majors rapportirt, da fährt Einem was in den Rücken — he, he, ja, man sieht dann ein Bißchen steif drein!" —

So ging's weiter, bis sie von einem kleinen in Lumpen gehüllten Mädchen gestört wurden, in welchem Trude mit Schrecken ihre Schwester erkannte; wie gern wäre sie hineingerannt in's Haus, aber der Gefreite hielt ihre Hand in der seinigen und sie wagte es nicht, sich loszumachen; indessen war das Mädchen da und stammelte: „die Mutter

ließe ihr sagen, sie möchte einen Laib Brod und ein paar Eier schicken!" — Das Blut strömte Truden zum Herzen, sie ward ganz bleich und ihre Hand zitterte in der des Gefreiten. „Wer ist denn das Mädel?" fragte Martin. — „Droben aus den Feldhäusern!" antwortete Trude ausweichend, machte sich los und bat um Verzeihung, weil sie mit dem Mädchen hineingehen müsse.

Martin legte Trudens Gemüthsbewegung zu seinen Gunsten aus; er glaubte, die Störung ihrer gemüthlichen Unterhaltung und die bevorstehende Trennung mache sie so aufgeregt, und wagte es daraufhin, zum Abschiede ihren Mund zu küssen, nach Soldatenbrauch — wie süß schmeckte dieser Kuß nach dem des alten Sommer! sie riß sich zwar verschämt los und drohte mit dem Finger, als sie aber Martin recht sehr bat, doch ja Abends zum Vater Ignaz zu kommen wie früher, da sagte sie nach kurzem Bedenken: Ja! und war in den Hof entsprungen. Sie gab nun dem Schwesterchen das Gewünschte in ein blaues Tuch eingewickelt und entließ es mit dem Auftrage, nicht wiederzukommen, sie werde schon Alles hinaufschicken. Ihr Gewissen entschuldigte Trude mit dem Befehle ihres Pflegevaters. —

Abends fand sie sich ihrem Versprechen gemäß beim Schuster Ignaz ein; Martin war auch ihretwegen früher heimgekommen; er war den ganzen Tag bei seinen ehemaligen Kameraden herumgestiegen, sich ihnen zu zeigen und an ihrem Staunen sowohl als auch an ihren eigenen verkommenen, arbeitgeschwärzten Gestalten zu ergötzen, denn Martins Hauptcharakterzug war unmäßige Eitelkeit. — Beim Picken des altergeschwärzten Seigers, beim lautlosen Bohren der väterlichen Ahle saß Martin auf dem vornehmen, rothangestrichenen Schämel unterhalb der Schusterbank, Trude aber ihm gegen-

über auf ihrem Dreifuß; er war noch ganz in Uniform, die Knöpfe funkelten im Lampenlichte, seine blauen Augen leuchteten, während er sich den blonden Schnurrbart strich und vor geneigten Ohren die Szene Othello's vor Desdemona aufführte, mit dem Unterschiede, daß er, als guter Christ, dem der Himmel pflichtgemäß offen stand, sich hin und wieder eine Lüge, eine Prahlerei erlaubte, um die Speise zu würzen: so wollte er Scharmützeln zu Schlachten, Plänkeleien zu Attaquen erheben, von Andern Gehörtes gab er für Selbsterlebtes aus, kurz, er erreichte seinen Zweck — jede Kugel hörte Trude durch die Lüfte pfeifen, von der er erzählte, sie sei an seinem Kopfe vorbeigeflogen, sie stürmte, sie focht mit, wenn er von eingenommenen Festungen sprach, welche er zuerst erklommen. Als er fertig war, oder sich zu neuen Erzählungen sammelte, warf Vater Ignaz, welcher schweigsam und emsig fortarbeitend zugehört und nur hie und da mit dem Kopfe geschüttelt hatte, die Bemerkung hin: „Und doch nur Gefreiter?“ Martin schoß das Blut in's Gesicht, er antwortete aber schnell: „In einer Armee, wo jeder Gemeine verdiente, Oberst zu werden, ist ein Gefreiter mehr als Gefreiter, mehr als anderswo ein Hauptmann!“ — Schuster Ignaz schwieg; Trude war von der geschickten Antwort ganz hin vor Begeisterung, sie glaubte an Martin wie an den Heiligen gleichen Namens. Als sie nach Hause ging, begleitete sie Martin, er nahm ihren Arm unter den seinigen und drückte sie fest an sich, er spürte ihr Herz klopfen, vor dem Thore des Gehöftes standen sie noch lange und wisperten, bis von innen die schweren Schritte Sommer Hansens mit den hölzernen Pantoffeln schallten; jetzt drückte Martin einen heftigen Kuß auf Trudens Lippen, sie gab ihn ihm zurück und legte ihre Hände

dabei auf seine Schultern, dann riß sie sich los und Martin trat in die Nacht zurück, um von dem Thorschließer nicht bemerkt zu werden, dessen schmeichelnde Grüße an Trude er noch hören mußte.

Verwünschungen gegen „den alten Geizdrachen", wie er Trudens Pflegevater zartsinnig nannte, ausstoßend, kam der Gefreite heim, wo ihn ein unangenehmes Zwiegespräch mit dem Vater Ignaz erwartete, das wir nicht vorenthalten können. Als nämlich Martin seine Uniform abgelegt hatte, um sich, innerlich müde und zerrissen von der Mühe des Aufschneidens, zu Bette zu begeben, sagte Vater Ignaz in seiner raschen Weise: „Gib sie nur auf die Bühne!" (den Boden.) — „Warum denn? morgen ist ja auch ein Tag!" — „O ja, aber ein Werktag!" — „Was meint Ihr damit, Vater?" — „Was ich meine? daß sechs Tage zum Arbeiten sind und nur Einer zum Ruhen!" — „Aha! ess' ich Euch schon zu viel?!" murrte der Gefreite und warf sich in's Bett. — „Mein'twegen iß so viel Du willst, wenn Du nur was zu essen hast." — „Ihr seid immer so ein Knicker gewesen, könnt mit dem Sommer in einer Scheuer dreschen." — „Da bist Du der erste, der so was von mir sagt — ich bin kein Krentopfgucker — aber ehrlich währt am längsten!" — „Ja, auf dem Dreifuß!" knirschte Martin, den der Gedanke schmerzte, den Staat ausziehen und morgen sich mit Pech besudelt Truden zeigen zu müssen; er hatte Urlaub auf unbestimmte Zeit, möglich war's, daß er Jahre lang zu Hause bleiben mußte, vielleicht auf immer; da half kein Pardon, Martin mußte auf den Dreifuß. — Da saß er des andern Tages finster und stumm, mit zusammengebissenen Zähnen und flickte die Schuhe der Dörfler, gegen die er sich wie ein Gott vorkam; er schob Mittag die Brodsuppe bei Seite und ließ den Vater allein

essen und beten, letzteres kam ihm geradezu lächerlich vor; er hätte gern aus vollem Halse geflucht. — Schuster Ignaz redete des Tages oft recht sänftiglich zu ihm, auch warf er verstohlenerweise mitleidige Blicke auf den armen Kerl, der sich so erniedrigt vorkam durch die Arbeit, aber das half Alles nichts, Martin wollte nicht freundlicher werden. Abends warf der alte Meister zornig die Schürze ab, zog den langen Rock an, welchen man nicht eigentlich Sonntagsrock nennen konnte, da er für die Woche keinen zweiten hatte, und lief in's Städtchen hinab, sich in der Schenke einen Rausch zu trinken. —

Kaum war er fort, als Trude Martin überraschte; sie hatte rothgeweinte Augen und sah recht verstört aus. Zu ihrem Kummer bemerkte sie fast gar nicht oder nur leicht die Veränderung, welche mit Martin vorgegangen war; das hinderte ihn aber nicht, schamroth zu werden, die Schürze abzulegen, Ahle, Draht und Pech wegzuschleudern und Truden entschuldigend zu verstehen zu geben, er habe „aus Jux" seinem Vater helfen wollen. Als er ihr in's Gesicht schaute, um zu sehen, ob sie ihm auch glaube, bemerkte er erst ihren traurigen Zustand. „Du hast geflennt! was hat's denn?" fragte er. — „Du lieber Herrgott! die Mühle kriegt in acht Tagen den Strauß!" — „Und darum weinst Du?" — „Ja, wenn Sie wüßten," antwortete Trude, welcher das „Du" Martins heiß machte. — „Sag mir auch „Du"!" bat er und zog sie an sich, nachdem er seine Hände mit warmen Wasser gereinigt hatte. „Ach, wenn Du wüßtest!" wiederholte Trude und kam dem Martin auf den Schooß zu sitzen. — „Sag's heraus! was hat's denn mit der Mühle?" fragte er und küßte sie heißer als gestern, als wollte er durch Wärme ersetzen, was er an äußerem Werthe verloren zu haben glaubte.

Sie erzählte ihm von Sommers Antrag, ihrem Abscheu, von den Schätzen, die er ihr versprochen, wie sie auf den Gedanken kam, er solle ihr eine Mühle bauen, um Zeit zu gewinnen; da sah sie ihn liebevoll an und gestand erröthend, sie habe seiner so oft gedacht und daß er ihr von Gott bestimmt sein müsse — in Martin aber war ein Gedanke entflammt, welcher ihn gar sehr aufregte. — „Wo hat er denn seinen Schatz?" fragte er zerstreut, da seine Sinne an dem Worte Trudens hängen geblieben waren und das Spätere daran spurlos vorübergegangen war. — „In seiner Kammer!" sagte Trude und sah Martin bestürzt an, welcher sich von ihr losgemacht hatte und stürmisch bewegt im Stübchen auf und ab lief. „Was hast denn?" fragte sie den Geliebten — keine Antwort! „was hast denn?" — „Mädel!" rief der Soldat, und ergriff ihre Hand, „hast Du mich auch lieb?" — „Ich muß ja, sonst käm' ich ja nicht 'rüber!" — „Gut. So wirst Du fleißig horchen auf das, was ich Dir jetzt sagen werde." — „Ich horch' schon!"

„Sag mir, Trude, wen hältst Du für das nichtsnutzigste Wesen unter Gottes Sonne?" — Trude besann sich. — „Ich weiß nicht!" sagte sie lächelnd. — „Ich werde Dir's sagen: es ist ein Geizhals! er kömmt mir vor wie eine dicke Wand, welche die Sonne aufhält, daß sie gute Leute nicht erwärmen kann und selbst doch kalt bleibt! der Sommer ist's!" — Trude schwieg. Martin maß noch immer mit gewaltigen Schritten die Stube. Dann blieb er wieder vor Truden stehen, welche ihm ängstlich mit den Blicken folgte. „Hast Du ihn gern, willst ihn heuern?" — „Wen?" — „Nun, wen? den Sommer!" — „Nein! lieber stürz' ich mich in's Wasser!" — „Du wirst ihn aber doch heuern! siehst Du, Mädel, ich hab' gar nichts! ich bin ein blutar-

mer Kerl, ich kann Dich nicht heuern!" — Truden war das Weinen sehr nahe, aber sie bezwang es. „Siehst Du, wie schön das Leben wär', wenn wir reich wären! Wir kauften uns eine Wirthschaft und arbeiteten zusammen und wären glücklich, wenn's auch in Amerika wäre!" Trude seufzte: „Ja, wenn wir reich wären!" — „Ich sag' Dir aber, wir könnten reich werden!" — „Wie denn?" — „Wenn Du nur wolltest!" — „Ich?" — „Ja, Du! aber Du mußt mir nicht mit Deinem Gewissen kommen, das ist Altweibergerede! Wer gegen den Feind einmal gefeuert hat und zweimal sein Hab und Gut geplündert — der spricht anders. — Hast Du denn Sommer gern?" — „Nein, weil er mich heuern will!" — „Also ist er Dein Feind! ist er's?" — Trude besann sich. „Ist er's?" fragte Martin dringender; „er steht Deinem Glücke entgegen und will Dich unglücklich machen, ist er's?" — „Nun ja, freilich ist er's." — „Sag' mir, war's recht, daß ich auf meine Feinde geschossen hab'?" — „Muß wohl recht gewesen sein, sonst wärst Du nicht Gefreiter worden." — „Und ist Sommer nicht unser Beider Feind?" — „Du erschreckst mich! Du willst ihm doch nicht gar etwas zu Leide thun?" — „Nein, sei ruhig! an dem wär's Pulver verschwendet! aber sein Geld möcht' ich!" — Trude schrie auf, als er bei dem Worte Geld auf den Tisch schlug, daß Alles auf dem Gesimse klirrte; sie hatte Furcht vor seinen wilden, rollenden Augen und sah immer nach der Thür, ob Schuster Ignaz nicht kommen wolle. „Er hat an der Wirthschaft genug, wir wären mit seinem Geld so glücklich, ohne das Bettler!" — „Aber es ist ja eine Sünde!" meinte Trude schüchtern. — „Also war es eine Sünde, daß ich im Felde meinem Feind die Taschen plünderte — war es Sünde, daß ich ihm

den Schädel einrannte?" — Trude wußte auf dies Kunststückchen nichts zu erwiedern, als: „Ja, die hätten Dir's auch gethan, wenn sie gekonnt hätten, aber" — „Aber der Sommer thut's nicht?" setzte Martin heftig fort, „hält er nicht so viel Geld unter seinen Krallen, was er nicht braucht, mit dem andere Leute glücklich gemacht würden? Daran hat er nicht genug, er will auch Dich! Und so ein armer Teufel wie ich muß leer ausgehen und da auf der Schusterbank verkrümmen!" — Herbe Thränen floßen in seinen Schnurrbart hinab, Trude drehte es das Herz um, ihn weinen zu sehen. „Aber er hat mich erzogen und thut mir, was er mir nur an den Augen absieht!" sagte sie und streichelte ihn. „Ja", fuhr er auf, „weil er Dich haben will! Der Teufel hat dem Herrn auch vom Berge alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt, um ihn herumzukriegen! Werde nur sein Weib, dann wird er andere Saiten aufziehen!" — Trude konnte nichts dagegen sagen, ihr schwaches Herz ward nicht von Grundsätzen unterstützt, sie schwankte. Martin, dies bemerkend, nahm die letzte Kraft zusammen, den Balken in's Rollen zu bringen und sagte: „Sei nicht närrisch, Trude! gehorche meinem Rath'! mach' ihm Angst, Diebe wären drüben in Klösterle eingebrochen, rath' ihm, seinen Schatz zu vergraben." — „Und was dann?" — „Wir graben ihn aus und gehen über die Grenze!" — Hier wurde ihre Verhandlung durch Schuster Ignaz unterbrochen, welcher singend hereintaumelte:

„'s war ein Soldat, der hatt' 'nen Schatz, juchhe!
Bewacht von einer schwarzen Katz', juchhe!
Die hatte grüne Augen." —

Das Paar erschrak über diese treffenden Worte und entfernte sich aus der Stube, wo Schuster Ignaz noch einen

Höllenlärm beging. — Als Martin wieder eintrat, lag kunterbuntes Zeug auf dem Boden umher und sein Vater obendrauf; er fühlte, daß er Schuld sei an dem Zustande des alten Mannes und legte ihn ordentlich in's Bett, wo er gemüthlich schnarchte, ohne von den weiteren Vorgängen dieser Nacht etwas zu hören, bis ihn der Morgen schrecklich weckte.

Erhitzt von Martins feurigen Küssen kam Trude heim; es war dunkel in der großen Stube; sie wollte sich auf die Ofenbank setzen, um vor dem Schlafengehen noch über die Vorgänge des Abends nachzudenken, fuhr aber mit einem Schrei empor, als sie sich von zwei Armen rückwärts umschlungen und auf die Bank niedergezogen fühlte. „Ga mer a Guschla!“ — (Gib mir einen Kuß!) bat Sommer Hans mit halberstickter Stimme. Trude wollte sich loswinden, ward aber mit großer Gewalt auf Sommers Schooß niedergezogen — da, in der größten Noth der Selbsthilfe ergriff sie Martins Vorschlag und sagte: „Ihr spaßt und drüben in Klösterle haben sie heute Nacht eingebrochen!“ — Sommers Hände ließen nach. „Wer sagt's?“ rief er erschrocken. — „Das ganze Dorf ist ja voll davon!“ sagte Trude, der die Finsterniß, welche in der Stube herrschte, sehr zu statten kam. Der Alte fing an zu zittern; er ging in seine Kammer, öffnete die Lade und griff hinein — der Schatz lag noch da. Er malte sich den Gedanken schrecklich aus, wenn er eines Morgens erwachte und der Sack voll Dukaten wäre verschwunden! „Herzensmädel!“ rief er zur offenen Thür hinein, „was ist da zu thun, daß man die Schelme nicht zu fürchten hätte?“ — Trude schien sich eine Weile zu besinnen und fragte dann: „Wie ist's denn doch mit der Mühle?“ — „O, die ist bis zum Dachstuhl fertig —

die Huchst (Hochzeit) könnte in vierzehn Tagen sein.“ — Und wieder ging er mit offenen Armen auf sie los. — „Mir fällt's ein,“ rief Trude jetzt, „vergrabt das Geld, vergrabt's!“ — „O Du gescheites Köpfchen!“ sagte Sommer schmunzelnd, „Du hast recht! Vergraben! Vergraben!“

Und er hob den Sack aus der Truhe; Trude machte Licht und steckte es in die Laterne; Sommer folgte mit Spaten, Haue und dem Schatze, sie ging voran mit der Laterne. Fern im Schusterhäuschen steckte Martin den blonden Kopf durch das kleine Fenster, er konnte nicht schlafen. Jetzt sah er das Laternenlicht durch die Hecken streifen, welche sich um den Hof zogen, seine erweiterten Pupillen glaubten auch zwei Gestalten zu sehen, der Nachtwind trug aber keinen Laut herüber, ja, jetzt — jetzt — die Haue schallt, wenn sie an Steine schlägt, regelmäßig kehrt der Wurf des Spatens wieder, Martin's Brust arbeitete schwer, drinnen schnarchte sein benebelter Vater, blickt er auf diesen so oft hinein? nein! auf das Gewehr, welches an der Wand hängt — bald wandelt die Laterne wieder in den Hof zurück — jetzt, jetzt ist es Zeit! Doch hörte man noch hie und da nach Hause taumelnde Betrunkene singen, der Nachtwächter bläst erst elfe. —

Martin macht das Fensterchen leise zu und legt sich in sein Bett. Er macht seinen Plan für die Zukunft, kauft ein Gut, sieht schon die Füllen mit den Böcklein springen auf den braunen Aeckern, dort wandelt der majestätische Stier, mit dem herabhangenden Halse und dem mächtigen Nacken, hinter ihm her die ganze Herde, deren Glocken läuten, die Leute bleiben stehen und fragen: „Wem gehört denn das Vieh?“ — „Dem Martin Reiser!“ antwortet der peitschende Hirte; drüben pirscht er selbst in seinem Busch, während

die Aexte der Holzmacher den stillen Wald durchhallen — unten rauscht sein Bach, in welchem seine Kinder fischen, am Bache seine schöne, weiße Mühle, aus welcher Trude eben mit Mehl bestäubt, aber um so schöner hervortritt — o, welche Zukunft! — Kehren wir zu Sommer Hans zurück. Trude schläft bereits, heute hat sie vergessen, den Riegel vorzuschieben, so sehr war sie ermüdet und aufgeregt. Hans dreht sich in seinem Bette hin und her und kann nicht schlafen, draußen heulen die Katzen, daß ihm die Haare zu Berge stehen, er schaut zum Fenster hinaus, ihm ist's, als züngelten Flammen aus der Mühle unten, er reißt das Fenster auf, die Nachtluft strömt kalt herein, Alles ist still und dunkel, er hört den Bach rauschen, schließt beruhigter das Fenster und steigt wieder in's Bett. Jetzt glaubt er in der Stube drinnen Geräusch zu hören, er geht an die Thür und horcht, er versucht diese leise zu öffnen, es geht, sie hat diesmal zu schließen vergessen — oder hat sie's geflissentlich gethan? horch! sie spricht wieder einmal aus dem Schlafe, er bleibt wie eingewurzelt stehen, sie schreit: „Martin! Martin! hinter der Hecke! hinter der Hecke!" — Sommer wankt in seine Kammer zurück, macht Licht, nimmt die staubige, stets geladene Pistole, welche immer über seinem Bette hängt, herab, öffnet die Thür leise, schleicht auf den Fußspitzen an Trudens Bett heran und weckt sie ungestüm — nie war sie ihm noch so reizend erschienen, die Brust wallte, ihre Wangen glühten, die schwarzen Augen leuchteten magisch, das dunkle Haar fiel über die nackten Schultern in reicher Fülle herab, sie sah ihn in der Linken den Leuchter, in der Rechten die Pistole, vor ihrem Bette stehen; sie richtete sich jäh empor, daß sie im Bette zu knieen kam. „Was wollt Ihr?" schrie sie. — „Das Fra-

gen ist an mir!“ sagte Sommer düster, seine Gestalt richtete sich majestätisch auf, er schien ihr bis an die Decke zu reichen. Seine kleinen Augen funkelten aus dem gelblichen Angesicht wie Irrlichter im Moor, er zückte die Mündung der Pistole nach ihr und sagte mit fester, aber doch innerlichst bebender Stimme: „Du stehst nicht lebendig auf, wenn Du nicht bekennst!“ — „Was soll ich bekennen?“ rief Trude händeringend. — „Die Wahrheit! sprich, warum riethst Du mir, den Schatz zu vergraben?“ — „Weil's so am besten ist!“ sagte Trude sich sammelnd. — „Für mich oder für Dich, oder für noch einen Dritten?“ — Trude sah sich verrathen — sollten sie belauscht worden sein? — Sie schwieg; Sommer ließ grausam den Hahn knacken und sagte: „Gesteh! oder — ich weiß Alles!“ — „Wißt Ihr's? nun gut, so will ich reden! Ich hab' den Martin lieb und Euch haß' ich wie die Nacht!“ — „Schön!“ sagte Sommer ruhig; Trude fuhr fort: „Ich konnte Eure Liebeleien nicht vertragen, lieber die einer Katze!“ — „Schön!“ — Seine teuflische Ruhe regte Truden immer mehr auf, sie fuhr fort: „Ja, der Martin sollte Euern Schatz finden, Ihr habt genug und wir wären auch glücklich!“ — „Schön!“ sagte Sommer und athmete tief auf; er verließ jetzt ihr Bett und ging in die Kammer zurück, aus der er nach einigen Sekunden mit einem Bündel wiederkam. Trude war unterdessen aus dem Bette gesprungen, hatte einen Rock und ein Tuch umgeworfen und war eben auf dem Sprunge, aus der Stube zu fliehen, als Sommer ihr das Bündel vor die Füße warf und: „Geh nur, geh! und nimm Deine Bettelkleider mit!“ ihr nachrief; aus Angst that sie, wie er befohlen, nahm das Bündel unter den Arm und entsprang; Sommer verbarg das Gesicht mit den Händen und schluchzte;

dann zündete er die Laterne wieder an, nahm wieder die Haue und den Spaten, dazu die geladene Pistole, welche er erst sorgfältig untersuchte, und ging der Stelle zu, wo er den Schatz vergraben hatte.

Trude war indessen bei Martins Häuschen baarfuß angelangt, klopfte zitternd vor Kälte und Seelenangst mit aneinanderschlagenden Zähnen an das Fenster, Niemand hörte; sie rief: Martin! niemand meldete sich; jetzt stieg eine Ahnung in ihr auf, sie verließ die Hütte und lief querfeldein dem Scheine der Laterne nach, welche die Haselnußhecken beleuchtete; athemlos, mit zerstochenen blutigen Füßen kam sie gerade zurecht, um den schrecklichsten Auftritt zu erleben; sie sah Martin graben, neben ihm lag ein Gewehr; sie winkte, sie rief; Martin blickte hinter sich und sah Sommer Hansen ganz in der Nähe, ein Stück hinter ihm her keuchte Trude, er griff rasch entschlossen nach dem Gewehr, Sommer hatte seine Bewegung scharf fixirt; als jener sich niederbeugte, drückte er seine Pistole ab, es knallte und Martin lag in seinem Blute; mit einem entsetzlichen Jammergeschrei sank Trude zusammen; Sommer leuchtete dem Gefallenen mit der Laterne in das brechende Auge, nahm dann das Gewehr vom Boden, drückte es in die Luft ab und legte es neben Martins Leiche; eben trat der Mond hinter dem Berge hervor, das Gewehr glitzerte in seinem Lichte; Sommer löschte die Laterne aus, nahm Martins Werkzeuge auf und grub weiter, bald lag der Schatz wieder zu Tage; Sommer schlug eine grelle Lache auf und füllte die Grube ruhig mit dem Erdreich wieder aus. Hierauf nahm er den Sack mit dem Gelde auf die Schulter, er wuchtete schwer, nahm seine Haue, den Spaten und die Laterne in beide Hände und ging an Truden vorbei in sein Gehöfte, wo ihn der Kettenhund

heulend empfing. — Früh fand man Truden wahnsinnig lachend neben Martins Leiche kauern, man fragte sie aus, sie gab tolle Antworten; als man auf die ausgefüllte Grube stieß und sie darnach fragte, sagte sie: „Da haben wir heut Nacht beisammen gelegen, der Wolf kam und grub uns aus!“ —

Bald eilte der nüchtern gewordene Schuster Ignaz herbei und brach in ein Jammergeheul aus,. als er seinen blutigen Sohn neben dem tollen Mädchen liegen sah — er machte sich die bittersten Vorwürfe, ihn zur Arbeit gezwungen zu haben.

Das Gericht nahm an, Martin habe sich selbst entleibt, wofür das Gewehr sprach; nach damaligem Gesetz ward er nicht auf dem Kirchhof, sondern an der Stelle, wo er gefunden ward, in der Grube beerdigt, welche für den Schatz aufgeworfen worden war.

Oft sieht man in Mondnächten die tolle Trude unten auf dem Gemäuer der noch immer unfertigen Mühle herumklettern; dann geht um Mitternacht ein langer hagerer Mann hinab und trägt sie auf seiner mächtigen Schulter in das nahe Gehöfte, sie schlingt traulich ihre weißen Arme um seinen Hals — jetzt scheint ihm der Mond in das geisterhafte Angesicht — es ist Sommer Haus.

# Inhalt.

Reich, Moritz,

An der Grenze Aus dem Nachlasse von Moritz Reich. Herausgegeben von Alfred Meißner

Prag 1858